This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritter Band.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritter Band.

STANFORD LIBRARY

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

Das Recht der Ueberſetzung ins Engliſche, Franzöſiſche und andere fremde Sprachen iſt vorbehalten.

172217

Es ist im Wesen der Dinge gegründet, daß alles Lebendige wächst, also auch die politische Forderung.

Varnhagen von Ense.
(Den 8. August 1848.)

1845.

Mittwoch, den 1. Januar 1845.

Man will wissen, der Fürst von Wittgenstein habe das Hausministerium nun ganz an Stolberg abzutreten im Sinne. — Herr von Küstner hat bestimmt seinen Abschied gefordert, wegen des Verdrusses, den man ihm von allen Seiten macht. — Es wird behauptet, wir hätten einen Zuwachs von Ministern zu erwarten. Der König soll finden, es sei nicht Thätigkeit genug in der Staatsmaschine; er wolle daher die Räder vermehren.

Eine Anrede Böckh's an die Studenten war in das „Journal des Débats" gerathen, das natürlich seine Aeußerungen sehr übertrieben hat. Der König las den Artikel und war sehr ungehalten darüber, daß Böckh von Rückschritten, von finstern Zeiten ꝛc. sollte gesprochen haben.

„Der geistliche Kampf. Aus dem Italiänischen des P. Dom Laurentius Scupuli, Theatiners" (Wien, bei den Mechitaristen, 1831). Von der Majorin Paalzow mir geliehen, ein gutes Erbauungsbuch. Auch hier steht ausdrücklich und wiederholt angerathen, man müsse die Sünden vergessen, nichts daraus machen, was man Hegel'n als einen Frevel anrechnen wollte! Unsre Heuchler und

Frömmler wiſſen nicht einmal das Hiſtoriſche der Religionsvorſchriften, für die ſie zu eifern meinen!

In Milnes geleſen, im Herodotos und in Pückler.

Donnerstag, den 2. Januar 1845.

Brief aus Paris von Gräfin d'Agoult, die mir neue Autographen ankündigt; „l'exécution de Tschech" — ſchreibt ſie — „fait ici une sensation pénible; le bruit de la *grâce* s'était généralement répandu et la surprise a été grande et douloureuse."

Die Luſt am Zeichnen und Verändern hat der König auch bei den Spielkarten ausgeübt; er hat Proben neuer Bilder anbefohlen, die auch eingeſchickt worden; indeß ſcheint die Sache für jetzt zu ruhen. „Ach daß der Schwanenorden nicht fertig iſt geworden!"

Sonnabend, den 4. Januar 1845.

Heute Profeſſor Preuß bei mir, Erörterungen über den alten Deſſauer, Friedrich den Großen; über die ungeheuren Anſtrengungen, Thaten und Arbeiten, die dem preußiſchen Staate zum Grunde liegen, die aber auch noch jetzt erfordert werden, wenn der Staat bleiben ſoll, was er geworden iſt, und die daher, wenn ſie mangeln, nirgends ſo vermißt werden, wie eben hier.

Neumont war geſtern Abend beim Könige und las den erſten Akt von Niccolini's „Arnold von Brescia" vor, der König verſtand bisweilen ein Wort oder eine Phraſe nicht, und die Königin gab dann ſogleich Auskunft, ſie kann ſehr gut Italiäniſch; Olfers, Uſedom und noch ein Gaſt hörten zu, eine Hofdame nähte Tapiſſerie, eine

andre ſpielte mit einem Adjutanten Schach, es herrſchte viel Ungezwungenheit.

Heute war der erſte Vortrag im wiſſenſchaftlichen Verein, von Profeſſor Zumpt gehalten. — Der Prinz von Preußen hatte gehört, Profeſſor Dönniges habe ſich mit einem Vortrag über den Kommunismus angemeldet, und wollte als Protektor des Vereins dies Thema nicht gutheißen; da ihm jedoch verſichert wurde, der Kommunismus ſolle beſtritten und lächerlich gemacht werden, ſo war er zufrieden. Unrichtige Rechnung, das eine Wort von Dönniges wird zehn Gegenworte hervorrufen; überdies iſt Dönniges, wie alle Schüler Ranke's, trocken und linkiſch.

Die „Weber" wurden zur Gemähldeausſtellung, wie bekannt, nicht zugelaſſen; ein andres Bild, Kopf und Oberleib eines ruhenden Mädchens von Schiavone, erregte Anſtoß wegen vorgeblicher Lüſternheit; ein drittes, die „Mißheirath" von Hübner, ſollte verworfen werden, weil es gegen den Adel aufzureizen ſchien, doch wurde es endlich noch zugelaſſen. Die Empfindlichkeit der Ariſtokratie iſt ſehr groß und wird mehr als je berückſichtigt.

Sonntag, den 5. Januar 1845.

Beſuch von Herrn Doktor Jaup, der mir ein werthvolles Autographon des unglücklichen Rektors Weidig bringt, ein im Gefängniß geſchriebenes Blatt, das ich nicht ohne peinliches Mitgefühl anſehen kann. Wir beſprechen ſeinen Fall und andre ähnliche, den Zuſtand in Heſſen-Darmſtadt, die Erwartungen, die man am Rhein hegt ꝛc.

Gegen ſieben Uhr ging ich zum Miniſter von Bülow, ihm meine Bücher, die „Biographiſchen Denkmale", zu bringen. Ich traf ihn in größtem Wuſt und Drange der Arbeit, er aber

wollte mich nicht fortlaſſen, und ich mußte bis nach acht Uhr bleiben. Er ſprach zuerſt von dem Blatte, das auf dem Tiſche lag, einem Schreiben der Oberhofmeiſterin Gräfin von Reede, das er eben dem Marquis von Dalmatien zufertigen wollte; die Gräfin findet, Madame Gudin könne nicht zur Kour kommen, ſolle aber zum Konzert an Hof geladen werden, — Madame Gudin iſt die Frau des Mahlers, aber die Tochter eines engliſchen Lords. Dann war von Metternich die Rede, der kürzlich vorgeſchlagen hatte, die fünf Mächte ſollten in Griechenland einſchreiten, und auf Preußens erſte Zuſtimmung rechnete; der König wollte aber nicht, fand, es ſei zu ſpät, und man würde ſich nur mit England und Frankreich übel ſtellen; dieſe waren auch entgegen, und Metternich ließ nun die Sache fallen. „Wie konnten wir ihm auch beiſtimmen", ſagte Bülow, „nachdem er uns ſo ſchlecht behandelt? Wir wollten gleich anfangs Herrn von Braſſier abrufen von Athen und alles Vorgegangene mißbilligen, aber das verneinte Metternich, ließ alles gut ſein und meinte, Braſſier und Prokeſch ſollten Hand in Hand gehen, ſtatt deſſen aber hat uns Oeſterreich dort ganz im Stich gelaſſen; auf die Beſchwerde von Canitz ſagte Metternich zu Canitz, er ſelber ſolle die Inſtruktion für Prokeſch aufſetzen, Canitz that es ſogleich, Metternich fand ſie vortrefflich und ſagte, er wolle ſie wirklich abſenden, nur noch ein paar Worte hinzufügen; was das für Worte waren, iſt nicht zweifelhaft, und es geſchah nichts." Braſſier iſt den Anklagen und Verläumdungen von Prokeſch geopfert worden, ſagt Bülow. — Der Miniſter vertraute mir ſodann unaufgefordert, der König habe beſchloſſen, Reichsſtände zu berufen, eine Konſtitution zu geben, und den Entwurf dazu in den Hauptſachen eigenhändig ausgearbeitet; vieles ſei darin, was ſich der Gunſt

des Publikums nicht erfreuen werde, vieles aber auch, was alle Erwartungen überfliege. „Bin ich nicht verpflichtet", hat der König ausgerufen, „das zu erfüllen, was mein Vater versprochen hat? Es handelt sich darum, ob ich ein rechtlicher Mann bin, oder ein Lump!" Ferner: „Wenn mein Bruder Wilhelm mir dabei entgegen ist, so wird es meinem Herzen weh thun, aber nicht den geringsten Einfluß auf meinen Kopf haben, und nichts kann und soll mich in dem Beschlossenen irre machen!" Auch die Zensur will der König aufgeben, die Presse frei lassen und die Uebertretung durch Strafgesetze ahnden; der Vorschlag am Bundestage geht vielleicht nicht durch, aber gleichviel, Preußen wird durch den bloßen Vorschlag hoch stehen! Der Zeitpunkt der Ruhe muß für solches Werk benutzt werden. Die Sache ist nothwendig', Preußen kann und darf nicht still stehen. Mit Einer Versammlung in Berlin wird man besser fahren als mit acht Landtagen, die lauter Opposition sind und sich überall schon die Befugnisse von Reichsständen angemaßt. „Wir sind im Schlamm", sagt Bülow, „und müssen auf festen Boden kommen; die uns abrathen, thun es nur im eigenen Interesse, an unseres denken sie nicht. Der König von Würtemberg, der Großherzog von Baden, der von Hessen und alle die Kleinen bitten uns immerfort, das Ständewesen ja nicht zu erweitern, die Presse streng zu zügeln, aber nur in ihrem Interesse, sie wollen die Ehre und das gute Ansehn, konstitutionell zu sein, vor uns voraus haben und unsre unkonstitutionelle Macht im Hintergrunde benutzen, ihren Völkern zu imponiren; auch Oesterreich denkt nur an sich, nie an uns und was unsre Lage fordert. Trauttmannsdorff hat schon einige Eröffnungen bekommen, General von Rauch soll sie nach Rußland mitnehmen. Das wird in

Wien und in St. Petersburg Nothschreie geben! Aber der König will sich darum nicht kümmern. Den nächsten Provinzial-Landtagen soll eine schickliche Eröffnung der Absicht des Königs gemacht werden. Er ist auf Unsinn, Frevel, Ausschweifungen und Uebertreibungen gefaßt, aber will sich daraus nichts machen, und hofft, der gute Geist der Nation wird schon alles in's Gleiche setzen. Auch muß man darauf rechnen, daß dann die Kraft und das Talent der fähigern Beamten wie ein Phalanx für die Regierung stehen und den Uebergriffen der Reichsstände wehren werden. (Diese Aeußerung klang mir ein wenig wie ein persönlicher Anspruch an mich, denn längst meint Bülow, ich sollte dem Staate mit meiner Feder dienen.) Vor wenigen Tagen, im Staatsministerium, trat der Prinz von Preußen mit einem Vortrag auf, worin er die Unmöglichkeit darlegte, mit acht ständischen Versammlungen zugleich fertig zu werden, die Provinzialstände alle maßten sich an, was ihnen nicht zukomme, sie seien alle von schlechtem Geist erfüllt, sie könnten nur immer ärger werden, und er müsse darauf dringen, daß man mit ernster Gewalt jetzt gegen sie angehe. Tiefes Schweigen der Minister, die im Geheimnisse des Königs sind, folgte dem Vortrage des Prinzen, der von dem Beschlusse des Königs nichts ahndete. Darauf stellten Bülow und Graf von Arnim dem Könige vor, in welcher falschen Rolle sie gegen den Prinzen stünden, der König möchte doch diesem die Sache mittheilen. Dies ist heute geschehen! Der Prinz wird außer sich sein. Wenn man aber eine Konstitution bekäme und der Prinz zeigte, daß er sie mißbillige, oder er machte Opposition, das wäre ein großes Uebel, solche Spaltung muß um jeden Preis vermieden werden. Die Krisis wird ungeheuer sein, es ist, als ob man in den Krieg ginge; den fängt

man auch nur an, in der Hoffnung des Siegs und Gelingens, aber man weiß, daß die Gefahr da ist, auch zu unterliegen. Indessen thun müssen wir etwas, und jedenfalls gegen unsre acht Provinzialstände sind allgemeine Reichsstände das kleinere Uebel, das leichtere; zuvörderst sinken durch diese jene gleich auf geringere Bedeutung herab. Der König hat auch den Ehrgeiz, eine große, für ganz Deutschland musterhafte Schöpfung aufzustellen, eine Verfassung, die alle bestehenden der kleinern Staaten verdunkeln soll; mit unsern Kräften, meint er, lasse sich etwas leisten, was bisher nicht dagewesen, die Zustimmung der übrigen Deutschen werde uns nicht fehlen und unsre Kraft verdoppeln. Der König hat dem Prinzen von Preußen eine Abschrift der entworfenen Grundzüge mitgegeben, damit er sie ruhig erwägen und seine Bemerkungen daneben-schreiben könne. Die Bunsen'schen Ausarbeitungen sind es nicht, die den König geleitet haben, er hat nach eignem Sinn alles aufgesetzt, nachdem er alle Vorschläge, die er früher eingefordert, gehörig geprüft hat. Mit französischen Einrichtungen zu regieren, hat er gesagt, sei ihm zuwider, er wolle den Deutschen zeigen, daß mit ihren ächten deutschen Elementen die Sache gebildet werden könne."

Mit diesen aufregenden, mich fast verwirrenden, ungeheuern Neuigkeiten, die mir ohne sichtbaren Anlaß und Grund so rückhaltlos vertraut wurden, verließ ich den Minister und konnte auf dem Wege mich kaum erholen von den gewaltigen Eindrücken. —

Was mich sehr herabstimmt, ist der Widerspruch, in welchem der König mit sich selber steht; hat er denn vergessen, daß er gesagt, er werde nie Reichsstände geben? daß er dem Posenschen Landtag erklärt hat, er sei nicht an die Versprechungen seines Vaters gebunden? — Und

Bülow, hat er mir nicht ehmals gesagt, er habe sich hinter Metternich gesteckt, um den König, der nach der letzten griechischen Krisis den Herrn von Brassier sogleich abrufen wollte, daran zu verhindern? Wie kann er nun daraus einen Vorwurf für Metternich machen?

Montag, den 6. Januar 1845.

Bülow's gestrige Mittheilungen haben mich nicht schlafen lassen, sie schaukelten mich zwischen Besorgniß und Hoffnung auf und ab. In der That, man kann darüber ebenso erschreckt sein als erfreut. Es ist ein gefahrvolles Unternehmen, Preußen eine Konstitution zu geben, es fordert eine feste Hand, einen von Vorurtheilen und Liebhabereien freien Kopf, eine folgerechte Ausführung. Wenn ich mir Personen und Umstände überlege, so bin ich keineswegs sicher, daß alles den richtigen Gang einhält, ja es soll mich nicht wundern, wenn aus allem gar nichts wird. — Kommt es aber zu Reichsständen, so ist es mit den jetzigen Ministern allen vorbei! Sie scheinen hievon auch eine Ahndung zu haben und nur mit Seufzen an das Werk zu gehen, das ihnen zuerst schädlich wird. — Der König scheint mißvergnügt in dem Gefühl des Abfalls der Meinung von ihm, er scheint diese um jeden Preis wiedergewinnen zu wollen, er empfindet das Bedürfniß, etwas Großes zu thun, etwas worüber die Welt staunt, die Stellung der konstitutionellen Fürsten in Deutschland reizt und ärgert ihn, er sieht, wie sie ihn mißbrauchen wollen zum dunklen Hintergrund, von dem sie sich nur desto heller abheben, und wie sie doch ihre konstitutionelle Macht gern auf seine absolute stützen, so daß sie ihn bitten, doch ja nicht weiter zu gehen in Freiheit der Presse,

während sie gegen ihre Stände thun, als seien sie nur durch Preußen gehindert. In den deutschen Staaten wird es freilich ein ungeheurer Schlag sein, wenn der König Reichsstände anordnet, der erste Eindruck wird den König sehr befriedigen, aber das Gedeihen der Sache hängt nicht von ersten Eindrücken, sondern von fortgesetzter, strenger, maßvoller und kluger Behandlung ab. Fehlt diese, so kann es arg werden!

An die „Vossische Zeitung" geschrieben und ihr die vortreffliche kleine Schrift des Majors Freiherrn von Vincke auf Olbendorf in Schlesien: „Ueber Kommunal- und Polizei-Verwaltung in den Landgemeinden Niederschlesiens" (Breslau 1845), gesandt und empfohlen. Das Schlußwort ist edel gedacht und recht aus dem Herzen geschrieben.

Besuch von Bettina von Arnim. Ferneres über Tschech, aus bester Quelle geschöpft; er hat die festeste Haltung und Entschlossenheit keinen Augenblick verläugnet, von starrer Verzweiflung war keine Spur in ihm, auch an dem ganzen Morgen keine von eitler Ruhmsucht, er war nur ernst und ruhig; daß er noch habe reden wollen, ist nicht gewiß; als er dem Manne unter dem Schafott, der ihm „Bravo, Tschech!" zugerufen, mit „Ich danke Ihnen!" geantwortet hatte, wurde die Trommel gerührt und die Hinrichtung beeilt. Dem Herrn von Alvensleben drückte er freundlich die Hand und sagte ihm: „Grüßen Sie noch Einmal meine Tochter!" Alvensleben verweigerte ihm die Hand keineswegs. — Gespräch über Savigny's, über den jungen Niebuhr, der ein elender Augendiener des elenden Eichhorn geworden sei, über die niederträchtigen Heirathen in der vornehmen Welt ꝛc.

Dienstag, den 7. Januar 1845.

Rühle hat mit Schelling eine große Unterhaltung gehabt über deſſen geſammelte Werke, deren Herausgabe beabſichtigt wird; Schelling meint, er dürfe die Theile nicht einzeln erſcheinen laſſen, weil man dann nicht vor Augen habe, wie manche Sätze ſpäter bedingt werden, aber auch alle Schriften zuſammen beruhigen ihn nicht recht, er fühlt wohl, daß ſie mehr die Entwicklung einer Perſönlichkeit, als die einer Philoſophie ſind.

Dienstag, den 14. Januar 1845.

Abends bei Bülow. Er flüſterte mir zu, Metternich habe auf die Mittheilung von Canitz wegen hier beabſichtigter Konſtitution erwiedert, ſeit er im Dienſte ſei, habe er noch keine Nachricht von ſolchem Belang empfangen! General von Wurmb nebſt Frau und Töchtern. Gräfin von Lerchenfeld viel geſprochen, Grafen von Trauttmannsdorff, Friedrich von Raumer, Herrn von Meyendorff, Gräfin von Haack, Friedrich Tieck, General Grafen von Noſtitz, Grafen von Redern ꝛc. Mit dem Obermarſchall von Werther in ein politiſches Geſpräch gerathen, das ihn als den elendeſten, geſinnungsloſeſten und dümmſten Staatsbeamten aufdeckte! Das Vieh ärgerte mich, aber ich glaube, ich gab's ihm redlich zurück, er bekam ſein Theil und wird mir nicht wiederkommen! Der war viele Jahre Miniſter!

Donnerstag, den 16. Januar 1845.

Angeſtrengt gearbeitet. — Eine Menge Bücher zu Rathe gezogen zum Behuf der Arbeit über Held. Fülle der Betrachtungen über Preußen! Erwägung der gegenwärtigen Kriſis; das Jahr 1845 wird kein gleichgültiges bleiben!

Bälle, Theater, Assembleen, Jagd, alles geht seinen Gang! — Die Provinzialstände auf den 9. Februar berufen. Schneidemühl, Ronge, Vereindebatten, alles dies geht auch seinen Gang!

Sonntag, den 19. Januar 1845.

Ordensfest, unerhebliche, zahlreiche Verleihungen. Mir fiel nur auf, daß der Staatsanwalt Sulzer, der sich so schändlich in der Bauer'schen Zensursache benommen hat, mit einem Orden begnadet worden.

Dienstag, den 21. Januar 1845.

Langer Besuch, von M. Bunsen hat ihm erzählt, der König habe ihm gesagt, er habe drei Nächte nicht geschlafen, in Ueberlegung, ob er die Universitäten besser im Oberhause anbrächte oder im Unterhause?

Mittwoch, den 22. Januar 1845.

Herr von Stillfried arbeitet mit dem Könige an einem neuen Wappen für Preußen, das gegenwärtige ist nicht heraldisch richtig; da giebt es Zeichnungen, Mahlereien, Gruppirungen, Nachschlagungen, kurz vielfaches Vergnügen.

Donnerstag, den 23. Januar 1845.

Besuch vom General von Rühle; Eisenbahnsachen, Augendienerei der Minister Savigny, Uhden, Eichhorn, Thile und Stolberg, die in jener Sache ganz auf des Königs Seite treten, sie die Unkundigen, während die Kundigen, Boyen, Rother, Nagler, Arnim, Müffling ꝛc.,

doch die Mehrheit haben für die Legung der Bahn nach Königsberg durch die Neumark. „Was ist an der dummen Neumark gelegen!“ hat der König ausgerufen, was nun gleich bekannt geworden ist und keinen guten Eindruck macht.

Nachricht aus Posen, daß Graf Eduard Raczynski sich durch eine kleine Kanone todtgeschossen. Er war schon immer schwermüthig. Mißvergnügen mit seinen Landsleuten kam dazu, unglückliche Ehe ꝛc.

Petitionen in Königsberg, in Köln ꝛc. wegen Reichsständen, Oeffentlichkeit ꝛc. — Gerücht von Reorganisirung des Staatsrathes.

In den letzten drei Wochen, besonders aber in den letzten vierzehn Tagen nach Kräften geschrieben, und heute am 23. Januar die Schrift über Held bis auf einige später auszufüllende Lücken abgeschlossen.

Sonntag, den 26. Januar 1845.

Besuch von Bettina von Arnim; die Konstitutionsfrage wird schon bekannter, man spricht aber kreuz und quer, ohne rechten Boden; Verhandlungen des Vereins für die arbeitenden Klassen; Ministerwerkzeuge dort, Herr von Patow, Herr von Henning, Zurücknahme eines Beschlusses aus Furcht vor der Regierung ꝛc.

In Goethe's „Italien“ gelesen, in Friedrich Schlegel's Werken. — „Der heilige Rock zu Trier, von Gildemeister und Sybel“, der Aberglauben und Betrug offen dargelegt!

Montag, den 27. Januar 1845.

Ich höre, der Prinz von Preußen will für sich und seine Nachkommen gegen die Konstitution protestiren! Da

hätten wir gleich von Anfang einen schönen Zwiespalt! Ueberhaupt, — was für tolles Zeug wird es geben!

Der Staatsrath soll aufgelöst und erneut werden. Der König will manche Mitglieder nicht wieder aufnehmen.

Ueber den Streit zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark. Die Dänen „fratzenhaft eitel", sagt Arndt in der „Allgemeinen Zeitung". — In Frankreich Debatten über die Adresse der Deputirten. — In Baden Antrag Welcker's auf Preßfreiheit. — In der Schweiz Aufregung wider die Jesuiten.

Dienstag, den 28. Januar 1845.

— Milnes war sehr mittheilend und liebenswürdig. Wir fuhren nach neun Uhr zusammen zur Assemblee beim Minister von Bülow. Ich konnte ihn im ersten Ansprechen flüchtig zwei Sachen fragen: Ob der Wille des Königs noch feststehe, und am 9. Februar die Bekanntmachung an die Provinzialstände ergehen werde? „Ja, doch hab' ich das, was ihnen gesagt werden soll, selber noch nicht gelesen!" Ob es wahr sei, daß der Prinz von Preußen für sich und seine Nachkommen protestiren werde? „Nein, das werde er nicht thun." Gut! Ich ging weiter und sprach viele Menschen. In zwei Sälen wurde getanzt, alle Prinzen und alle Prinzessinnen waren gekommen; großes Gedränge, große Hitze. Ich sprach Graf Königsmarck und seine Tochter, den Geheimenrath Lichtenstein, Bildhauer Rauch, den Obersten Grafen von Hoym, Hofdame Konstanze von Arnim, den Grafen von Knyphausen, Herrn Wheaton, den Grafen von Trauttmannsdorff, Präsidenten von der Reck, Grafen von Brandenburg, Grafen von Blankensee. Bülow suchte mich später auf, setzte sich mit mir auf ein etwas zurückstehendes Sopha und sagte

mir: „Seitdem ich mit Ihnen gesprochen, habe ich allerdings etwas gehört, was mich nun auch glauben läßt, daß der Prinz von Preußen protestiren will.“ Da wurde er wieder abgerufen. Ich war durch das kleine Ereigniß sehr erregt. In einem andern Saale, wo ich mich zu kühlen suchte, kam Prinz Wilhelm, der Oheim des Königs, auf mich zu und sprach lange Zeit mit mir von Homburg, dem Landgrafen und seiner Gemahlin, von Wallmoden, Mainz, Wien, Prag 2c. Später sprach mich die Hofdame Fräulein von Kalb freundlich an, wurde aber nach einiger Zeit zur Prinzessin gerufen. Ich eilte zum Wagen und fuhr nach Hause. Bülow hatte mir noch gesagt, dem Könige werde furchtbar entgegengearbeitet, von innen und von außen.

Mittwoch, den 29. Januar 1845.

Bei * mit Rühle. — Rühle hatte bei dem Minister Flottwell gegessen und den Minister von Bülow zum Nachbar gehabt; dieser sprach mit ihm von der Verfassungssache und erzählte, daß ihm gestern Abend der Prinz von Preußen gesagt: „Ich habe einen Knüppel dazwischengeworfen, der sehr hinderlich sein wird!“ Das ist also das Wort, das Bülow mir gestern sagen wollte, als er grade abgerufen wurde! Seltsam, wie sich das zusammenfindet! — Vier neue Mitglieder des Staatsrathes.

Donnerstag, den 30. Januar 1845.

Die Konstitutionssache läßt mich nicht schlafen noch ruhen; tausend Gedanken durchkreuzen sich. Es drängt mich, doch einige Steinchen aus der rauhen Bahn zu entfernen, und ich habe einen Artikel für die augsburger „Allgemeine Zeitung“ aufgesetzt, um der ersten Nachricht

einen guten Eindruck zu sichern. Wie würde ich ehmals für eine solche Sache bemüht und thätig gewesen sein! Jetzt vermag ich nicht viel und will auch nicht viel. Den guten Willen des Königs möcht' ich mit allen Kräften unterstützen, aber die bestimmten Ergebnisse dieses guten Willens geben mir die größten Zweifel und Sorgen.

Abends zu Bülow. Eine Stunde bei ihm geblieben. — Von der Konstitution wird immer lauter gesprochen, aber die meisten Leute wollen die Sache nicht glauben, sie denken, es sei ein ausgesprengtes Gerücht. An der Börse, wenn sie es erst glaubt, wird die günstigste Wirkung erwartet. Ein Mann aus der Provinz hat ausgerufen: „Dann wird das Volk den König auf Händen tragen!" — Bülow wußte noch nichts Gewisses über den Prinzen von Preußen, ich erzählte ihm aus meinen Quellen, was der Prinz thun werde, werde er im Stillen thun, kein Aergerniß geben, keinen Zwiespalt anfangen; aber er sei mit dem Könige hart zusammen gewesen, habe diesem vorgestellt, daß er sich täusche, wenn er glaube, solche Bewegungen leiten zu können, er sei gar nicht zum konstitutionellen Regenten gemacht, er werde wüthend werden, wenn ihm die Stände das Geld zum Bauen, zum Reisen ꝛc. abschlügen, — darüber wurde der König gleich wüthend und sagte, so etwas solle nicht vorkommen; der Prinz meinte, er selber sei viel eher für Konstitution geeignet, der König solle es ihm überlassen, sie auszuführen, oder dem Prinzen seinem Sohne, der König möge sie ausarbeiten, niederlegen und seinem Nachfolger als Pflichtgebot vererben; käme alles jetzt in Ausführung, so würde es heillose Verwirrung geben, der König werde sich getäuscht sehen, sich unglücklich fühlen und eine traurige Regierung haben; alles dies aber hat den König

nicht erschüttert. Dies erzählte ich Bülow'n, er hingegen mir: der König sei durch Metternich's vorsichtige Rathschläge nicht in seinem Vorhaben geändert, auch durch den Prinzen von Preußen noch nicht, aber bei der Wankelmüthigkeit des Königs könne man als gewiß nur annehmen, was geschehen sei; es werde von allen Seiten an ihm gearbeitet, man erwecke seine Eitelkeit in andrer Richtung, man halte ihm Besorgnisse vor, man stelle sich ergeben und ruhig und stelle kaltblütige Betrachtungen an, die alten Vorschriften des vorigen Königs werden hervorgesucht, und wenn gewissen Warnungen desselben nicht die Unterschrift fehlte, wer weiß, was ein einziges Blatt wirken könnte! Noch ist die Erklärung für die Landtage nicht gemacht, Bülow erschrickt, daß nur so wenige Zeit übrig sei, und will erinnern. Ich sag' ihm von meinem Artikel, zeige ihn aber nicht.

Der König hat allen Ministern ihre Meinung abgefordert, außerdem hat früher Canitz und später Bunsen einen ganzen Entwurf ausgearbeitet. Die Verfassung soll den Provinzialständen nur angekündigt werden — dies wissen nur einige Minister —, im nächsten Jahre fertig werden. Der König denkt sich die ersten Reichsstände als die Versammlung aller Provinzialstände, gegen siebenhundert Mitglieder, und die erste Versammlung nicht in Berlin, etwa in Brandenburg oder Frankfurt an der Oder. Später jedoch sollen ausdrücklich Wahlen für die Reichsstände geschehen. Alles ist noch ein großes Chaos, und bevor die Sachen zur That geworden, kann man auf nichts rechnen. Was der König schon unterschrieben hat, nimmt er noch bisweilen zurück. Eigentlich ist grade solchem Könige eine Konstitution nöthig, der muß Schranken haben!

Freitag, den 31. Januar 1845.

Meinen Artikel an die „Allgemeine Zeitung“ in Gottesnamen abgeſchickt. Es wäre doch arg, wenn der König ihn noch unwahr machte!

Der vorige König hatte ſeine Meinung aufgeſchrieben, daß er die Provinzialſtände wohl allmählig erweitern, aber nie Reichsſtände geben wolle. Dieſes Blatt wünſchte er in ſeinen letzten Tagen noch in's Reine zu ſchreiben und zu unterſchreiben, vergaß es aber wieder. Der Fürſt von Wittgenſtein meint, wenn die Fürſtin von Liegnitz ihre Schuldigkeit gethan hätte, ſo wäre dies geſchehen, er habe dazu gemahnt, aber die Fürſtin nicht gewollt, daß der König ſo aufgeregt würde; wenn Wittgenſtein es wolle, ſo möge er es auch allein übernehmen und ausführen. Eine Abſchrift von fremder Hand, mit der Unterſchrift des Königs, würde auch genügt haben, aber der König würde ſie doch haben durchſehen wollen, und die Anſtrengung ſehr groß geweſen ſein. Bülow geſteht, daß ein ſolches Papier, im gelegenen Augenblicke vorgebracht, den Willen des Königs umwerfen, wenigſtens ſtocken machen könnte. Auf ſo ſchwachen Füßen noch ſteht hier alles Konſtitutionsweſen!

Vor Weihnachten ſchon ſollte der General von Rauch nach St. Petersburg zurückkehren, der König hielt ihn immer auf, und hatte keine Luſt an den Kaiſer zu ſchreiben. Endlich that er's, aber Rauch ſtellte ihm vor, daß er noch manches hinzuſetzen müſſe; der König ſah es ein und ſagte: morgen! Aber aus morgen ward übermorgen, und ſo vergingen Wochen, Rauch täglich auf dem Schloſſe, an die Dringlichkeit der Geſchäfte erinnernd, immer vertröſtet; um den König ſprechen zu können mit ihm im Wagen gefahren, aber hier auch zu nichts gekommen, endlich vor etwa zehn

Tagen abgereist, mit demselben Briefe, der ungenügend erschienen war, nur mit dem Zusatze, l'ami Rauch würde mündlich das Weitere sagen, und er weiß das Weitere nicht! — Als Rauch Abschied von Königsmarck nahm, sagte dieser: „Mögen, wenn wir uns wiedersehen, bessere Zeiten sein!“ Jener antwortete: „Ach wenn sie nur so gut wie jetzt, nicht schlechter sind!“

Warten des Ministers von Rochow beim Könige wegen einer telegraphischen Depesche. Mehrmaliges Eindringen, vergeblich; der König treibt allerlei Sachen, läßt warten, fährt Rochow'n an, dieser in Verzweiflung fort, es ist die Zeit vorüber, der Telegraph kann nicht mehr dienen. — Eben so der Generaladjutant von Neumann; endloses Warten mit allen wichtigen Militairsachen, der König geht mit dem Gartendirektor Lenné im Zimmer lässig auf und ab; Mittagessen; Nachmittagszeitvertreib, Theater, Abendessen; kurz vor dem Schlafengehen werden nur einige Unterschriften mit Noth erlangt.

Bülow sagte „ein Phalanx von Ministern“, ich bemerkte, das sei ein schöner Phalanx, worin Savigny, Eichhorn, Arnim ꝛc., jeder müsse von drei Andern gestützt und gehalten werden, daß er nicht umfiele, und fiele vielleicht dennoch um, denn Stolberg, Thile ꝛc. hätten eine zu große Fallkraft!

Der Prinz von Preußen, schon immer gegen den Kriegsminister von Boyen, hält diesen für einen Hauptanstifter des Konstitutionswesens beim Könige. Die Aristokraten alle sind wider Boyen. Sie sprechen sich zum Theil auch wider den König aus: „Le roi fait des bêtises! Il s'en repentira. Il finira par devenir mélancholique. Il ne devrait songer qu'à s'amuser, pourquoi se mêle-t-il d'être législateur?“ Und viel Anderes noch hört man.

Humboldt hatte dem Könige aus Paris einen ſo angenehmen Brief geſchrieben, eine ſo geiſtreiche Schilderung des dortigen Zuſtandes gemacht, daß der König bei dem Gaſtmahl der Friedensklaſſe des Ordens pour le mérite ihn vorleſen ließ, was aber doch nur unvollſtändig geſchah, weil immer hinein geſprochen wurde.

Sonnabend, den 1. Februar 1845.

Schlechte Nacht, die Tagesangelegenheiten ließen mich nicht ſchlafen. Ich ſehe nicht, wie der König ſeine Reichsſtände zu Stande bringen, und noch weniger, wie er künftig mit ihnen fertig werden will. Wir haben zu große Extreme, die ſich über dem zu langen Warten ausgebildet haben; die Partheien, die nacheinander entſtehen ſollten, ſind nebeneinander da. Gleichwohl kann dem großherzigen ſtarken Willen viel gelingen; aber iſt der Wille ſtark? wird er es bleiben? wird er mit Verſtand und Strenge dieſelbe Richtung halten? — Die Adlichen haben hier mehr Zuſammenhang, als ich dachte, ſie fürchten den vollen Sieg des Bürgerthums, ſie wenden alles an, um das Vorhaben des Königs zu vereiteln, zu bekämpfen. Sogar die Höflinge ſind darin laut gegen den König. Sie wiſſen nicht, wie revolutionair ſie wirken, indem ſie das Anſehn des Königs mindern! — Es wird eine ſchwere Zeit werden!

Bülow hatte einen Artikel — welchen? — in die augsburger „Allgemeine Zeitung“ befördern laſſen, der ſeinen Abſichten diente, den er aber nicht bekennen durfte. Der Geſandte von Rochow in Stuttgart beſtürmte Herrn von Cotta mit Gewalt, er ſolle ſagen, wo der Artikel herkomme, und berichtete an Bülow mit Verdruß, noch habe er es

nicht erfahren. Bülow ſagte zu mir, Rochow hätte doch warten können mit ſeinem Eifer, bis man ihm die Sache aufgetragen, aber die Hauptſache ſei ihm ſtets, dergleichen ſeinem Bruder hier zu ſchreiben; auch habe dieſer ihm (Bülow'n) geſagt, er würde es bald herausbaben, von wem der Artikel herrühre! Bülow lachte über die Irre, in der die Leute ſind.

Was mich als Knaben quälte und zur Verzweiflung brachte, die lateiniſche Grammatik, iſt jetzt mein großes Vergnügen! Mit lebendigſtem Intereſſe betracht' ich die Formen und Regeln, die mir damals eine bedeutungsloſe Laſt waren, und ich frage mich ſtets, ob es denn nicht möglich ſein ſollte, dieſes inwohnende Leben und Intereſſe auch ſchon für den Anfänger zu entbinden? Der mündliche Lehrer, dächt' ich, müßt' es können.

Montag, den 3. Februar 1845.

Geſtern beſuchte mich Herr von W. und fragte, was ich von den Verfaſſungsgerüchten hielte? Als ich ihn ernſthaft verſicherte, daß ich ſie diesmal vollkommen glauben müßte, fing er an zu weinen! Das hätte ich ihm nicht zugetraut!

Abends bei *. Den größten Theil des Abends wurde von Konſtitution geſprochen, es iſt merkwürdig, wie manches gleich durchdringt, andres zurückbleibt; Frau von Woltmann hatte ſchon gehört, daß die Reichsſtände nicht in Berlin, ſondern in Brandenburg zuſammenkommen ſollten; Fräulein von * hatte gehört, daß Bunſen in der Konſtitutionsſache Rathgeber geweſen, und wollte nun von der ganzen Sache nichts mehr halten; auch der angebliche Antheil des Herrn von Bülow-Kummerow gefiel nicht. Eine

Frage nach dem Sitzungssaale der Reichsstände gab mir Anlaß zu der Antwort: „Nun, so weit sind wir noch nicht, daß schon Hiltl die Sache in Händen hätte!“

Heute an die „Allgemeine Zeitung“ geschrieben, über Reichsstände. — Besuch von Herrn Sougey Avisard, der längere Zeit in München gelebt hat, und den jetzt Bettine von Arnim zu mir schickt. Er hat Franz von Baader gekannt, kennt Schelling, hat Saint-Martin gelesen. Besonders viel hat er sich mit Rahel beschäftigt, zitirt Aussprüche von ihr, bedauert, sie nicht gekannt zu haben, beneidet Marwitz. — Nachher Besuch vom General von Rühle; Nachrichten über Held, über die Verfassungsfrage, über Eisenbahnen 2c.

In Sömmering gelesen, mit Behagen und Wehmuth; das Buch erweckt unendliche Betrachtungen.

Die Schriften von Johannes Ronge durchgesehen; seine Jugendgeschichte ist rührend; Bauernsohn, Schafhirt. Der Geist nicht überwiegend, der Karakter noch zu bewähren; aber Recht hat er, der wackre Mann, Recht wie Luther.

Mittwoch, den 5. Februar 1845.

Auf dem vorgestrigen Ball beim Minister Grafen von Arnim wurde bis vier Uhr getanzt, aber dazwischen immer von Konstitution gesprochen; die ganze Stadt ist jetzt davon erfüllt, und man ist ungemein gespannt, ob am 9. wirklich eine Erklärung erfolgen wird. Viele bezweifeln dies, und glauben die Sache wenigstens aufgeschoben, man spricht von einer Denkschrift Metternich's, von andern Einschüchterungen u. s. w. — Mehrere Bürger sprechen von Illuminiren der Häuser, von großen Freudenbezeigungen 2c. In den Versammlungen junger Leute dagegen ist die Rede

gewesen, die Sache werde nichts taugen, komme jedenfalls zu spät, ein konstitutioneller Thron sei immer noch ein Thron, ein Präsidentenstuhl genüge! Hinwieder haben Gardeoffiziere sich das Wort gegeben, wenn es dazu käme, daß Volkshaufen zerstreut werden müßten, wollten sie ohne Schonung und recht mit Lust einhauen ꝛc. Solche Tollheiten!

In der heutigen Zeitung fallen die Worte des Kriegsministers von Boyen sehr auf, der beim letzten Freiwilligenfeste die Brüder Friedrich's des Großen wegen ihrer Uebereinstimmung mit dem Könige, ihres Gehorsams und ihrer Unterwerfung pries; jederman erkennt darin einen scharfen Tadel der heutigen Prinzen, deren Haß gegen Boyen nun noch heftiger werden muß.

Man behauptet, die Ausweisung Ruge's aus Paris sei bei der französischen Regierung durch die preußische mit den größten Drohungen erzwungen worden, der Gesandte wollte abreisen ꝛc. Wie reimt sich das mit unsern konstitutionellen Gesinnungen? „Solche Gehässigkeiten werden dem Könige von seinen Ministern abgedrungen."

„Historical memoir of a mission to the court of Vienna in 1806. By Sir Robert Adair" (London 1844). Ein recht eingefahrener englischer Diplomat, der nichts sieht und kennt als seinen vorgeschriebenen Weg, mit Scheuklappen für rechts und links. Die zähe Selbstsucht der englischen Politik offenbart sich ungezwungen; es ist dies an sich kein Vorwurf, nur soll sie nicht dann wieder sich anstellen, als sei es anders mit ihr. In seiner Erörterung mit Gentz ist Adair anmaßend und fürwitzig. Die Geschichte wird wenig von diesen Minutien aufbewahren.

Freitag, den 7. Februar 1845.

Heute nach einer ſchlechten Nacht, wie ich eben aus dem Bette ſteige, Bettina von Arnim, die mich mit lachendem Ungeſtüm überfällt und mir den noch wüſten Kopf ganz verwirrt. Sie verkündet, alles bisher Geglaubte ſei nicht wahr, es käme keine Konſtitution, der König ſei von ſeinen Miniſtern herumgekriegt, habe alles zurückgenommen ꝛc. ꝛc. — „So? Alſo diesmal nicht? Dann ein andermal!“

Beſuch von Herrn von W.; ihm hat Prinz Friedrich geſagt, am 9. würde noch keine Erklärung geſchehen, doch die Sache ſei im Gange, jetzt aber durch Zwiſtigkeiten geſtört, die von Seiten der Prinzen dem Könige viel Ungemach ſchaffen. Auch W. will nur immer in den Sachen hanthieren, zwiſchentragen, anreizen ꝛc. Ich ſage ihm, er ſoll die Sachen gehen laſſen, es ſei für unſereinen jetzt darin nichts zu thun.

Die „Staatszeitung“ enthält einen ſcharfen Artikel gegen Dänemark über den Sundzoll.

Sonntag, den 9. Februar 1845.

General von Rühle ſehr niedergeſchlagen, weil den Gerüchten von Reichsſtänden vielſeitig widerſprochen wird, und man das Uebergewicht der Gegner laut verkündet.

Abends ging ich unruhig und unmuthig zum Miniſter von Bülow, mit dem ich ein langes, inhaltvolles Geſpräch hatte. Obgleich den Provinziallandtagen, die heute eröffnet werden, noch nichts von Reichsſtänden mitgetheilt iſt, ſo ſteht doch die Sache noch ganz ebenſo wie vorher; der König iſt durchaus entſchloſſen, und will den Einſpruch

des Prinzen von Preußen nicht gelten laſſen, wenn auch einzelne Meinungen deſſelben beachtet werden.

Sonntag, den 9. Februar 1845.

Die „Staatszeitung" brachte heute Abend die Nachricht von der Eröffnung der Provinziallandtage und zählte die ihnen mitgetheilten Königlichen Propoſitionen auf. Von Reichsſtänden kam nichts vor. Ich hatte die Erwähnung kaum noch erwartet, bei der darauf gerichteten Spannung der Gemüther ſchien mir aber die Unterlaſſung ein bedeutender Nachtheil, der mich mißmuthig machte; denn, wenn ich von Haus aus die Sache nicht gewünſcht habe, ſo wünſche ich doch noch weniger, daß ſie, einmal begonnen, ſchief gehe. Nach einigem Ueberlegen ging ich zum Miniſter von Bülow, um zu hören, wie die Sache eigentlich ſteht. Ich ſchien ihm gelegen zu kommen, und er theilte mir alles mit.

Der König, ſagte er, wankt in ſeinem Vorhaben durchaus nicht, von ruſſiſcher und öſterreichiſcher Seite iſt kaum verſucht worden ihn umzuſtimmen, und würde dies auch immer vergeblich geweſen ſein. Aber mit dem Prinzen von Preußen iſt der König in hartem Kampfe. Der Prinz ſchien bereits nachzugeben, aber nach einer langen Unterredung mit dem Miniſter des Innern Grafen von Arnim, der anfangs mehr auf des Königs Seite war, ſeitdem aber mehr auf der des Prinzen ſteht, hat dieſer ſeinen Widerſpruch heftiger erneuert. Er hat ſich ſtaatsrechtliche Gutachten ausarbeiten laſſen, die ihm ein Recht des Widerſpruches beimeſſen, der König hat dieſen andre entgegengeſetzt, welche jenes Recht verneinen. Wunderbar, daß in Preußen eine ſolche Frage nur möglich iſt! Aber ſie war

ſchon früher aufgeregt, und ich erfuhr zum erſtenmal eine bisher völlig ungekannte Thatſache; nämlich im Jahre 1806 hatten die Brüder Heinrich und Wilhelm von Preußen ſich angemaßt, dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten den Krieg gegen Frankreich gleichſam unterſagen zu wollen, wenigſtens gedroht, ihren Einſpruch bis zum Widerſtande zu treiben, worauf der ſonſt ſo unentſchloſſene König ihnen ſogleich erwiederte, ſie möchten es nur verſuchen, wie weit ſie damit kämen, er aber werde in ſolchem Falle ſich für befugt halten, ihnen die Köpfe vor die Füße legen zu laſſen. Die Akten über dieſen Vorgang hat ſich der König aus dem Archiv geben laſſen, und ſie liegen in ſeinem Kabinet. Indeß wird noch an einer Ausgleichung nicht verzweifelt. Der Prinz von Preußen giebt die Frage Ob ſchon gewiſſermaßen zu, und wirft ſeinen Eifer auf die Frage Wie. Der König hat ihm den Entwurf zur Verfaſſung vollſtändig mittheilen laſſen, und erwartet die Bemerkungen oder einen Gegenentwurf des Prinzen. Bülow hat dieſen nachdrücklich aufmerkſam gemacht, daß irgend eine Mittheilung über den Inhalt des Entwurfs, etwa nach St. Petersburg, einem Staatsverrath gleichkäme. Ich fragte, wieſo überhaupt die Nachricht, der König wolle Reichsſtände, ſich ſo früh habe verbreiten können? Bülow meinte, die Andeutungen in franzöſiſchen Blättern möchten wohl aus Wien gekommen ſein, dann aber habe der Miniſter Alvensleben unbefugt und pflichtwidrig die ganze Sache ausführlich dem Könige von Hannover mitgetheilt, durch den ſie dann nach England gekommen ſei; der Geſandte Bunſen habe nur ältere Willensmeinungen des Königs gekannt, die ſchon wieder vergeſſen ſeien, die neueſten aber nicht. Von Alvensleben ſagte der König, als er den Streich erfuhr, bloß unwillig: „Ich weiß ja, daß er

den König von Hannover mehr liebt, als mich!" Friedrich der Große hätte ihn auf die Festung geschickt. Ueberhaupt beklagt Bülow, daß der König nicht strenger durchfahre; den Minister Arnim, meinte er, müßte er sogleich verabschieden, da dieser, der Hauptmann für das Werk, demselben eigentlich entgegen und jedenfalls zu lau sei. Er lobte sehr die kräftige Wirksamkeit des Kriegsministers von Boyen. Die Hauptsache sei jetzt, schloß er, den König und den Prinzen zu vereinigen, um jeden Preis eine offene Spaltung zu verhüten; man müsse das Wohl des Staates im Auge haben, nicht Personen oder gar Partheien. Vielleicht gelinge es, dem Könige durch den Prinzen sogar einige Verbesserungen abzugewinnen, zum Beispiel zwei Kammern, da nur Eine dem Prinzen zu demokratisch dünke; der König aber gehe darin, daß er alle französischen Formen meiden wolle, offenbar zu weit. Sollte der Prinz und sein Anhang aber meinen, den König nur Zeit verlieren zu lassen und die Schwierigkeiten so zu häufen, daß die ganze Sache unterbliebe, so würden sie sich bitter täuschen und die Folgen davon schwer auf sie zurückfallen; eine öffentliche Erklärung des Königs, daß sein Bruder ihm entgegen sei, würde diesen vernichten. Der König sei fest entschlossen, seine Sache durchzuführen, könne auch ohne Schmach und Schimpf nicht zurücktreten, Achtung und Ehre stünden auf dem Spiel. Freilich sei schon die Verzögerung ein großer Schaden, und wenn die Landtage die Petitionen wegen Reichsständen beriethen, würde man es bereuen, sie nicht durch frühere Eröffnung im voraus beruhigt zu haben. Ueberhaupt würden diese Landtage nicht sanft hingehen, vielleicht wolle man ihr stürmisches Treiben eben recht geltend machen, um Reichsstände als gefährlich zu schildern, aber auch das würde vergeblich sein, und solche Rechnung

zieme höchſtens einem Partheihaupte, dem das Ganze gleichgültig iſt, nicht aber einem Prinzen des Hauſes, der ſelber zum Herrſchen berufen ſei. — Ich blieb etwa drei Viertelſtunden und ging in großer Aufregung weg. — Eigentlich iſt die preußiſche Revolution in vollem Gange!

Montag, den 10. Februar 1845.

Nach einer ſchlechten Nacht unmuthig aufgeſtanden.

Ich konnte nicht umhin, einen Artikel ganz zu Gunſten des Königs über den Stand der Sachen an die „Allgemeine Zeitung“ nach Augsburg zu ſenden, zugleich mit meinem Aufſatz über Sömmering. Ich überlege mir die Sachen hin und her, und gewinne ihnen wahrlich keine heiteren Seiten ab.

Auf der Seite des Königs zu ſtehen, gilt faſt ſchon als Zeichen ſchlechter Denkart; die gute Sache iſt auf Seiten der Prinzen! — Die meiſten hohen Diener des Königs ſind wider ihn, auch Savigny iſt ſo ſchlecht unterrichtet, oder ſo ſchmeichleriſch feig, daß er über die Konſtitutionsgerüchte ſpottet, ſo auch der Miniſter Graf von Arnim, der doch gut weiß, was der König will. Aber vom Könige hat man nichts zu befürchten, wenn man ihm entgegen iſt, von der Prinzlichen Parthei aber bittren Haß, wenn man nicht mit ihr iſt. Das iſt eine ſchlimme Stellung!

Der Herzog von Ratibor iſt nach Schleſien abgereiſt, und hat vorher hier verſichert, der König habe laut verſichert, er denke nicht an Reichsſtände und Konſtitution! Dagegen erfindet man auch, der Prinz von Preußen habe an den Geſandten von Canitz nach Wien geſchrieben und demſelben aufgetragen, was er dem Fürſten von Metter-

nich ſagen ſolle, darauf habe denn Canitz mit Metternich zuſammen ausgearbeitet, was von Wien aus dem Könige vorgeſtellt werden ſolle. — Der Miniſter von Rochow ſoll ſeine ganze Thätigkeit aufbieten, um dem König entgegenzuarbeiten, ihm mißt man auch eine nähere Verbindung mit St. Petersburg zu, woraus ſich manche verdrießliche Ausplaudereien erklären.

Seltſam, die Ultra's, welche den König am meiſten zur Hinrichtung Tſchech's drängten, haben nicht geahndet, daß ſie damit dem König einen Keim in die Bruſt legten, der in Konſtitution ausbrechen würde, und jetzt denkt der Prinz von Preußen wohl nicht, daß er, indem er ſich der Konſtitution widerſetzt, dasjenige herbeiführt, was er noch weit mehr haßt und fürchtet, die Revolution! Und ich ſehe ſie ſchon als begonnen an; denn wenn er auch jetzt nachgiebt, ſo werden doch tauſend Anläſſe ſich ergeben, dem Könige auf's neue entgegen zu ſein. Die Prinzeſſin von Preußen hat neulich zu jemand geſagt, man ſolle nicht glauben, daß ſie auf ihren Mann wirken könne; wenn er in ſeinem Eigenſinn ſei, könne niemand ihn zu Raiſon bringen! — Alles das hätte nichts zu ſagen, wenn der König folgerichtige Strenge handhabte; aber die Andern wiſſen zu gut, daß das nicht der Fall iſt.

Eine neue Zenſurverordnung, daß die Zeitungen bei Mittheilung der vom Oberzenſurgericht freigegebenen Artikel nicht mehr ſagen dürfen, daß dies geſchehen, weil dadurch die erſten Zenſoren bloßgeſtellt würden, iſt vom Miniſter des Innern veranlaßt worden, jedoch ſoll der König einige Beſtimmungen darin geſtrichen haben; daher ſagt man nun, die Arnim'ſche Verordnung habe die Beine verloren und Kopf nie gehabt!

Sonderbar, daß der König meint, eine zeitgemäße Kon-

ſtitution müſſe ſich möglichſt von den franzöſiſchen Formen fern halten! Im Gegentheil, möglichſt ihnen ſich nähern müßte ſie, aber noch beſſer ſie überflügeln, denn offenbar ſind ſie das reifſte Erzeugniß der Zeit, und in gewiſſem Sinne faſt ſchon veraltet. Er wird ſchon ſehen, wie unwillkürlich doch alles auf dieſen Weg einlenkt. Das große Beiſpiel, die lange Erfahrung der Nachbarn muß nothwendig einwirken.

Mittags Bettina von Arnim eine Stunde bei mir. — Ein Mitglied des Lokalvereins für die arbeitenden Klaſſen hat zu ihr geſagt: „Nur keine Konſtitution! Wir gehen jetzt auf zwei graden Beinen und wollen ſchon weiterkommen, mit Konſtitution aber werden wir auf zwanzig Jahre hinken!“ — Kein dummes Wort!

„Die Rechte jedes Menſchen“ (Bern 1844). Eine kommuniſtiſche Schrift von Friedmund von Arnim. Auch der Fürſt von Lynar ſoll etwas Kommuniſtiſches in Druck gegeben haben. Immer noch Saint-Simonismus, der ſich ausbreitet!

Mittwoch, den 12. Februar 1845.

Ich kann mich der trüben Vorſtellungen nicht erwehren, ſie erzeugen ſich immer auf's neue, aus den verſchiedenſten Quellen. Diejenige Welt, der ich angehöre, nimmt ab, und eine neue ſteigt auf, die meinem Geiſte näher angehört, aber meinem Leben nicht; an ihren Kämpfen und Siegen werd' ich eben nur im Geiſte Theil haben. — Heute, am ſtillen Tage, den ich zu Hauſe verbringe, ohne Berührung von außen, ſind alle Erinnerungen qualvoll wach in mir, ich habe dem Andenken Rahel's heiße Thränen geweint, und dem Andenken meiner Jugendzeit, in der

ich sie zuerst sah, und meine ersten Freunde gewann. Alles, alles war mir belebt in schmerzlichster Sehnsucht, alles war schön, und doch lange nicht schön genug, dicht neben der Schönheit so viel Dürftiges, Geringes! — Doch hab' ich große Schicksalsgunst erfahren, ich habe Rahel gefunden, Fichte'n und Goethe'n gekannt, dann Charlotte Wynn — das im Persönlichen; im Allgemeinen aber hab' ich die französische Revolution erlebt, den Befreiungskrieg, die Juli-Revolution, soll ich die preußische Konstitution auch rechnen? Ich weiß nicht, ich habe den rechten Muth nicht zu der Sache, ich kann ihr nicht trauen. Wie elend schleppt sich wieder alles hin! Alles Freudige, Frische, wird in Zögerungen erstickt. — Im Grunde liegt hierin hauptsächlich meine heutige Verstimmung.

Ich fuhr gestern noch zu Bülow, wo es nicht so voll war wie gewöhnlich. — Mit Bülow konnt' ich nur vor Zeugen sprechen, es schien aber nichts Neues vorgegangen zu sein, sonst hätte er wohl die Gelegenheit gefunden, mir einen Wink zu geben.

Heute lange im Bette geblieben. Nicht arbeiten können, wegen Unwohlsein. Im Zimmer auf und ab gegangen. — Papiere durchmustert. Im Pindaros gelesen, ich bedurfte solcher Nahrung. Welch eine Welt, die der Griechen, welch eine Sprache!

Nachricht, daß Steffens gefährlich erkrankt ist.

Herr von Erxleben hatte auf dem Lande einen seiner Leute bei den Beinen aufgehangen, und ist dafür zu neun Monat Festung verurtheilt; jetzt geht eine Bittschrift von Edelleuten an den König zur Unterschrift umher, der König möge ihm die Strafe schenken. Zur Ehre des Grafen Herrmann von Lottum muß ich anführen, daß er sich gegen die Bittschrift erklärt, ebenso Herr von Jagow und Graf

Itzenplitz, denen auch Graf von Königsmarck beitritt; dem Geſetze müſſe Vollzug werden, ſagen ſie.

Freitag, den 14. Februar 1845.

Die Altpreußen ſind über den Anſchein, daß es mit der Konſtitution nichts werde, beruhigt und erfreut, ſie ſehen in ſolcher Anſtalt nur Hemmung, nicht Förderung, bei dergleichen Meinungen ſtutzen dann die Ariſtokraten, Konſervativen, und möchten die Konſtitution faſt wünſchen; faßt der Prinz von Preußen die Sache einmal unter dieſem Geſichtspunkte, ſo wird er ihr eifrigſter Förderer!

Heute früh Nachricht, daß Steffens geſtern Abend gegen ſieben Uhr ſanft entſchlafen. Ich fuhr hin, fand Frau und Tochter in tiefer Trauer, aber ſehr gefaßt. Ich ſah die Leiche; mit tiefer Wehmuth!

Gerücht von Veränderungen im Miniſterium. Verfaſſungsgeſpräche. Die Hof- und Geſellſchaftsluſtbarkeiten verſchlingen alles andre Intereſſe. Der Prinz von Preußen ſelbſt lacht und ſcherzt, und macht bei ſeinen Feſten den Wirth, als wäre der Himmel ganz heiter. Er ſchadet ſich ungeheuer durch ſeinen Widerſpruch; ſchon heißt es, er habe geſagt, ihm ſei die Rolle zugewieſen, die der jetzige König von Hannover als Herzog von Cumberland habe ſpielen müſſen. — —

Der neue Landtagsmarſchall für Schleſien, Prinz von Hohenlohe hat vor ſeiner Abreiſe nach Breslau hier erzählt, der König habe in Bezug auf das Verlangen nach Reichsſtänden geſagt: „Wenn man mich drängt, werde ich mit Kartätſchenſchüſſen antworten.“ Hat der König das geſagt, oder ſprengt man es nur aus? In beiden Fällen ſchlimm! Der König muß wiſſen, daß Kartätſchenſchüſſe

ohne körperliches Ziel gar nichts ſind; und er wird gezwungen ſein, wie ſchon mancher in ſeinem Falle, nicht durch Menſchen, aber durch die Gewalt der Dinge. „Heute will ich, morgen muß ich.“

Dienstag, den 18. Februar 1845.

Wegen der Verfaſſungsfrage wird die Stimmung wieder lauer; die Unterrichteten meinen, der König habe noch denſelben Willen, laſſe denſelben aber in Zerſtreuungen erſchlaffen, und vorzüglich dadurch ſiege denn der Widerſpruch. Das Vertrauen in den König ſinkt aber beträchtlich, und beſonders diejenigen, welche ſeine Nachgiebigkeit jetzt wünſchen, denken am übelſten von ihr in Bezug auf ihn ſelbſt. — Boyen hat zu Krauſeneck geſagt, man könne auf nichts rechnen, was eine beſtimmte Handlungsweiſe des Königs verlange, derſelbe ſei fern von jeder Poſitivität! — Wie werden die auswärtigen Mächte vom Könige urtheilen, wenn er ſich „herumkriegen“ läßt! wie die Prinzen hier! Daß vielleicht aus der Konſtitution nichts wird, iſt mir kein Kummer, ich habe an der Mißgeburt — denn das muß ſie ſein — keine Liebhaberei, aber daß der König ſolchen Schaden erleiden muß, das beklag' ich aufrichtig. Hätte er doch lieber nichts angefangen!

Dieſer Tage fleißig in den Archivakten über Schwerin gearbeitet, Auszüge, Eintragungen ꝛc.

Heute iſt Steffens mit großem Gepränge begraben worden, auf dem Kirchhofe vor dem Halliſchen Thore. Ich konnte nicht dabei ſein.

Zumpt brachte mir ſeine Druckſchriften über das römiſche Haus und über die Religion der Römer.

Mittwoch, den 19. Februar 1845.

Man ſagt, der Prinz von Preußen habe dem Könige das Verfaſſungswerk völlig entwunden, er wiſſe zu gut, daß der König bei fortgeſetztem Widerſtande leicht ermattet, die Sache liegen läßt und ſich an andern Sachen erholt, bei denen wieder ein friſcher Wille und leichtes Gelingen zu verſuchen iſt. Aber der König giebt das Verlaſſene nicht auf, er kommt wieder darauf zurück. Und da man das weiß, ſo bleibt alles in ungewiſſer Schwebe, und das einmal Gewollte kann immer wieder vorkommen, ohne je ſeiner Ausführung gewiß zu ſein! — Wenn der König jetzt mit den Reichsſtänden nicht durchdringt, ſo giebt es eine häßliche Wendung unſrer Sachen; hätte er dann doch lieber nichts angefangen! Ich vergleiche ſeine jetzige Lage der ſeines Vaters im Jahre 1805; der Krieg, den er damals vermied, brach im folgenden Jahre um ſo gewaltſamer und verhängnißvoller aus! — Ich ſtehe zum Könige heute in ähnlicher Weiſe wie 1819 zum Staatskanzler; ich bin ohne Auftrag, ohne Gunſt, ungekannt oder doch unbeachtet, ſuche aber mit meinen Kräften den guten Willen zu unterſtützen, die geſtellte Aufgabe zu erleichtern. Doch gegen die Schwäche der Karaktere hält nichts Stand! Ich werde wieder zurücktreten, wie damals, wo Hardenberg nicht hören wollte, daß er in Boyen, Humboldt und Beyme ſeine beſten Stützen habe, und dieſe nicht hören wollten, daß ſie ohne Hardenberg machtlos werden müßten! Der König hört jetzt am meiſten auf diejenigen, die ſeiner Abſicht entgegen ſind. — Man verliert alle Luſt und Theilnahme, und kann doch nicht gleichgültig ſein, denn unſer Aller Glück und Unglück iſt in den Sachen mitbefangen.

Ich habe heute die in Paris gedruckte Schrift: „Das

Königliche Wort Friedrich Wilhelm's III. Eine den preußischen Ständen überreichte Denkschrift. Von Doktor Johann Jacoby" zu leſen bekommen. Sie iſt von gediegenem, folgerichtigem Inhalt und furchtbarer Wirkung. Das ſind andre „Kartätſchenſchüſſe" als die, mit denen der König gedroht haben ſoll! Und der ungeheure Muth des Mannes, der ſich offen als Verfaſſer nennt! Was iſt eine ſchwache wankelmüthige Willensluſt gegen ſolche Willensſtärke! Dennoch kommt die Schrift in dieſem Augenblicke ſehr ungelegen und kann der Entwicklung, die grade im Gange iſt, ſehr ſchaden; eine andre Entwicklung freilich wird ungeheuer durch ſie gefördert.

Die deutſch-katholiſche Kirchengeſtaltung macht aller Orten reißende Fortſchritte, und die Zeitungen dürfen darüber berichten. Geld, Unterſchriften, Verſammlungen! Ronge und Czerski! Das kann weit führen!

General von Pfuel liegt am Hexenſchuß in Randow danieder; er wollte hier einige Urlaubswochen vergnügt zubringen, ſo wie er aber beſſer iſt, muß er nach Neuchatel, wegen der Schweizerwirren. Auch der Graf von Lottum, der wider Verhoffen den Geſandtſchaftspoſten in der Schweiz doch angenommen hat, ſoll eiligſt abgehen; auf den ſchwierigſten Poſten der unfähigſte Menſch! Deßwegen ſoll auch Pfuel dort ſein, aber die Tagſatzung kann er doch nicht beſuchen! — Metternich betreibt die Schweizerſache mit großem Eifer, und er dringt darauf, daß Preußen dort jetzt ſeine Leute habe.

In Schwerin's Papieren gearbeitet, Friedrich's des Großen Lobrede auf den General von Goltz wiedergeleſen; was dieſer Fürſt für Männer zu Gehülfen hatte! Er wußte ſie zu unterſcheiden, an ihren Platz zu ſtellen, ſie zu ſchätzen. Solch ein Goltz, einer der trefflichſten, begab-

teſten, wirkſamſten Menſchen, iſt gar nicht einmal berühmt!

Beim Könige iſt heute Konzert.

Freitag, den 21. Februar 1845.

Geſtern an die „Allgemeine Zeitung“ geſchrieben, für diesmal genug! Der gute Wille für Andre, dem dieſe nicht entſprechen, wird zuletzt eine Thorheit und ein Widerſinn. Ich laſſe mich nur zu lange hinzerren, und ſollte endlich klug ſein und davonbleiben!

Heute Abends bei Olfers. — Oberpräſident von Meding. Letzterer ſagte mir, der König habe den ſämmtlichen Ständemitgliedern einzeln und unter der Hand mittheilen laſſen, ſie möchten ſich in Betreff der Reichsſtände ruhig halten! Wird dieſe Bitte fruchten? wird ſie weithinaus wirken? Iſt dieſe Art der Zuflüſterung würdig? thut ſie nicht dem höchſten Anſehn Eintrag? — Schon hört man die ſchrecklichſten Aeußerungen über den Zuſtand unſrer öffentlichen Angelegenheiten; die Konſtitutionsgelüſte des Königs waren nur ein Karnevalſcherz; Preußen iſt jetzt vorzugsweiſe der Staat, der eine Verfaſſung „auf dem Papiere“ hat; der König wollte dem Volke einen Brocken hinwerfen, aber der Prinz von Preußen hat ihn weggeſchnappt; der vorige König Friedrich Wilhelm der Vierte, — „Sie wollen ſagen, der jetzige“ — Nein, der vorige, der jetzige iſt der Prinz von Preußen, — und was dergleichen Reden mehr ſind.

Wankelmuth, Einfälle, Phantaſterei — führen zur Schwäche und Unheil; Verachtung, Hohn und Spott wird uns geboten, und die ſchlimmſte Wendung der Dinge bleibt allein übrig! — Warnungen vergeblich! Die Jahre

1805 und 1806 ſprechen laut, aber die Ohren ſind taub. Die Stimme der Vernunft und Erfahrung muß im Exzellenztitel auftreten, und auch das hilft oft nicht. — Mögen ſie zuſehen, wie ſie fertig werden!

Sonntag, den 23. Februar 1845.

Die getäuſchte Erwartung wegen der Konſtitution äußert ſich in herbem Unwillen. Der König hat ſich in der Meinung unendlichen Schaden gethan, der Prinz von Preußen ſich noch weit mehr. Dem Könige wird ſehr verdacht, daß er nicht durchgreift, wie er es doch anfangs wollte. Man ſpottet über die Gelüſte, die keine Folge haben. Man ſpricht vom Schwanenorden, vom Bisthum von Jeruſalem. — Karikatur in Leipzig. — Und dabei iſt die Sache nicht aus; der König hat heftige Erörterungen mit dem Prinzen, der ſeinerſeits auch ſehr ſtarke Ausdrücke gebraucht und ſich wie ein Mitregent benimmt, etwas Unerhörtes in Preußen! — Die Zwietracht in der Königlichen Familie iſt alſo nun da, der Großmuthsſchmelz von den Reichsſtänden — falls es noch dazu kommt — abgeſtreift! — Unglückliches Unternehmen, unglückliches Zögern! — Wird gegen Jacoby in Königsberg etwas gethan werden? Man weiß es noch nicht! Und was wird dabei herauskommen? Man weiß es noch weniger! Man kann ihm nicht ſagen, ſeine Rechnung ſei unrichtig; man kann ihm nur ſagen, er ſolle ſo nicht rechnen. Und welche Schmach, dies zu ſagen!

Bettina von Arnim kam und blieb zum Mittageſſen. — Sie ſprach herrliche Sachen über Armuth, über einfaches geringes Leben, über die Erbärmlichkeit unſres Reichthums, Ehrgeizes, unſrer Lebensarten und Künſte; Beiſpiel

einer zweiundachtzigjährigen Frau vom Lande, die mit Kräutern zur Stadt kommt, deren Vater im Siebenjährigen Kriege fiel, der Mann im Revolutionskriege, der Sohn im Befreiungskriege, zwei Enkel hat sie bei sich, freut sich, daß sie freie Schule haben, ist wohlbewandert in „Gottes Wort“ 2c. 2c. Es war eine herrliche Erzählung, voll Stolz und Freude, Bettinens edelster Kern kam an den Tag!

Professor Werder hat endlich vom Minister Eichhorn erlangt, daß ihm die bisherige Gratifikation von dreihundert Thalern nun als ständiges Gehalt ausgezahlt wird. Eichhorn hat auf Rühle's Fürsprache dabei Rücksicht genommen. Aber was ist das gegen andre Gunst! Der elende Huber hat gleich achtzehnhundert Thaler Gehalt bekommen, und bringt keine Vorlesung zu Stande!

Savigny — dessen Geburtstag gestern durch lebende Bilder in seinem Hause gefeiert wurde — spottet über die gehoffte Konstitution. Dabei weiß er doch, daß eine vorhanden ist, und sagt zu seiner Frau, er begreife nicht, wie so der König grade diese beiden dummen Leute, den Minister von Bülow und den Minister Grafen von Arnim, dabei zu seinen Vertrauten habe machen können! (Der alte Jude: „Ihr meint, ich meine mir? Ja, ich meine mir!“)

Gestern las in der Singakademie Herr Professor Dönniges — ein Schüler Schelling's — über Kommunismus, spöttisch, witzig, mit Achselzucken über die armen Leute und ihre Einbildungen, die Welt habe längst alles Nöthige, auch Assoziationen, es sei alles ganz gut bestellt 2c. Der vornehme Pöbel konnte sich recht ergötzen! Ehrbare, unterrichtete Personen waren sehr empört; Sanitätsrath Doktor Ascherson sprach über Dönniges mit tiefster Verachtung.

Montag, den 24. Februar 1845.

Brief aus London von Carlyle, mit ſchönen Autographen, durch die engliſche Geſandtſchaft; Daniel O'Connell hat ausdrücklich für mich ein Blatt geſchrieben!

Die Leute ſchimpfen weidlich über das zum Narren haben mit der Verfaſſung; viele glauben, der König habe ſich einen Spaß damit gemacht. — Am Rhein hat der Landtag ſchon ſehr ernſte Verhandlungen, und verweiſt dem Könige, daß er ihr dortiges Recht ein undeutſches genannt.

Hillebrand's „Deutſche Nationallitteratur" zu leſen angefangen; ſchlechte, ungleiche Schreibart, keine glücklich gezogenen Grundlinien; doch iſt der Sinn gut und das Urtheil tüchtig; ich wünſche auch mehr Wärme. Ich erinnre mich, vor fünfundzwanzig Jahren — und ſeitdem nichts — etwas von Hillebrand geleſen zu haben, und daß es mir denſelben Eindruck machte. Das Buch iſt doch willkommen, wegen ſeines ernſten Fleißes, und weil es dem bornirten Gervinus offen und verſteckt entgegenwirkt, — Gerechtigkeit iſt ſein Hauptvorzug.

Der Miniſter Eichhorn beklagte ſich bitter gegen den General von Rühle, daß mit Boyen gar nicht mehr auszukommen ſei, ſo übertrieben liberal ſei derſelbe! Dagegen mit Savigny könne er ſich leicht verſtändigen, der ſei billig, — das heißt, ſervil und heuchleriſch, wie Eichhorn ſelbſt.

Dienstag, den 25. Februar 1845.

Alle Blätter beſprechen die Verfaſſungsfrage Preußens, die Petitionen wegen Reichsſtänden und Preßfreiheit kommen am Rhein ſchon bei den Landtagen zur Sprache.

„Die Verhältniſſe der Seehandlung", amtlich dargeſtellt vom Miniſter Rother, eine Staatsſchrift, mit der

„Allgemeinen Preußiſchen Zeitung“ ausgegeben. Der König hat die Bekanntmachung erlaubt, ſagt aber dabei, daß die Seehandlung neue Fabrikanlagen nicht machen ſoll.

Die Studenten wollten geſtern eine Schlittenfahrt anſtellen, wobei die Wallfahrt zum heiligen Rock in Trier vorkommen ſollte. Die Polizei unterdrückte die Sache. Doch ſtanden Tauſende von Menſchen erwartungsvoll unter den Linden.

Donnerstag, den 27. Februar 1845.

Heute früh W. mit der Nachricht, daß Diepenbrock nun doch bewogen worden, Fürſtbiſchof von Breslau zu werden.

In Homburg iſt die Gräfin von Naumburg geſtorben. Für den Landgrafen ein unerſetzlicher Verluſt.

Pfuel iſt eifrig für die deutſch-katholiſche Bewegung, die überall um ſich greift. Die Sache iſt von größter Wichtigkeit und liegt den meiſten hieſigen Leuten weit näher als die Konſtitution!

Fleißig in Schwerin'ſchen Papieren gearbeitet. — In Hillebrand's „Litteraturgeſchichte“, in Wilhelm von Humboldt's Schriften, im Pindaros und in der griechiſchen Anthologie geleſen.

Sonnabend, den 1. März 1845.

Geſtern Beſuch von Herrn Hirſchfeld; außer den Geldſachen auch die Petition der Juden wegen Bürgerrechten beſprochen, der hieſige Landtag ſcheint der Sache günſtig, Fürſt von Lynar ꝛc.

Heute Schlittenfahrt der Studenten; der heilige Rock von Trier kam doch vor, deßgleichen der Pabſt und Rouge,

die Gewerbsverlooſung, der Tummel wegen Theaterbillets, der Lokalverein ꝛc. Die Polizei konnte nicht verhindern, daß die einzelnen Mummereien bis zum Dönhofsplatze, wo ſich alle verſammelten, unbeaufſichtigt durch die Stadt fuhren, und ſelbſt im nachherigen Zuge behauptete ſich manches Verbotene.

Die „Allgemeine Zeitung“ bringt nun auch aus Breslau die Beſtätigung, daß der König Reichsſtände berufen wolle und der Prinz von Hohenlohe dieſes den Mitgliedern des ſchleſiſchen Landtages eröffnet habe. — Ein launiger Artikel aus Berlin über die kurmärkiſchen Stände. — Ein ſehr tückiſcher über die deutſch-katholiſche Bewegung.

Montag, den 3. März 1845.

Viſcher in Tübingen durch die Stuttgarter Pfaffen verfolgt.

Leo, Tippelskirch, das Wunderkind Witte in Halle, ziehen gegen Ronge und Czerski los! — Lumpen! Die Leute, welche den katholiſchen Pfaffen trotzen, ſcheeren ſich den Teufel um die proteſtantiſchen!

Mittwoch, den 5. März 1845.

Geſtern beim Miniſter von Bülow im Beginn der Aſſemblée ein ziemlich langes Geſpräch. Er ſagt, er ſtehe im Drange der Arbeiten, daß er gar nicht Zeit habe, an ſich zu denken, krank zu ſein u. ſ. w., auch die Verfaſſungsſache ſei fortwährend in heißer Bewegung, und am Ende werde unfehlbar des Königs Wille durchſchlagen; die Gegner ſeien aber ungeheuer thätig, erbittert und blindwüthend, dieſe Leute dächten an nichts Höheres, ſeien unfähig, den

allgemeinen Zuſtand zu faſſen, der Staat gelte ihnen nichts, das Land nichts, das Wohl des Königs und der Dynaſtie nichts, ſie begriffen nur ihr Partheiintereſſe, folgten ihrer tollen Leidenſchaft: „Sagen Sie denen einmal etwas von der Zukunft, von dem Drange der Dinge, von Gefahren des Königthums, von Nachtheilen des Königs, Sie werden gleich ſehen, daß dieſe Leute keine Vernunft annehmen, daß ſie nur toll und verrückt ihre albernen Redensarten wiederholen, daß ſie wie das Vieh ſo dumm und bornirt ſind.“ Ueber die Jeſuitenſache in der Schweiz; Metternich, nachdem ſeine ſtarken Anträge von allen großen Höfen abgelehnt worden, lenkt ein, und man hofft, der Pabſt ſelber werde den Frieden durch Abrufung der Jeſuiten erhalten; Bülow ſtimmt mir bei, daß Metternich nicht ungern jene Ablehnung von Seiten der Höfe empfangen habe. Wir ſprechen über General von Pfuel, den Kriegsminiſter von Boyen, die rheiniſchen Stände ꝛc. — Bei Bülow mit der Herzogin von Dino-Sagan geſprochen, mit Herrn und Frau von Gemmingen, dem Geſandten von Meyendorff, Staatsrath von Fonton, Geheimerath Pertz, Geheimerath Lichtenſtein, Direktor Waagen, Graf von Keyſerling, Graf Richard von Kalkreuth, Reumont, Graf von Königsmarck, Frau von Ende ꝛc.

Heute ließ ich mich durch den Nachklang der Bülow'ſchen Geſpräche beſtimmen, doch wieder einige Zeilen über die Verfaſſungsſache an die „Allgemeine Zeitung“ nach Augsburg abzuſenden, aus reinem guten Willen, nach beſtem Urtheil, was mir der Sache im Sinne des Königs förderlich dünkt. Man möchte ihm doch gar zu gern helfen! Nimmt willig neue Täuſchungen auf!

Wichtige Verhandlungen des rheiniſchen Landtags, ſcharfer Tadel gegen den Oberpräſidenten von Schaper, gegen

den Minister Grafen von Arnim, Wahrung der ständischen Rechte, die ohnehin nur ein Minimum seien, alles vollständig in der Zeitung! — Der westphälische Landtag ist fast noch reicher und stärker an Forderungen als der rheinische.

Sonntag, den 9. März 1845.

Gestern Abends bei *. — Fräulein von * erzählte, Williſen habe bei der Königin neulich mein „Kriegesabentheuer" und einige meiner aus dem Russischen übersetzten Sachen vorgelesen, die Königin habe sich darüber mit größtem Lobe geäußert, und wolle der Kaiserin von Rußland das Gelesene empfehlen und sie fragen, ob sie die russischen Sachen wohl in der Urschrift kenne? Der Geschmack am Hofe ist gar unsicher, ich bilde mir nichts ein auf das Lob!

Der Prinz von Preußen ist fortwährend gespannt mit dem Könige. Seine Helfer suchen die Sachen in die Länge zu ziehen, recht wie die kurzsichtigen Leute, die da meinen, Zeit zu gewinnen sei die Hauptsache; sie vergessen in ihrer Partheiverbissenheit, wie sehr dem Staat und dem Könige die Zeit, welche sie zu gewinnen scheinen, verloren geht. Und am Ende leidet ihre Partheisache dabei doch am meisten. Französische Emigranten, ganz wie die Emigranten, und dabei wie die späteren Ultra's; sie bringen die Dinge auf's äußerste. — Der Prinz Karl hat sich auch rühren wollen, der König ihn aber so derb angefahren, daß er erschrak und verstummte.

Im Pindaros gelesen und etwas in Lermontoff.

„Kritische Gänge. Von Friedrich Theodor Vischer." (Zweiter Band. Tübingen 1844.) Das Buch haben die Narren verboten und weggenommen, da muß man's kaufen!

Dienstag, den 11. März 1845.

Der Minister Eichhorn hat wieder zwei alberne Verordnungen ergehen lassen, wegen der Privatdozenten, die künftig nur auf Zeit zugelassen werden sollen, auf vier Jahre, nach denen der Minister ihnen die Vorträge wieder untersagen darf, dann wegen der Examinatorien, die er anempfiehlt, preist, verlangt. Einige Fakultäten haben schon gegen beide Verordnungen scharf protestirt, Böckh sagt, Eichhorn werde sich schwer ärgern! Fast niemand hier an der Universität hat seine Vorlesungen dialogisch und examinatorisch eingerichtet; man findet es eine Albernheit, die nicht thunlich ist, und wäre sie thunlich, der freien Wissenschaft schaden würde. Eichhorn will die Universitäten herabbringen, Lehrer und Studenten dem Schulzwang unterwerfen, alles in unwürdige Abhängigkeit von der Behörde zwingen. Sein körperlicher Zustand soll etwas besser sein, die Spuren des Irrsinns haben sich verloren, wie Nicolai's Phantasmen einst, durch Blutigel.

Donnerstag, den 13. März 1845.

Gestern Abends beim General von Pfuel, der um vieles besser ist; er nimmt den eifrigsten Antheil an der deutschkatholischen Bewegung, die noch immer die größten Fortschritte macht; „das ist das wahre Wunder des Rockes zu Trier!" — Der Fürst von Hohenlohe hat sich durch einige schlesische Landtagsmitglieder bezeugen lassen, daß er ihnen nichts vom Könige wegen Reichsständen bestellt habe. Man glaubt aber doch, er habe es gesagt, und vielleicht sei es nur grade nicht in der Unterredung geschehen, auf die er hindeutet, sondern in einer andern. — Der Fürst von Solms-Lich hat in Koblenz wieder ein hübsches Stückchen

gemacht; auf die Klage aus Trier, der dortige Zenſor verweigre die Druckerlaubniß für die Landtagsverhandlungen, beſchickte er ſogleich den Oberpräſidenten durch zwei Landtagsmitglieder, die auch alsbald zurückkehrten und die Antwort brachten, der Oberpräſident habe ſchon dem Zenſor die nöthige Weiſung ertheilt. Die Sache iſt unbedeutend, aber die Form erheblich; es iſt durchaus unſtatthaft, daß der Landtag eine Verwaltungsbehörde durch Abgeordnete beſchicke, und daß die Behörde ſich mit ihnen einlaſſe. Das Beiſpiel iſt ſehr übel und kann ſich übel wiederholen! — Geſtern bei der Mittagstafel des Königs kam es vor, daß die Oper „Norma" langweilig genannt wurde, und auch O. fand ſich dieſer Aeußerung ſchuldig, da rief der König: „Was! O., ich ſchieße Sie todt, ich ſchieße Sie todt!" Auch die Königin ſagte: „Solch ein Meiſterwerk!" Nachher zeigte Cornelius anderthalb Stunden lang ſeine Zeichnungen zum Campo santo, er hatte auch heidniſche Mythen dazu genommen; der König war etwas verwundert, ſagte aber auf Cornelius' Rechtfertigung: „O mit mir haben Sie gutes Spiel! Aber ſehen Sie zu, wie Sie mit meinen Herren Theologen fertig werden!" — Der König ſieht alt aus und verlebt.

Wichtige Nachricht von dem ſchleſiſchen Landtage, wo Graf von Renard aufgetreten iſt, um Reichsſtände mit zwei Kammern zu fordern, unter Beiſtimmung eines großen Theils des ſchleſiſchen Adels.

Freitag, den 14. März 1845.

Ich denke mir die Lage des Königs ſehr betrübt, er ſieht ſeinen guten Willen auf allen Seiten überflügelt, ſein Anſehn ſinken, ſeine Macht zerbröckeln, und weiß nicht,

woran es liegt und wie zu helfen. Zu Gunsten seiner Person und seines Ansehns, doch dabei auch zu Gunsten der Konstitutionssache, schickte ich ein paar Aufsätze an die „Allgemeine Zeitung" nach Augsburg. Es wird nicht viel nützen, aber ich thue es zu meiner eignen Befriedigung. Wie schwer bestraft sich jetzt der Verzug in des Königs Vorhaben, wie sehr verwickelt sich alles! Die Aufregung steigt und wird immer trüber! Bald wird der König für seine größte That weder Ehre noch Dank haben, er wird aller Welt als ein Gezwungener dastehen. — Zum erstenmal in hiesigen Zeitungen erscheint ein selbstständiger Aufsatz über Reichsstände, vom Professor Michelet, mit Druckerlaubniß des Ober-Zensurgerichts, in der „Vossischen Zeitung". Aber wie schwache, veraltete Gedanken bringt der auf! will Abgeordnete der Synoden, der Stifter ꝛc. Hier in Berlin sind die Gedanken am wenigsten reif, am Rhein sind sie viel weiter. — Das wird noch viele Zusammenstöße geben!

Sonntag, den 16. März 1845.

Der Graf von Renard hat seinen im schlesischen Landtag gemachten Antrag noch in derselben Sitzung zurückgenommen, daher denn auch die Protokolle der Verhandlungen keine Erwähnung davon machen; sie geben nichts als eine abgeschwächte, farblose Mittheilung über Anträge wegen Erweiterung der ständischen Verhältnisse, wobei nicht einmal die gesetzliche Mehrheit von zwei Drittheilen der Stimmen für die Hauptsache erlangt worden! Der Graf von Renard aber hat sich doppelt bloßgestellt, gegen die Regierung durch seinen Antrag, und gegen die ihm Beistimmenden durch die Zurücknahme desselben. In Breslau,

Posen und zum Theil auch in Königsberg hat in den Landtagsverhandlungen eine kriechende, ängstliche, feige Sprache die Oberhand gewonnen, ein Aufwand von heuchlerisch demüthigen, unterwürfigen Redensarten erstickt jede Forderung, die baar und männlich auftreten sollte. Es ist mir zum Ekel, und ich muß mich abwenden von der Erbärmlichkeit! — Auf wie langwierigen, langweiligen, schmutzigen und rauhen Wegen soll Preußen zu einer Konstitution gelangen! Da gefällt mir wahrlich die Regierung Friedrich's des Großen besser, da sorgte, that und befahl Einer, und die Andern konnten ruhig sein. Jetzt soll jeder Theil am Staate nehmen, aber das Theilnehmen hat vorgeschriebene Takte, wobei man zwischen zweien alle Zeit hat einzuschlafen. Die andern Dinge fahren auf der Eisenbahn, die Konstitutionssache noch reglementsmäßig mit der alten Post, zwei Stunden und drüber auf die Meile.

In Hillebrand gelesen, der mir, je weiter ich komme, je besser gefällt. Goethe's Ansichten und Aussprüche sind der Felsenunterbau, auf dem sich das Ganze erhebt. Auch Gervinus ist, ohne es zu wollen oder zu ahnden, ein hauptsächlich von Goethe Gestachelter, ohne das Stück Litteraturgeschichte im zweiten Theile von „Dichtung und Wahrheit" wäre er vielleicht nie darauf gekommen, sein Werk zu unternehmen. Alles was Goethe dort sagt, und was jetzt ganz gewöhnlich ist, war damals überraschend neu, schloß ganz neue Ansichten auf, erregte das Erstaunen und Nachdenken, und wurde gleich von jederman voll angenommen und in Gemeingut verwandelt. — Die Leute wissen's nur nicht mehr!

Montag, den 17. März 1845.

Herr von Henning ſchickte mir ſeine Druckſchrift: „Zur Verſtändigung über die preußiſche Verfaſſungsfrage", hier bei Beſſer gedruckt, und gegen Jacoby in Königsberg — „der eine nicht beneidenswerthe Celebrität erworben" — polemiſch gemeint. Was der Deutſche nicht Alles für's Geld macht! Die Schrift iſt in Auftrag und für das Geld des Miniſters des Innern Grafen von Arnim geſchrieben, aber das Geld iſt weggeworfen, denn ſolche Leute wie Henning ſchaden der Sache nur, für die ſie ſchreiben. Hol' ihn der Teufel mit ſeinem erbärmlichen Gewäſch, kleinlich und philiſterhaft, und matt und armſelig. Wie ſo erfrecht er ſich nur, mir den Wiſch zuzuſchicken?

Kühnheit und Zaghaftigkeit ſind auf den Landtagen ſeltſam beiſammen. Die Dreiſtigkeit, den König daran zu erinnern, daß er den Poſen'ſchen Ständen gedroht, er habe ſie aufheben wollen, und daß er dergleichen nicht thun dürfe, ohne alle Provinziallandtage darüber gehört zu haben, dieſe Dreiſtigkeit geht neben der Aengſtlichkeit, man wolle dem Könige ſagen, den Wunſch nach Oeffentlichkeit habe man nur darum nicht ausgeſprochen, weil man fürchtete, er könnte es übel nehmen! — Die rheiniſchen Stände ſind die muthigſten, das iſt gewiß.

Die zwei erſten Bände von Thiers' „Histoire du Consulat et de l'Empire" ſind angelangt; ich habe gleich ſie zu leſen begonnen.

Dienstag, den 18. März 1845.

Der König bildet ſich ein, er habe an ſeinen Provinzialſtänden etwas eigenthümlich Deutſches und Deutſch-Hiſtoriſches; aber deutſch ſind ſie in Wahrheit nur zu nennen,

insofern sie nun seit etwas mehr als zwanzig Jahren kläglich fortbestehen. Von ältern deutschen Landständen ist kaum eine Spur darin; die bewilligten oder versagten Steuern, die griffen in die Verwaltung ein ꝛc. Die Provinzialstände sind nicht nach irgend einem altgeschichtlichen Maße, sondern nach dem Maße der Angst und Furcht gemacht, die in der Zeit, wo sie gemacht wurden, in der preußischen Regierung herrschten, ihre Gestalt aber wurde ganz neu und willkürlich bestimmt. Wenn der König meint, auch die Reichsstände nach diesem Muster zu gestalten, so darf er nur nicht glauben, damit einer deutschen Eigenthümlichkeit näher zu sein, die wird wohl wieder nur in dem Halben und Schwachen bestehen! Sonderbar, den Völkern, welche in dieser Sache die Erfahrung für sich haben, bei denen die geschichtliche Entwicklung wirklich vorgegangen ist, denen will er nichts entlehnen, und sein Absehn geht recht eigentlich darauf hinaus, seine Einrichtungen von den ihren verschieden zu machen. Als wenn hierin nicht grade das Allgemeine, das überall Entstandene, das Ausprobirte, auch nur allein das Bewährte und Sichre wäre! Warum macht man denn die Kanonen à la Paixhans, die Shrepnells und dergleichen, so genau nach? Wird man, wenn man einst deutsche Kriegsschiffe baut, diese eigensinnig anders bauen, als die Engländer, bloß um irgend eine schwächliche Unform dann mit Stolz deutsch zu nennen? — Mich dünkt, wenn jemand dem Könige dergleichen sagte, er würde es einsehen, wenigstens nachdenklich darüber werden, — aber es sagt es ihm niemand, und so bleibt er in seiner Vorstellung befangen.

Am rheinischen Landtage wurde der Vorschlag gemacht, die Petition um Reichsstände nicht als Petition, sondern nur als Wunsch an den König gelangen zu lassen, unter

dieſer Form wollte der Landtagsmarſchall Fürſt von Solms-Lich beitreten, doch Herr Camphauſen von Köln ſetzte noch die beſondre Bedingung, daß der Fürſt dieſen Wunſch dem Könige perſönlich nach Berlin überbrächte, wozu der Fürſt ſich bereit erklärte. Aus dieſer Nachgiebigkeit ſchließt man, daß der Fürſt von Berlin aus dazu angewieſen ſei, und daß der König nur den Schein retten wolle, er erfülle nicht Forderungen, ſondern berückſichtige Bitten. Damit iſt aber heutiges Tages nicht eben viel gewonnen; der Schein wird als ſolcher zu ſchnell erkannt.

In der halliſchen „Allgemeinen Litteraturzeitung" ſteht ein tapfrer prächtiger Artikel über die Schrift des halliſchen Predigers Guſtav Adolf Wislicenus: „Ob Schrift? Ob Geiſt?" gegen die Verketzerungen, welche der Profeſſor Guericke gegen ihn vorgebracht, und gegen die ſchändliche Meuterei der Hengſtenberg'ſchen „Kirchenzeitung", die ſich wider denſelben Mann erhoben; die theologiſche Wuth dieſer verfluchten Pfaffen wird hier ſcharf beleuchtet und gegeißelt.

Donnerstag, den 20. März 1845.

Geſtern Abends bei *; wir ſprechen rückhaltlos über unſre Zuſtände, * meint, wenn der König erſt eine Konſtitution gegeben habe, ſo könne es noch zwanzigjährige Kämpfe koſten, ehe die Sachen ſo zurechtgerückt wären, wie ſie einigermaßen bleiben könnten.

Pelz in Schleſien iſt zu neun Monat Feſtung verurtheilt, er hat appellirt. Es ſind auffallende Verhaftungen in Breslau und andrer Orte vorgenommen worden, man ſpricht von raſenden Anſchlägen und Verſchwörungen,

aber die Leute meinen, dergleichen ſprenge die Behörde nur aus, um vorläufig ihre Maßregeln zu beſchönigen.

Es ſcheint den Bemühungen der Landtagsmarſchälle, Oberpräſidenten und andern der Regierung Anhängigen doch ziemlich zu gelingen, die Landtage diesmal noch zahm zu halten; man flüſtert ihnen unaufhörlich zu, ſie dürften alles vom Könige hoffen, nur ſollten ſie ihn diesmal ruhig laſſen, in ſeinem Vorhaben nicht ſtören. Das mag denn ſo hingehen; aber man hätte dergleichen Bitten nicht nöthig gehabt und ganz andre Eindrücke hervorbringen können, wäre man entſchloſſener vorgeſchritten und offener geweſen in Ankündigung deſſen, was man beabſichtigt.

In Thiers geleſen, mit Spannung, mit noch unentſchiednem Gefühl; das Buch hat mir etwas Unheimliches und reizt mich zum Widerſpruch, mehr als mancher entſchiedenſte Anhänger Napoleon's, mehr als zum Beiſpiel Bignon. Thiers läßt ungemein ſeine eigne heutige Stellung durchblicken, thut ſo weiſe und billig, ſo belehrt durch Erfahrung!

Dienstag, den 25. März 1845.

Ich fuhr zur Aſſemblee von Bülow. Der Prinz und die Prinzeſſin von Preußen waren eben vor mir gekommen. — Ich ſprach mit Bülow, Trauttmannsdorff, Frau von Gemmingen, Marquis de Dalmatie, Direktor Waagen, Graf von Blankenſee, Oberpräſidenten von Meding, General von Peucker, Graf von Keyſerling, Gräfin von Schweinitz, Herrn von Franckenberg ꝛc. Die Miniſterin von Bülow ſuchte mich auf, um mir zu ſagen, die Prinzeſſin wiſſe, daß ich da ſei, und wolle, ich möchte bleiben, bis ſie mich geſprochen habe. Inzwiſchen kam der Prinz

heran und ſprach halb zu Meding, halb zu mir von dem märkiſchen Landtage, den Verhandlungen über den Servis ꝛc., er hatte einen Ausdruck von bittrem Lächeln, unter dem ſich eine wallende Heftigkeit kaum verhüllen konnte; ich nährte das Geſpräch meinerſeits nur nothdürftig, wozu mehr? — Endlich kam die Prinzeſſin, ſehr artig und verbindlich, fragte nach Homburg', wollte wiſſen, was und ob ich arbeitete — ich nannte ihr den Namen Held, von dem ſie nichts wußte —, erzählte von ihrem Ergehen, von der Mutter in Weimar, vom Leben am Rhein, in Frankfurt am Main u. ſ. w. Sie wollte offenbar einen guten Eindruck machen, und verfehlte ihn dadurch faſt. — Wie glücklich, daß ich nicht von ſolchen Gnaden lebe! —

Als ich weggehen wollte, hielt mich noch Herr von Schellersheim auf und machte mich mit dem Bürgermeiſter von Aachen, Herrn Nelleſſen-Kelleter, bekannt, deſſen Frau ich vorigen Sommer in Homburg geſehen.

„Reichsſtände werden wir ſchneller bekommen, als man denkt. Daß ich ſolchen Tag erleben ſoll, wo mein Vaterland, für das ich auch mein Blut verſpritzt habe, zu Grunde geht, aus blühender Stärke in Verwirrung und Schwäche fallen wird! Ich ließe gern mein Leben, wenn ich das verhindern könnte! O dieſer ſchwache König, ohne Feſtigkeit und Karakter, von Phantaſterei und Eitelkeit übernommen, dieſes haltungsloſe Spielzeug des Zeitgeiſtes, was ſtiftet der für Unheil an!“ So hört' ich heute reden. Die Leute begreifen nicht, daß ſie durch ſolchen Tadel ihren eignen Boden zerſtören; ſie beweiſen, daß ein unumſchränkter König den Staat in Gefahr bringt, ſie wollen ihm Schranken ſetzen, was kann das anders ſein als Konſtitution?

Donnerstag, den 27. März 1845.

Geſtern unerwarteter Beſuch von Profeſſor Guhrauer aus Breslau; er erzählt, daß die Deutſchkatholiſchen dort ſchon dreitauſend Gemeindeglieder ſind, daß Offiziere und Beamte zu ihnen gehören und daß am Gründonnerstage ihr Gottesdienſt und ihre Abendmahlsfeier voll erhebender Rührung und Begeiſterung war. — Herr Bürgermeiſter Nelleſſen-Kelleter aus Aachen beſuchte mich, er ſprach ungünſtig von jenen Deutſchkatholiſchen, verſicherte, am Rhein würde die Sache nie Boden finden, pries dagegen die freiſinnige politiſche Stimmung dort, freute ſich der Stände, erklärte, es müſſe nun zu Reichsſtänden kommen, das habe er auch dem Könige geſagt — bei dem er kürzlich geſpeiſt, und ebenſo dem Prinzen von Preußen, der aber von Reichsſtänden nichts hören wolle, und noch viel weniger von Preßfreiheit, die ihm ein Gräuel ſei.

Die pommerſchen Provinzialſtände haben beim Könige auf „Zurechtweiſung" des Miniſters Eichhorn angetragen, weil dieſer einem Geiſtlichen, der einem ſeiner Gemeindeglieder den Zutritt zum Abendmahl aus unzureichendem Grunde verſagt hatte, Recht gegeben. Fürerſt wenigſtens ſteht das Wort in der „Staatszeitung", und das iſt immer ſchon etwas!

Die Verfolgung der deutſchen Schriftſteller in Paris hat der Miniſter des Innern Graf von Arnim angezettelt, indem er darüber unmittelbar an unſern Geſandten in Paris geſchrieben, was gegen alle Ordnung iſt. Der Miniſter von Bülow hat den Geſandten tüchtig gerüffelt, und ebenſo den Miniſter des Innern wegen ſeines dummen Uebergriffs, der auch ganz vergeblich geblieben!

Der Fabrikant Schlöffel aus Schleſien, wegen kommuniſtiſcher Umtriebe verhaftet dann freigegeben und dann

wieder verhaftet, ist hieher gebracht worden, um vor dem Kammergericht Rede zu stehen. Der Minister Graf von Arnim hat auch diese Verfolgung wieder betrieben. Ein kleinlicher, ungeschickter Mensch!

Sonnabend, den 29. März 1845.

Zwar in sehr leisem Vertrauen, aber mit großer Bestimmtheit wird versichert, Tschech habe bei seiner Unthat weit weniger aus persönlichen als aus allgemeinen Antrieben gehandelt, er sei zwar durch sein persönliches Mißgeschick erbittert, aber durch die überhaupt getäuschten Hoffnungen zumeist bewogen worden, er habe den König beschuldigt, schlecht zu regieren, der gegebenen Zusagen zu vergessen, dem Volke die Konstitution vorzuenthalten 2c. — Dies soll allerdings streng verheimlicht werden; allein wer kann heutiges Tages schweigen? Der Präsident von Kleist selber, der die Untersuchung geführt und auf das strengste Geheimniß gedrungen hat, soll nicht ganz verschwiegen geblieben sein. Wenn das Gerede doch nicht wahr wäre und gleichwohl geglaubt wird, so liegt das nur an unserm Gerichtsverfahren, bei Oeffentlichkeit wäre wenigstens die Unwahrheit nie glaublich.

Die preußischen Stände haben auch der „Evangelischen Kirchenzeitung" von Hengstenberg eins abgegeben; sie schiene unter gar keiner Zensur zu stehen, schmähe und schimpfe Personen, die ihr mißfielen, ungestraft, die Regierung solle den Zensor strenger anweisen.

Heute an die „Allgemeine Zeitung" geschrieben nach Augsburg. Die Aufsätze in der „Allgemeinen Zeitung" werden vielfach bemerkt; im Grunde haben sie den ganzen Verfassungslärm angehoben, so wie überhaupt ohne mich die Sache hier wohl in der Stille geblieben wäre; dem

Könige iſt ſo wenigſtens ein Theil des ihm gebührenden Ruhmes gerettet und er ſelbſt in ſeiner Richtung beſtärkt worden.

In Thiers geleſen. Nüchtern, ſachwalteriſch, kein κτῆμα ἐς ἀεί, nur ein ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρημον; der geweſene und der künftige Miniſter ſcheint überall durch.

Montag, den 31. März 1845.

Geſtern Beſuch von Hofrath Dorow und Graf von B.; bittre Klagen der Edelleute gegen die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, über die Begünſtigung der Bürger und Bauern, das heißt über deren geſetzliche Gleichſtellung mit den Edelleuten!

Ronge und Czerski waren am Sonntage hier, haben Gottesdienſt gehalten, gepredigt, getauft ꝛc., mit großer Rührung und Erhebung, unter vielem Zulauf und Antheil. Vortheilhafte perſönliche Eindrücke, beſonders von dem noch jungen und ſehr gut ausſehenden, offnen und klaren Ronge.

Der Prinz von Preußen äußert ſich mit ſteigender Bitterkeit gegen Konſtitution und Preßfreiheit. Der König ſoll ſchon bewilligt haben, daß künftig die Zeitungen bei Mittheilung der ſtändiſchen Verhandlungen auch die Namen der Redenden nennen dürfen.

Wozu iſt nicht ein oberzenſurgerichtliches Erkenntniß nöthig! Zur Mittheilung eines Spaßes in Betreff des Verkaufs von Theaterbillets! Heute ſteht er in der Zeitung, mit ſolchem Paß. Der gewöhnliche Zenſor hatte alſo den Spaß unterdrücken wollen!

Mittwoch, den 2. April 1845.

Heute wieder an die „Allgemeine Zeitung“ über die Verfaſſungsſache geſchrieben; einige Salzkörner ausgeſtreut.

Nachmittags ging ich zum Oberkonſiſtorialrath Marheineke, den ich beſſer fand, als ich dachte, er geht täglich ſpaziren, doch nicht allein; im Sommer Vorleſungen zu halten iſt ihm nicht erlaubt und er auch nicht fähig. Er erzählt mir von des Miniſters Eichhorn Maßregeln zur Herabwürdigung der Univerſitäten, zu Unterdrückung der wiſſenſchaftlichen Freiheit; ſeinem Anbefehlen von Prüfungsſtunden hat die philoſophiſche Fakultät einen ſcharfen Widerſpruch entgegengeſetzt, von Boeckh verfaßt und von allen Mitgliedern unterſchrieben, ſelbſt von ſolchen wie Ranke, Huber, nur nicht von — Zumpt! Ich bin ganz verſtutzt, das zu hören! von dem grade hätte ich das nie erwartet! Aber er ſoll ſchon längere Zeit ſich dem Miniſter anſchmiegen. Die Fakultät ſagt dem Miniſter wahre Beleidigungen und führt ſeine Vorſchriften auf Unſinn zurück. Was hilft's? Der Lump nimmt alles hin, und verſucht ſeine Sache doch wieder! Auch in der Sache der Deutſchkatholiſchen hat ſich Eichhorn ſchändlich betragen; der König will ihnen Gewiſſensfreiheit zuſprechen, Eichhorn ſie ihnen verkümmern, er folgt in gewiſſen Fällen ſogar dem Könige nicht ſo wie den Frömmlern, den Hengſtenberg, Gerlach ꝛc. — Abends bei der Gräfin von *. Der Graf erzählt ſehr luſtig, wie es bei dem Könige hergeht, wenn Tieck Abends vorlieſt, an Stille iſt gar nicht zu denken, jeden Augenblick wird etwas gebracht oder kommt jemand; hört dann Tieck mit Leſen auf, ſo ſagt der König ganz zärtlich: „Leſen Sie doch weiter, lieber Tieck!", nimmt aber dann doch ſelber die etwa gebrachte „Staatszeitung", das „Fremdenblatt" oder ſonſt Neues, der Prinz von Preußen ebenfalls, und der König vergißt wohl in der Zerſtreuung, daß geleſen wird, und theilt eine

Neuigkeit mit ꝛc. Dabei ſoll Tieck ſich glücklich fühlen! Er fühlt ſich gepeinigt, entwürdigt, verhöhnt!

Der König, heißt es, will die Geſandten von Canitz und Bunſen kommen laſſen, ihm in den Verfaſſungsſachen zu helfen; er thäte zu dieſem Zwecke beſſer, die Miniſter Eichhorn und Savigny und Graf von Arnim gehen zu laſſen! Herr von Canitz meinte, ſein Vater und Bunſen — das ginge nicht, die ſpannen nicht miteinander!

Fleißig in Malmesbury geleſen. Abſcheuliche Staatsleitung unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten! Noch heute zum ſchämen!

Donnerstag, den 3. April 1845.

Schreckliche Waſſersnoth in Breslau, in Dresden ꝛc. In Dresden iſt der Mittelpfeiler der Elbbrücke geborſten, das große eiſerne Kreuz in die Elbe geſtürzt, worüber der Zeitgeiſt ſeine Bemerkungen macht, Aberglauben gegen Aberglauben.

Sendung vom Fürſten W., neueſter ruſſiſcher Almanach, Denkmal Krüloff's, der Roman „Fürſt Kurbskii“ in vier Bändchen, vom Verfaſſer Boris Fedoroff mir zugeſchickt. Grüße und Klagen von Graf B. und Tochter. Trauriger Zuſtand in St. Petersburg, alles eng und beklommen, mißtrauiſch, geheim! Der Kaiſer ſchimpft ohne allen Rückhalt auf unſres Königs Verfaſſungsentwürfe, ſieht uns als einen aufgelöſten Staat an; man glaubte ſogar, er würde Truppen an die Gränze vorrücken laſſen! Das ſoll er mal verſuchen! Der Kaiſer iſt in einer Lage, in der ihm ſchlimmer zu Muthe ſein muß, als unſrem König in der ſeinigen; Preußen braucht den Kaiſer im geringſten nicht zu fürchten, Preußen hat in

ſolchem Falle, daß es gegen die Ruſſen geht, ganz Deutſchland für ſich.

In den Memoiren von Malmesbury eifrigſt weitergeleſen. — Eine neue Auflage der „Memoiren der Markgräfin von Baireuth" iſt eben in Braunſchweig erſchienen; ob man ſie verbieten wird? Mißfällig ſind ſie dem Hofe ſehr. Sie werden einſtweilen begierig gekauft.

Der König hat ſich über den Miniſter Grafen von Arnim ſehr hart geäußert; warum entläßt er ihn nicht? Er hat lauter Leute um ſich, mit denen er nichts anfangen kann. Die Verfaſſungsſache ſchleppt ſich hin; mittlerweile haben innere und äußere Ränke dawider freies Spiel und verderben ſo viel als möglich. — Wo man hinhört, vernimmt man Widerſacher. Was muß das aber für eine unwiderſtehliche Kraft ſein, die trotz allſeitiger Schwierigkeiten, trotz ſo vieler vereinten Macht doch entſchieden vorwärts drängt zur Konſtitution!

Sonnabend, den 5. April 1845.

Die Königin iſt nun doch nach Dresden abgereiſt; die Reiſe wird ihr ſchwerlich gut bekommen, in dieſer Kälte, in dieſe Waſſersnoth hinein. — Der König iſt nach Potsdam gezogen, wo er eine Zeitlang bleiben will. General von Pfuel hat auf zwei Tage mitgehen müſſen. Den König quält die Verfaſſungsſache, das Ob iſt ihm entſchieden, aber das Wie wird ihm täglich unſichrer, und am meiſten, was er zunächſt in der Sache thun ſoll. Daß der Aufſchub nicht gut wirkt, ſieht er zur Genüge ein. Die Landtagsabſchiede geben auch wieder heilloſe Arbeit und Verlegenheit.

Nebenius in Karlsruhe iſt wieder Präſident des

Miniſteriums des Innern geworden. Ein Halbſieg der Liberalen und Konſtitutionellen! Mehr würde für ihre Sache ſein, wenn Preußen ſeine Reichsſtände bekäme. Alle deutſchen Stände würden dann weniger in ihrer Beſonderheit ſtehen und ſtark und ſtärker ſich dem Allgemeinen zuwenden. — Unſre Kriſen gehen langſam, langſam! Und bleiben ohne hinzutretende Ereigniſſe wohl gar unvollendet.

In Malmesbury geleſen, merkwürdige Aufſchlüſſe über ſeine Verhandlungen in Paris und in Lille. — Tüchtige Kritik im „Morning-Chronicle" gegen Thiers' „Geſchichte Napoleon's". — In Goethe's „Divan" geleſen.

Montag, den 7. April 1845.

Pfuel ſagte mir, der König ſei in Potsdam ganz heiter und guter Dinge, zeige keinerlei Unruhe und Beſorgniß, und müſſe wohl in ſeinen Entſchlüſſen feſt und klar ſein. Den Deutſchkatholiſchen will er, ſagte er zu Pfuel, dieſelbe Freiheit laſſen wie den Alt-Lutheranern; das iſt alles, was nöthig iſt. Doch ſind die Ränke, Geſchreie, Flüſterungen, Wuthſchnauben und Gewaltſamkeiten der Römiſchkatholiſchen in voller angeſtrengter Arbeit. Die Fürſtin von Metternich beſtürmt unſern Geſandten von Canitz in Wien mit Anforderungen, der König ſolle doch das Unweſen niederſchmettern! — Neue Bedrängniſſe der römiſchen Kirche in Rußland; ſie verliert Boden, das iſt gewiß.

Neuer Kampf in der Schweiz; die Freiſchaaren gegen Luzern abermals geſcheitert, die Jeſuitenparthei ſiegend.

Mittwoch, den 9. April 1845.

N. erzählte mir im Vertrauen, der Kaiser habe in St. Petersburg mit ihm sehr ernst und viel über die Verfassungssache Preußens gesprochen, dies habe er, N., sowohl an Nagler geschrieben, als auch dem Gesandten von Liebermann mitgetheilt, darauf habe der König die Sache erfahren und ihn bloß deßhalb hieherkommen lassen, um sich alles mündlich genau von ihm berichten zu lassen; das sei heute in Potsdam geschehen, wo auch N. beim Könige zur Tafel war; der König hörte alles mit Ernst und Eifer an, that aber sehr entschieden und sagte mit Nachdruck: „Glaube nur niemand mir etwas abzutrotzen, damit kommt man bei mir schlecht an.“ Meinte er die Liberalen, oder den Kaiser Nikolaus? N. war nicht recht gewiß!

Die Jesuitenfreunde in Luzern haben gesiegt; aber in Zürich sind die Liberalen an die Regierung gekommen. — Unselige Verwirrungen!

Donnerstag, den 10. April 1845.

In den rheinischen Provinzialständen ist schon die Stimme erschollen, die ich vorhersagte, die Stimme wider Reichsstände, weil in ihnen die jetzige Selbstständigkeit der Rheinprovinz sich nicht behaupten würde; das ist schon eine Warnung, daß die Provinzialstände zu viel geworden und daß man die Absonderung durch Reichsstände mildern muß! — Die Provinzialstände sind jetzt meistentheils geschlossen, das Konstitutionsgeschrei verstummt und im Volk ist nichts wach und lebendig, was unmittelbar zu Reichsständen drängte, man ist ganz ruhig und guter Dinge, wie sonst. Wer aber unruhig und bedürftig ist, das ist

die Regierung, in ihr iſt die Erwartung auf Reichsſtände fortwährend geſpannt, ſie iſt's, die ſich in der Klemme fühlt und Auswege ſucht. — Der Prinz von Preußen meint den König in die Enge getrieben und in ſeinen konſtitutionellen Lüſten gehemmt zu haben; es iſt die Frage, ob ſich der Prinz hierin nicht irrt; wäre aber auch ſein Vorhaben gelungen, ſo wäre damit nichts Gutes bewirkt, er hätte das Königthum grade als das hingeſtellt, als was er es nicht ſehen will, als ein ſchwaches, andern Gewalten unterworfenes, er hätte den König ſelbſt um Zutrauen und Ruhm gebracht, und das alles ganz vergebens, denn der Gang der Dinge wird doch nicht gehemmt, derſelbe geht auf deſto rauheren Umwegen nur um ſo gewaltſamer vorwärts.

Prinz Friedrich in Düſſeldorf wünſcht dringend zu wiſſen, ob der König den Sommer an den Rhein kommen wird. Der König ſcheint noch nicht entſchloſſen zu ſein; dort nicht glänzend aufgenommen zu werden, wäre ihm unerträglich; doch verheißen ihm einzelne Verſicherungen von dorther noch immer eine vortreffliche Aufnahme, vorausgeſetzt daß die Landtagsabſchiede nicht gar zu ſchnöde ausfallen.

In Malmesbury geleſen; ein Prachtbild der Verhältniſſe und des Daſtehens von Pitt, zur wahren Einſicht in das Weſen des ſtaunenswürdigen Staatsmanns unentbehrlich.

Montag, den 14. April 1845.

Düſtre, ſchwere Tage, in denen mich große Geſchichtsbetrachtung aufrecht erhält, das erhabene Bild des Kampfes der Engländer gegen Bonaparte's aufſteigende Macht,

und die große Gestalt von Pitt, der mir noch nie so lebendig vor die Seele trat, als durch das Tagebuch und den Briefwechsel Lord Malmesbury's; die große Krisis, Pitt's Unentbehrlichkeit und dennoch Zurückstehen, sein Wiedereintritt, baldiger Tod, und auch Fox's baldiges Sterben, bei der drohendsten Gefahr des Landes, einem wahnsinnigen Könige und nichtsnutzigen Thronfolger, bei unzulänglichen oder unreifen Talenten der Minister, — eine wahrhaft ergreifende Darstellung!

Preßprozeß gegen Mügge, Wehl 2c. Spähereien der Polizei 2c., lauter armselige Hülfsmittel, während die „Staatszeitung" selber doch die bedeutenden Vorträge mittheilt, die am rheinischen Landtage über Volksvertretung gehalten worden.

Mittwoch, den 16. April 1845.

Die Verfassungsreden am rheinischen Landtage geben einen prachtvollen Schluß zu den diesjährigen Verhandlungen. Was da nicht alles ausgesprochen ist! In schicklichster Form die triftigsten, klarsten Wahrheiten! Mache das einer nun ungesagt, wenn er kann! Da muß der König selber wohl von seinen phantastischen Vorstellungen ablassen, und die Sachen sehen wie sie sind.

Der König ist nach Dresden gereist, die Königin dort abzuholen. Er soll mehr als je darauf beharren, Reichsstände zu berufen. In der augsburger „Allgemeinen Zeitung" steht jetzt meine Erläuterung über das Entstehen der Verordnung vom 22. Mai 1815 und den Ausdruck Landesrepräsentanten.

Die Schweizerwirren beschäftigen die deutsche Diplomatik über die Maßen, die Diplomatik aber verwirrt sie

nur noch mehr. Guizot spielt mit seinen Noten eine erbärmliche Rolle, Aberdeen keine viel bessere. Metternich, der die Andern angestiftet, hält sich selber am vorsichtigsten.

In Oesterreich ist sogar der Name „deutschkatholisch" verboten! Hier gestaltet sich die neue Kirche mehr und mehr.

Georg Bancroft, Rahel's einstiger Freund hier, der Geschichtschreiber Amerikas, ist unter dem Präsidenten Polk Marineminister der Vereinigten Staaten geworden.

Freitag, den 18. April 1845.

Der Justitiarius Friedrich Schulz, Theater-Schulz, auch Spuck-Schulz genannt, ist im achtzigsten Jahre gestorben. Er war auf der Universität Konstantist, in Berlin leidenschaftlicher Theaterfreund, dann Stägemann's Hauspoet; als Theaterkritiker ist er von Goethe belobt worden, das war der Höhepunkt seines Lebens.

Der König fragte neulich den Fabrikbesitzer Diergardt aus Elberfeld, der jetzt hier ist, ob er den „Juif errant" gelesen habe? Er bejahte es. Da fragte der König weiter, ob er denn mit seinen tausend Arbeitern nicht etwas Aehnliches errichten könnte, wie dort von einer Eisenfabrik angeführt wird? Das verneinte Herr Diergardt und hat sodann eine kleine Denkschrift aufgesetzt, worin er den König auf den Unterschied zwischen Roman und Wirklichkeit aufmerksam macht! — „Was unsrem Friedrich Wilhelm nicht alles einfällt!"

Der Bau der neuen Kirche bei Sanssouci wird scharf getadelt; es sei ganz unnöthig, das Geld sei weggeworfen, und eine Kirche passe zu Sanssouci wie die Faust auf's

Auge, oder als wollte man das Zeichen des Kreuzes auf die neue Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen ſetzen.

Sonntag, den 20. April 1845.

Geſtern Nachmittags zur Kriminalräthin Friedel, wegen des Ablebens ihres Bruders Friedrich Schulz, über den wir viel ſprachen, ſeine Eigenheiten, ſeine verſteckte Empfindſamkeit, er hielt als Achtzigjähriger noch feſt am Leben und wollte nicht gerne ſterben; im Ganzen hat er ein glückliches Leben geführt, hauptſächlich allerdings dadurch, daß er im Staate nichts werden wollte und nur geringe perſönliche Bedürfniſſe hatte, in Kleidung, Wohnung und Koſt ein Cyniker!

Heute Beſuch von Herrn M. aus Paris, Geſpräch über Frankreich, die Geiſtlichkeit, die Regierung, die Revolution; Louis Philippe hat alles um ſich her korrumpirt, er liebt nur Mittelmäßigkeiten, haßt alle Talente und Karaktere, die ſich nicht beſtechen laſſen.

Fleißig gearbeitet. — In Thiers geleſen; das Buch iſt ohne Geſinnung und voll Abſicht; ich leſ' es nur aus einer Art von Pflicht.

Freitag, den 25. April 1845.

Nach drei ſtarken Arbeitstagen habe ich ſchon heute die Arbeit abgethan, für die ich mir erſt den ganzen Mai, dann die zweite Hälfte des April beſtimmt hatte: „Voltaire in Frankfurt am Main 1845".

Geſtern Donnerstags Beſuch vom Grafen B., Klagen über Bedrückung und Mißhandlung des Adels durch die

Geſetzgebung, Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, ein Ohrenſchmaus für einen Volksmann!

Heute zu Olfers. — Ein Herr von Strenge aus Pommern, ſeit mehr als zwanzig Jahren in Oſtindien als engliſcher Offizier, erzählt mir umſtändlich von dortigen Dingen mit unbefangenem Sinn, aus praktiſcher Anſchauung; ſeine Frau, eine Engländerin, auch ſehr mittheilend. Fürſt von Lynar erzählt mir ausführlich vom beendigten märkiſchen Landtage, von ſeinen Bemühungen für die Judenſache, gegen das alte Provinzialrecht, von der ſtürmiſchen Sitzung, in welcher der Landtagsmarſchall die am Tage vorher angenommene itio in partes der Vertreter des Bürgerſtandes wieder zurücknehmen wollte, was einen Tumult veranlaßte, viele Bürgerliche wollten nicht mehr Theil an den Arbeiten nehmen, man hat ſich mit erbitterter Unzufriedenheit getrennt. Lynar iſt durchaus im liberalen Sinne thätig, will Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, Preßfreiheit ꝛc. Er giebt als einen Uebelſtand an, daß die Regierung auf den Landtagen nicht vertreten iſt, es iſt niemand da, den man fragen, der Erläuterungen geben könnte ꝛc. Graf Cieſzkowski, der Mitglied des Poſenſchen Landtages war, erzählt mir von dort manches Merkwürdige.

In Goethe's „Wahrheit und Dichtung" mit neuer Befriedigung und Bewunderung geleſen. Ein durchaus ethiſcher Gehalt, ein aufgelegter Schatz, jedem Zugreifen offen!

Sonntag, den 27. April 1845.

Der infame Witt-Döring iſt hier, er hat den Fabrikanten Schlöffel heimlich angegeben. Schlöffel ſitzt hier

im Gefängniß und man redet nicht von ihm; es ſoll auch nicht das Geringſte gegen ihn herauskommen, je weniger man aber eine Schuld an ihm findet, deſto länger läßt man ihn ſitzen, in der Hoffnung, es ſoll ſich noch etwas finden. Der König ſoll ganz wüthend über den Mißgriff ſein und den Miniſter Grafen von Arnim heftig angefahren haben; man glaubt beſtimmt, dieſer werde den Abſchied nehmen, natürlich Gehalt und Titel und Sitz im Staatsminiſterium behalten! Geben ſollte der König ihm den Abſchied, und nichts laſſen von ſeinem Miniſterthum! Schlöffel aber ſitzt, darin wird nichts geändert!

„Der Steckbrief" heißt eine in Belgien gedruckte Schrift des geflüchteten Karl Heinzen. Er enthält ein paar gräuelhafte Schändlichkeiten des Juſtizminiſteriums und des Kölner Gerichtshofes; um ein andres Gerichtsverfahren gegen ihn anwenden zu können, hat die Behörde ſeine Anklage, die ihm ſchon kundgegeben war, umgeſtellt und einen buchſtäblich unanwendbaren Paragraphen des Geſetzes gegen ihn geltend gemacht, deſſen Worte man doch aus Scham wegließ! Heinzen nimmt nun Anlaß, den ganzen Zuſtand Preußens in furchtbarer Weiſe zu bezeichnen; unter andern ſagt er: „Die Schuld von 1815, und zwar mit dreißigjährigen Zinſen, nicht ohne dieſe, muß in kürzeſter Zeit abgetragen ſein, ſonſt ſagen wir: ein Lügner iſt ein Lügner und ein Schurke iſt ein Schurke, und hätte er ſeinen Sitz zwiſchen Donner und Blitzen aufgeſchlagen." Er ſagt auch: die Meineide der Fürſtenſouverainetät müßten die Volksſouverainetät hervorrufen. — Die Wirkung ſolcher Schriften iſt mittelbar ſehr groß dadurch, daß ſie durch ihre ſchonungsloſe Heftigkeit andre Stimmen, welche mit kühner Freimüthigkeit ſtarke Wahrheiten ſagen, als gemäßigte erſcheinen laſſen, da man ſonſt dieſe als die äußerſten

haſſen und angreifen würde. — Dagegen hat der alte Miniſter von Kamptz acht Bogen geſchrieben: „Das wahre Wort Friedrich Wilhelm's III. gegen die Verdrehungen des Doktor Jacoby"; man lieſt ihn nicht, man lacht ihn aus!

Dienstag, den 29. April 1845.

Genau betrachtet, find' ich meine Stimmung nur wenig von dem mir Perſönlichen abhängig, ganz entſchieden aber von dem Allgemeinen, das mich mit unwiderſtehlicher Macht ergreift. Heute für den ganzen Tag war ich niedergeſchlagen, fühlte mich wie vergiftet inmitten ſonſt angenehmer Eindrücke, und wußte nicht recht weßhalb, bis ich endlich mich beſann, am frühen Morgen geleſen zu haben, der Bundestag wolle die deutſchkatholiſche Bewegung unterdrücken. Der Bundestag! Alſo wiederum dieſe zweideutige, nichtsnutzig verfälſchte, entartete Behörde zur Unterdrückung deutſcher Freiheit gebraucht, im Dienſte des öſterreichiſchen Fanatismus, der baieriſchen Stumpfheit, der römiſchen Verdummung, ein Werkzeug zu Gunſten der Jeſuiten; das empört mir das Herz! Und wir haben nichts dawider aufzuſtellen — ohnmächtiges Geſchrei kann ich nicht rechnen —, nichts, als die ſchwache Hoffnung auf die Feſtigkeit unſres Königs! Ich ſehe ſchon, wie der feiſte, kalte, hoffährtige Graf von Münch-Bellinghauſen mit gleißneriſch trotzigen Worten die Verfolgung einleitet und durchführt! Und der ſchuftige König Louis Philippe, unter dem wieder die Jeſuiten in Frankreich wimmeln, wie nur je unter Karl dem Zehnten! — Es gehört ein feſter Glaube dazu, um bei ſolchem Gange der Geſchichte nicht an ihrer Vernunft irr zu werden!

Bei seiner letzten Anwesenheit war Ronge beim Prinzen von Preußen anderthalb Stunden, derselbe hatte ihn rufen lassen. In seiner Wohnung fand er gegen zwanzig Mittagsgäste, die auf ihn gewartet hatten, er entschuldigte sich einfach, der Prinz habe ihn aufgehalten. Während des Essens wird Ronge hinausgerufen, einer Botschaft vom Prinzen halber. Bald kommt er wieder herein, mit einiger Verlegenheit, die damit endet, daß er die Anwesenden bittet, sie möchten vergessen, daß er ihnen gesagt, er sei beim Prinzen gewesen, der Prinz wünsche nicht, daß man es wisse! Sie versprachen es, aber nun weiß doch die ganze Stadt den Hergang!

Endlich ist der erste Band von Humboldt's „Kosmos" erschienen und sieht recht stattlich aus.

Mittwoch, den 30. April 1845.

Die Regierung wird die Statuten des Zentralvereins zur Hebung der arbeitenden Klassen bestätigen, die ganze Arbeit, Verhandlung, Beeiferung lösen sich in Nichts auf! Daß die Regierung, bei ihren Grundsätzen und ihrer Furchtsamkeit, ein Werk des Freisinns und der Selbstständigkeit nicht gutheißen würde, war vorausgesehen von mir und Andern; nun erscheint aber die falsche Lockung und Anreizung um so thörichter, man hat den Geschmack an solchen Berathungen geweckt, warum zeigte man so viele Freiheit, wenn man sie doch nicht geben wollte? Die Regierung hat durch den Versuch nur an Haß und Verachtung gewonnen. Gewissermaßen ist auch der König selber, mit seinem Geschenk von fünfzehntausend Thalern, heimgeschickt, er muß es in andre Wege leiten. Unsre

Halbheit, unſre Widerſprüche, unſre Phantaſterei, weiſen die Kraft nothwendig auf ſolche Anſatzpunkte hin, die außerhalb der Regierung liegen, und die nur allzufrüh gefährlich werden müſſen.

Der Miniſter Eichhorn hat ſich in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" vertheidigen laſſen; wie man doch von ihm Unterdrückung der Geiſtesfreiheit, Herabwürdigung der Univerſitäten fürchten könne, von ihm, der Fichte'n gehört, der an der Freiheitserhebung 1813 Theil genommen, der Schleiermacher's Freund geweſen? Welch alberne Beweisführung! Was er geweſen iſt, darüber hat man nichts zu ſagen, aber was er iſt, davon iſt die Rede. Deſto ſchlimmer, wenn der ehrliche Mann ein Schuft geworden, oder wenn gar die frühere Ehrlichkeit verdächtig wird!

Schelling hat den König gebeten, ihm als Gericht bei einem Rechtshandel gegen den Buchhändler Mittler anſtatt des Stadtgerichts das Kammergericht zu verſtatten. Die Kabinetsordre deßhalb wird vom Juſtizminiſter gebilligt, der Präſident von Kleiſt will ſie befolgen, aber die ſämmtlichen Mitglieder des Gerichts ſtimmen dawider. Gegen eine zweite Kabinetsordre ebenſo. Der Juſtizminiſter und Herr von Kleiſt werden als Männer bezeichnet, die das Recht beugen, der Macht und Gunſt zu Liebe! Schädlicher Eindruck auf die Gemüther, das Vertrauen zu der Rechtspflege ſinkt; man weiß recht gut, daß auch der Widerſtand des Kammergerichts nicht zuverläſſig iſt, daß diesmal mehr zufällige Umſtände als grundſätzliche Geſinnung ihn bewirkt hat!

R., auf dem Gipfel der Gunſt und in ſeinem Wohlbehagen ſchon anmaßlich und hoffährtig, wird le diplomate-laquais genannt. „Er dient", ſagte ich ſchon früher.

In Michelet's „Prêtre, femme et famille" geleſen. Das Büchlein ſchleudert viele Blitze.

Sonnabend, den 3. Mai 1845.

Der Gang unſrer deutſchen Angelegenheiten wird mir mit jedem Tage troſtloſer und widriger. Zwar überall ſind wackre Kräfte, friſcher Muth und ſogar fruchtbare Thätigkeit — hat doch eben die würtembergiſche Kammer ſehr tapfer die Zenſurkoſten verweigert —, aber alles, was geſchieht, iſt nur Flickwerk, in's Große und Ganze wird nicht gewirkt, überall iſt Hemmung, Zweifel, Feigheit, Zaudern, und ſelbſt die Macht wird zur Ohnmacht, wo es auf Deutſchland überhaupt ankommt. Nicht nur den Sundzoll duldet man, auch den Stader Zoll, welchen Hannover ſeinen deutſchen Nebenſtaaten erhöht, den Engländern erläßt; man duldet die ſchleswig-holſteiniſchen Bedrängniſſe, die Sauwirthſchaft in Hannover, die Ungebühr des taxiſchen Poſtweſens, das an und für ſich ein unerträglicher Mißbrauch iſt; man unterdrückt die deutſchkatholiſche Bewegung in Sachſen, Baiern, Oeſterreich, man wagt weder Gewiſſensfreiheit, noch Preßfreiheit, noch freie Verfaſſung auszuſprechen! — Ob der viele Unrath, der ſich anhäuft wie Guano, nicht einſt in Gährung gerathen wird? Ich zweifle nicht, daß alles zu gutem Ziele führt, aber der Gang, der Gang, den wir ablebende Geſchlechter innegehalten und noch innehalten, der Gang iſt ein erbärmlicher!

Dienstag, den 6. Mai 1845.

Profeſſor Preuß kam, dann Weiher; letzterer theilt die Anekdote mit, der Graf von Trauttmannsdorff habe gegen

den Grafen von Sedlnicki bitter über das deutſchkatholiſche Weſen geklagt, und die preußiſche Regierung hart angeſchuldigt, daß ſie nichts dagegen thue, worauf aber dieſer geantwortet habe, ja da ſähe man, wie ſchlimm es ſei, daß man es dahin gebracht, die preußiſche Regierung ſo zu ſtellen, daß ſie auf das katholiſche Kirchenweſen gar keinen Einfluß mehr habe, Oeſterreich ſelber habe nach Kräften dazu mitgewirkt! — Der Fürſt von Metternich hat der jeſuitiſchen Regierung von Luzern ſeinen innigſten Glückwunſch zu ihrem ſchändlichen Siege geſchrieben! Pfui, Herr Fürſt! Pfui, Herr Fürſt!

Abends in der Bülow'ſchen Aſſemblee, die als die letzte gedrängt voll iſt. Graf Weſtmoreland, Herr von Meyendorff, Präſident von Kleiſt, Kamptz, Jordan, Cieſzkowski, Fonton, Oberſt von Hoym, Armgard von Arnim, Frau von Gemmingen, Gräfin von Haack ꝛc. Der Prinz von Preußen ſprach abſichtlich lange und ſchmeichelhaft mit dem alten Kamptz, zum Lohn für die Schrift, die er gegen Doktor Jacoby und gegen Verfaſſung geſchrieben, Savigny ſteht dabei und wird ignorirt, ſpricht aber nachher auch mit Kamptz und ſpendet ihm Beifall! — Die Prinzeſſin * hatte mich in's Auge gefaßt, ich benutzte das Gedränge, um bald fortzugehen, ich habe nichts von dergleichen ſchmeichelhafter Anſprache, das heißt, ſie ſchmeichelt mir nicht.

Man ſagt, Haſſenpflug ſolle Juſtizminiſter werden. „Wir wollen ihn nicht haben", hilft nicht! Es heißt, er gelte für den Mann, der den künftigen Reichsſtänden zur Debatte entgegenzuſtellen ſei.

Der König ſagte neulich zu jemanden, er laſſe ſich mit gutem Wiſſen von ſeinen Miniſtern influenziren, das müſſe er, dazu ſei er Gott verpflichtet!

Ich habe in Behandlung der Lebensverhältniſſe und perſönlicher Geſchichten die größte Aehnlichkeit zwiſchen Voltaire und Bettinen entdeckt. Ohne meine neuliche Arbeit über Voltaire wäre mir dieſe Einſicht nicht gekommen. In beiden iſt daſſelbe Feuerfangen und Funkenſprühen, dieſelbe Schwungkraft zum Aeußerſten, dieſelbe Schwankung in's Entgegengeſetzte. Bei günſtigem Anſchein die unmäßigſte Verſchwendung ſchmeichleriſcher Bilder und Ausdrücke, die überwallende Bereitſchaft zum Schreiben, der größte Reiz des eignen Ueberhebens dabei. Wird der Anſchein ungünſtig, das gränzenloſeſte Mißtrauen, die übereilteſte Anſchuldigung, die gehäſſigſte Verkleinerung, der ſtärkſte Trieb, den vermeinten Gegner lächerlich und verächtlich zu machen, ihm allen Unrath anzuſchleudern. Merkwürdige Aehnlichkeit! — Aber auch dieſelbe Großmuth und Menſchenliebe, dieſelbe Dienſtfertigkeit und Beeiferung, derſelbe Muth, dieſelbe Feſtigkeit, dieſelbe Unermüdlichkeit! Haß gegen Vorurtheil, Wahrheitsliebe im Allgemeinen, Freimuth gegen die Macht, bei Hindrängen und Anſchmiegen!

Freitag, den 9. Mai 1845.

Geſtern Donnerstag Nachmittags ſehr unwohl. Im unglücklichſten Augenblicke kam Bettina von Arnim, die mich ſchon Vormittags aufgeſucht, aber nicht gefunden hatte. Sie machte mir die wunderbarſte Entdeckung, daß ſie den König endlich geſprochen, er habe ſie zu einer geheimen Zuſammenkunft einladen laſſen, drei Stunden habe die Unterredung gedauert, er habe ihr, ſie habe ihm alles geſagt, er habe ſich ihr Beichtkind genannt, wolle ſie ferner heimlich ſehen ꝛc. Ich muß Verſchwiegenheit geloben, ſoll

zu weiteren Dingen rathen, helfen, Stoffe liefern und bearbeiten, die dem Könige mitzutheilen wären ꝛc. Mich befremdet, daß die Unterredung ſchon vor beinahe drei Wochen geweſen ſein ſoll, und Bettina mir ſo lange nichts davon geſagt hat. Meine Aeußerungen, es ſei doch alles vergeblich, ſie werde nichts ausrichten ꝛc., verletzen ſie, ſie wirft mir vor, ich ſei muthlos und unthätig; ich ſage ihr, wie ich die Sachen ſehe und kenne, ich zeige ihr die Blätter der „Allgemeinen Zeitung", in denen ich rein in dem Sinne geſchrieben, der Sache und vorzüglich dem Könige dabei behülflich zu ſein, wovon kein König, kein Bülow, noch ſonſt jemand wiſſe! Endlich wird mir ſo unwohl, daß ich ſie bitte, einen Augenblick in's andre Zimmer zu gehen, ſie aber geht weg, ſichtbar mißvergnügt.

Heute als ich nach Hauſe kam, fand ich einen Brief von Bettinen von Arnim; ich fiel aus den Wolken, ſo neu war mir alles, was ich las, eingeſtandner Argwohn, Zweifel, Mißdeutungen der künſtlichſten Art, alles ohne den geringſten Grund, mir ſo völlig fremd, daß ich es kaum recht verſtehe! Merkwürdig zur Karakteriſtik Bettinens. Das Ganze macht mich tieftraurig, reißt ganze Klüfte von Unſicherheit auf! Sie hat mich als einen rüſtigen Helden der Intrigue anſehen wollen, und ich bin ein abgedankter Invalide, der ſeine Gnadentage ſtill verlebt!

Pfingſtſonntag, den 11. Mai 1845.

Geſtern an Bettina von Arnim geſchrieben, daß all ihr Mißtrauen grundlos ſei, daß ihre Annahmen mir ſo fern lägen, um mir kaum recht verſtändlich zu werden. Die Sache bewegt mich ſehr unmuthig, auch deßhalb, weil die

edle, vortreffliche Frau ſich ohne Noth damit quält, und ſchon ſo lange gequält hat.

Heute Abends ein Brief von Bettinen, der mir die völligſte Genugthuung giebt! Er beginnt ſo: „Lieber Herr von Varnhagen! Der Teufel hat dieſen ſchwarzen Inhalt aus dem Schornſtein meines Geiſtes auf meine Seele heruntergekratzt, meine Offenherzigkeit macht Zugwind, der Ruß fliegt mich an und ſchwärzt mich ſehr garſtig an, um vor Menſchenantlitz mich nicht ſehen laſſen zu dürfen. In den heiligen Tagen, wo weißgewaſchne Genien mit feurigen Zungen die Apoſtel begaben, muß ich mich verkriechen wegen dem Abſchaum der Natur, mit dem ich mich ſelber angeſchwärzt habe.“ Dann folgen gräuelhafte Angaben, wie die Behörde von hier aus den Sohn Schlöffel's, einen Primaner zu Hirſchberg, aus der Schule bringen wolle, und wie Edgar Bauer vorgeſtern in Haft genommen worden, nicht zur Sicherheit, ſondern gleichſam zur Strafe, daß er die Winke zum Davongehen nicht benutzt habe!

Der Geſandte von Liebermann in St. Petersburg nimmt den Abſchied, weil ihn der König in Folge der Nernſt'ſchen Mittheilungen ſchriftlich hart angelaſſen. Ihn wird Rochow erſetzen. Auch noch andrer Wechſel findet Statt. Vollkommen gleichgültig; dumme und unfähige Kerls hier, dumme und unfähige dort!

Wislicenus, den der Miniſter Eichhorn gern abgeſetzt hätte, aber nun wenigſtens zu einem Kolloquium nach Wittenberg forderte, iſt nicht gekommen; er hat erklärt, das könne zu nichts führen. Die Theologen von hier waren vergebens hingereiſt, unter ihnen Tweſten, der insgeheim geſteht, Wislicenus habe nicht Unrecht, daß er ausgeblieben.

Der König hat befohlen, amtlich ſoll es nicht mehr

heißen: „Neufchatel und Valangin", ſondern: „Neuenburg und Valendis". Indeß bleibt erſteres doch vorherrſchend, da die amtlichen Sachen des Landes ſelbſt immer franzöſiſch ausgefertigt werden!

Mittwoch, den 14. Mai 1845.

— Unter den Linden gegangen, große Bewegung, alles eilt zur Corſofahrt im Thiergarten, Prinz und Prinzeſſin von Preußen, deren Kinder mit vier kleinen Pferdchen ꝛc. Ich ſetze meinen Gang in entgegengeſetzter Richtung fort, beſehe mir die Bauten am Königlichen Schloſſe, die neue Terraſſe nach dem Luſtgarten, die Anſtalten zum Kapellenbau über dem großen Portal; es muthet mich etwas unheimlich an. Es ſpricht daraus mehr Luſt am Verändern, als am Schaffen, mehr Unruhe, als feſtes Abſehen. Die Kapelle wird nicht ſchön werden, dem Schloſſe ſelber keine Zierde ſein! — Das Kunſtweſen, ſo getrieben, wie bei uns, kann nicht gedeihen!

Der Miniſter Eichhorn hat ſeine Verordnung wegen der Privatdozenten fallen laſſen; ſo ſehr hat der Widerſpruch ihn in die Enge getrieben. Nun er nachgiebt, wird man ihm noch beſſer kommen.

Alle Welt ſchreit über die Ernennung des Generals von Rochow zum Geſandten in St. Petersburg; „auf den wichtigſten Poſten den dümmſten Menſchen!" ich finde, dort wird er am wenigſten ſchädlich ſein; in Stuttgart war er es ſehr.

Die Oberpräſidenten von Merckel und von Schaper penſionirt. — Unſer Regierungsweſen bietet wenig Intereſſe. Größte Auflöſung und freie Ungebundenheit mit Momenten der peinlichſten Strenge und Beſchränkung.

Freitag, den 16. Mai 1845.

Im Thiergarten landwirthſchaftliche Ausſtellung vom Könige beſucht; er ſieht alt, verlebt und verdrießlich aus. Die Aeußerungen des Kaiſers von Rußland — er iſt in Warſchau, kommt aber ſchwerlich diesmal hieher — machen ihn mißvergnügt. Man thut von ruſſiſcher und öſterreichiſcher Seite alles, um ſeinen Schwung zu lähmen, ſeinen Willen durch Schwierigkeiten und Verſtimmung zu verſtricken. Er ringt, ſich frei zu erhalten; ob es ihm gelingen wird?

Der Prediger Wislicenus in Halle hat ſich nun doch, auf entſchiedenen Befehl des Konſiſtoriums zu Magdeburg, zu dem Kolloquium in Wittenberg geſtellt! — Traurige Quälerei!

Sonntag, den 18. Mai 1845.

Auguſt Wilhelm von Schlegel ſtarb am 12. Mai zu Bonn im achtundſiebzigſten Jahre; ſeine Eitelkeit hat ihn nicht verlaſſen; er hat verordnet, daß ſeine Leiche auf dem Paradebett ausgeſtellt werden ſoll. Dem Namen wird alle Ehre erwieſen, aber der Menſch erregt keine Trauer; er lebte nur noch in Lächerlichkeiten. Dem Könige wird durch dieſen Tod die Schmach erſpart, ſeine Ausgabe der Werke Friedrich's durch eine ungehörige Vorrede verunziert zu ſehen.

Anekdote von dem verſtorbenen Feldmarſchall Grafen von Zieten! Er beſuchte eines Nachmittags die Bildſäule ſeines Namensvetters auf dem Wilhelmsplatze hier, begrüßte und betrachtete ſie, und ſtellte dann folgende Vergleichung an: „Sie, Herr von Zieten? — ich, Graf von Zieten! — General der Kavallerie? — Feldmarſchall! — Schwarzer

Adlerorden? — Schwarzer Adlerorden mit Brillanten! He? — Ich empfehle mich Ihnen!“ Er ſelbſt hat den Beſuch ruhmredig erzählt.

In Hegel geleſen, in Goethe.

Dienstag, den 20. Mai 1845.

Am 11. Mai ſtarb in Stuttgart Friedrich Ludwig Lindner, Jugendfreund des Doktor David Veit und Rahel's, im dreiundſiebzigſten Jahre. Ich hätte ihn gern noch wiedergeſehen!

Die Königin von England wird nach Deutſchland kommen. Verlegenheit für den König.

Donnerstag, den 22. Mai 1845.

Geſtern Beſuch beim Fürſten von Wittgenſtein, anderthalb Stunden, er erzählte mir viel Merkwürdiges von Friedrich dem Großen, dem Herzog von Weimar, der Königin Luiſe, dem Miniſter von Struenſee ꝛc. Vor Struenſee's Einſicht und Karakter hat er die größte Hochachtung, er hat in Geſchäften und auch ſonſt viel mit ihm verkehrt. „Ich hab' wohl tauſend Briefe von ihm.“

Die deutſchkatholiſchen Sachen gehen ſchwächlich, hier ſind ſogar innere Streitigkeiten ausgebrochen; die römiſchen Waffen wider ſie regen ſich mit aller Macht und in größter Menge.

Freitag, den 23. Mai 1845.

Im Akademiegebäude das große Gemählde von Schorn beſehen, die Wiedertäufer von Münſter vorſtellend; ich

kann in das große Lob nicht einſtimmen, der Gegenſtand iſt abſchreckend und hat nichts Erhebendes, da die Sieger böſe Pfaffen, die Beſiegten tolle Verbrecher ſind; zwar hat der Mahler die letztern ſo gezeichnet, daß ſie die Theilnahme lebhaft anziehen, wenn man die Thatſachen nicht weiß, aber dadurch iſt das Bild unhiſtoriſch. Der König aber hat das Bild beſtellt, und nun loben es eine Menge Leute.

Der Miniſter General von Thile, heißt es, nimmt den Abſchied. Aber das bedeutet wenig, er behält dabei Sitz und Stimme im Staatsminiſterium, ſeine Verbindungen, ſeinen Einfluß. Dieſe Ausſcheidungen, wie zum Beiſpiel auch die Rochow's früher, bedeuten keine Veränderungen in den Grundſätzen und Maximen, es liegen dabei nur perſönliche, oft ganz kleine Verhedderungen zum Grund. — Der König iſt jetzt wenig mit großen Staatsſachen beſchäftigt, heißt es, ſondern ausſchließlich mit ſeinen Reiſen, ſeinem Beſuch in Dänemark, dem Beſuche der Königin Victoria in Deutſchland und was ihm dabei zu thun ſein wird ꝛc. Jetzt iſt auch der Kronprinz von Würtemberg hier, man ſagt, als Freier um die Tochter des Prinzen Karl. — An den Landtagsabſchieden wird gearbeitet; „die Landtage ſind etwas zu warm geworden, man wird ſie mit den Abſchieden gehörig kühlen!“ — Herr vom Kamptz iſt von der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ gehörig abgefertigt wegen ſeiner plumpen Verfaſſungsſchrift.

Sonnabend, den 24. Mai 1845.

Der Hof hatte ein Feſt in Potsdam. Zum Corſo-Fahren fehlten daher die Prinzen und Prinzeſſinnen, auch war es kalt und regnete mitunter.

Unſer Miniſter Graf von Arnim hat wieder ein häßliches Stück ausgeführt, ein elendes, kleinliches, dummboshaftes! Der badiſche Deputirte Herr von Itzſtein, bekannt wegen ſeines kräftig-thätigen Freiſinns, war hier angekommen; augenblicklich mußte die Polizei ihn fortweiſen, der badiſche Geſandte nahm ſich ſeiner an, aber bekam die Antwort, der Paß Itzſtein's laute nicht auf Berlin, und ſo bekam die erbärmliche Quängelei ihren Anſchein von Geſetzlichkeit! Wie unwürdig, daß die Regierung ſolchen Haß und ſolche Verfolgungsſucht an Einzelnen ausläßt! Wie verhaßt und verächtlich erſcheinen wir in ſolchen Maßregeln, in denen unſre eignen freiſinnigen Deputirten ſich ſpiegeln müſſen! Wie unklug iſt es, ſolche Männer zu beleidigen, die in ihrem Lande unangefochten leben, ihm theuer ſind und jeden Augenblick an deſſen Spitze ſtehen können! Solche Vorgänge regen Bitterkeit und Unwillen an, um ſolcher Elendigkeiten willen — die trotz aller Freiſinnigkeiten des Königs fortdauern und auf dieſe den Schatten der Unredlichkeit werfen — wünſcht man uns Preußen Demüthigungen, gönnt man uns alle Widrigkeiten. — „Die Miniſter bilden eine fortwährende Verſchwörung gegen den König", ſagte Bettina.

(Die Prinzen und andre vornehme Geſellſchaft kamen doch noch zum Corſo, und er war trotz des ungünſtigen Wetters einer der glänzendſten. Prinz Albrecht warf den Straßenjungen Bonbons und andres Zuckerwerk aus. Gendarmen dagegen — überall ausgeſtellt — gaben der Sache ein zwangvolles Anſehen, ſchritten überall ein, drohten die Leute zu verhaften; das Publikum wird wie Rekruten geſchult und gezüchtet.)

Sonntag, den 25. Mai 1845.

Der trübe, wolkenschwere Vormittag verging mir in schwermüthiger Verstimmung.

Nachmittags klärte sich der Himmel auf, es wurde heiter und schön, und neubelebt beschloß ich zu Frau von Stein nach Schöneberg zu fahren. Erquickende Luft, nicht mehr kalt und noch nicht heiß. Tausende von Menschen strömten dem Thore zu, bis nach Schöneberg war alles eine gedrängte Prozession; tausende von Fliederbüschen längst des Weges, besonders schöne in Schöneberg selbst. — Frau von Stein *) war allein zu Hause, aber Allwina Frommann zum Besuche dort. Wir setzten uns auf der steinernen Terrasse vor dem Hause, und Frau von Stein begann uns Goethe'sche Briefe vorzulesen. Ein Schatz, wie kein Kaiser und König ihn hat! Ich hörte mit Andacht zu, mit Empfindungen, die mir das Herz erschütterten. — Goethe erschien in dem Vorgelesenen als die herrlichste Jugendgestalt, als ein reines Menschenbild, von Gott auf die Erde gesandt, seine Schöpfung zu betrachten. Frau von Stein sagte sehr gut, so wie Goethe hier sich zeige, denke sie sich den ersten Menschen, so rein, so kräftig, so sinnbegabt. Der Eindruck wurde sehr vorherrschend, daß Goethe in jedem kleinsten Gegenstand eine Fülle des Lebens genossen, in jedem Augenblicke auf dem Gipfel des Daseins gestanden, wie nicht leicht ein Andrer; er schuf seine Welt durch Auffassung, durch frische Regsamkeit, jeder Kiesel war ihm ein Diamant. Seine menschliche Begabung — sieht man aus diesen Briefen auf's neue — war der Grund und die Wurzel seiner künstlerischen, und überragte diese weit. Das Menschliche und Sittliche erfüllen sein

*) Eine Verwandte von Goethe's Freundin Charlotte von Stein.

Gemüth, ſein Herz hegt die reinſte, die wärmſte Liebe, er iſt gotterfüllt, ächt fromm und heilig in ſeinem tiefſten Weſen. Er macht keine Worte von Chriſtus, er prahlt nicht mit ſeinem Bekenntniß auf ihn, aber Jeſus hätte ihn zum theuerſten Freunde gehabt, wäre er ihm begegnet! Für die Kenntniß von Goethe's Innerm ſind dieſe Briefe ganz unſchätzbar, ſie drücken beſtimmt aus, was mir freilich ſchon auch anderwärts hinlänglich angedeutet war, daß der größte Dichter auch der edelſte, der menſchlichſte Menſch geweſen.

Wir gingen nachher im Garten ſpaziren, ich eine Zeit lang mit Frau von Stein beſonders. — Es war ſehr ſchön, der Flieder in Blüthe, die Kaſtanienbäume. — Gegen ſieben Uhr ſchieden wir und nahmen den Rückweg über das Feld und durch das Anhalt-Thor. — Schöner Abendſonnenſchein, friedliche fruchtbare Landſchaft, belebt von geputzten Spazirgängern.

Abends bei *. — Mich konnte nichts mehr ſtören, der Tag war mir durch Goethe zu einem glücklichen gemacht.

Montag, den 26. Mai 1845.

Ich bin körperlich und geiſtig verſtimmt, muß mit Gewalt mich zur Thätigkeit aufraffen; zunächſt bietet ſich aber nur unwillkommne an; die Verkehrtheiten, Aufreizungen, Störungen, Quälereien, Widrigkeiten, die auf mich eindringen, ſind nicht zu ertragen. Ich ſitze den halben Tag mit dem Fliegenwedel, um mir dieſen Schwarm abzuwehren, und kaum laſſe ich die Hand ein wenig ſinken, ſo fällt er auf mich. Faſt keine Bekanntſchaft hab' ich, die mir nicht Verdruß macht, keine Beziehung, in der nicht einige Fäden ſogleich ſich wirren! Was fordert nicht alles

Bettina von Arnim von mir! Wie quälen mich die Schriftsteller, die Buchhändler! Immer soll ich rezensiren, forthelfen, beitragen, vermitteln! Diejenigen, welche bloß Geld von mir verlangen, sind noch die wenigst lästigen Leute! — Nun, es geht einmal nicht anders! Die Fluth wächst, der Boden weicht, es muß geschwommen sein!

Nochmals durch die Schlacht von Bellealliance mich durchgequält. Die Thatsachen stehen endlich fest genug. Was aber immer schwanken wird, immer neuer Gegenstand streitiger Erörterung werden kann, das ist die Bedeutung jeder Einzelheit für das Ganze, der Werth und Einfluß jedes Theiles in Betreff der andern Theile; eine haarscharfe Ausmittlung hiefür wird so lange nicht feststehen, als Preußen, Engländer und Franzosen diese Schlacht in die Wette schildern. Sich an die Hauptsachen zu halten, genügt hier, und da kommen weder Blücher noch Wellington zu kurz.

Felicien David in Potsdam.

Dienstag, den 27. Mai 1845.

Die Langsamkeit der Bewegung, die Unscheinbarkeit des Wechsels in der leisen Folge der Wellen, können über das Steigen und die Richtung der Fluth nicht täuschen, die uns allmählig hebt und entführt. Jeder Tag, so ähnlich er dem andern aussehen mag, zeigt mir den unaufhaltsamen Fortgang, und sichtbar wird der Strom breiter und breiter, alles führt in's weite offne Meer, in ungemeßne Fernen und Größen hinaus. Wie die äußern Verbindungsmittel wachsen auch die innern, jeder Winkelort tritt in den Weltverkehr und eben so jeder Geisteshauch; was ehmals in abgeschiedener Vereinzelung wirkte und

erſtarb, wird jetzt in eine Gemeinſamkeit gezogen und aufgelöſt. Die Welt geht ungeheuern Entwicklungen entgegen, in denen das bisher Feſteſte, Religion, Staat, Sitten, Volkheit, fürerſt flüſſig wird, um ſpäter wer weiß welch neue Geſtalten zu bilden. Ueberall geht dieſe Schmelzung vor, vielleicht aber nirgends wird ſo eifrig, unermüdlich, folgerecht und ſicher daran gearbeitet, als in Preußen, und das mit niemands Willen, durch das blinde Thun derer, die thun können! Jeder Tag bringt neue Beiſpiele!

Heute ſteht in den Zeitungen eine wackre Anzeige von eilf hieſigen Predigern, worunter Hoßbach und Jonas, daß ihnen nie eingefallen, einen Antrag auf Abſetzung des Wislicenus zu unterſchreiben, daß ein ſolcher Schritt ihrer Ueberzeugung und Ehre zuwider ſein würde. Dennoch beſteht der Miniſter Eichhorn auf ſeinem Vorhaben, den Mann zu verderben. Eichhorn iſt auf's Land gegangen um ſich zu erholen, man ſagt auf's neue, er habe einen Schlaganfall gehabt. — Die Wegweiſung des Herrn von Itzſtein ſoll nicht ohne Wiſſen des Königs geſchehen ſein, der Miniſter Graf von Arnim habe ihm vorgeſtellt, ſagt man, Itzſtein wolle nach Königsberg reiſen, und ſich dort, während der König vielleicht lautlos empfangen wird, mit glänzendem Jubel empfangen laſſen; daß Itzſtein an dergleichen nie gedacht, iſt ganz unzweifelhaft.

Man verſichert, die Frömmler, Eichhorn, und die katholiſchen Zuflüſterer, hätten es nun doch dahin gebracht, daß der König die Deutſchkatholiſchen zwar dulden, aber ihnen weder Gottesdienſt noch Geiſtliche erlauben wolle, alſo auch keine Taufe, Trauung ꝛc. Wenn dies der Fall iſt, ſo erſcheint es nur thöricht und unverantwortlich, der Sache bisher ſo freie Entwicklung gegönnt zu haben!

Donnerstag, den 29. Mai 1845.

Geſtern Nachmittags bei ſchönſtem Wetter in den Thiergarten, wo es herrlich grün und friſch war. Von Strecke zu Strecke weiterſchreitend kam ich endlich dahin, wo die Corſofahrt begann. Ich folgte bis zum Stern und ſtand dort eine Weile zuſehend. Gräfin von K. und Prinzeſſin von Preußen grüßten mich, andre Bekannte ſah oder unterſchied ich nicht. Das Ganze ſah ruppig aus, die prinzlichen Fuhrwerke nahmen ſich gut aus, die andern meiſt gering, zehn Droſchken oder andre ſchlechte Perſonenwagen kamen auf einen herrſchaftlichen. Zahlreiche Gendarmen hielten Ordnung, zwei ſtritten heftig miteinander und dies war der einzige Lärm. Wenige Reiter. Nicht ausgezeichnete, nicht zahlreiche Muſik. Jeden Augenblick ſtockten die Wagenreihen, oft eine ganze Weile. Ein trauriges Vergnügen! Daß man ſich ſieht, wäre recht gut, aber es wäre beſſer, man könnte ſich ſprechen.

Heute Abſchiedsbeſuch von Herrn und Frau von Gemmingen, die nach Karlsruhe zurückreiſen. — Ueber die Ausweiſung des Herrn von Itzſtein. Man ſagt, unſre Polizei habe den Portier des Hauſes, wo der badiſche Geſandte wohnt, angewieſen, bei dieſem den Herrn von Itzſtein nicht vorzulaſſen! Wenn unſre Behörden einmal auf dummen Wegen ſind, können ſie es weit treiben; die Angabe kann richtig ſein, warum nicht?

Humboldt iſt vorgeſtern angekommen und hat noch den König vor deſſen Abreiſe nach Königsberg geſprochen.

In Hormayr geleſen, in Roſenkranz, einiges mit beſtem Ertrag in Goethe.

Freitag, den 30. Mai 1845.

Humboldt ſandte mir heute Vormittag den „Kosmos", „ſeinem theuern nachſichtigen Freunde". Er iſt nur auf wenige Stunden hier geweſen, bei der Prinzeſſin von Preußen zu Mittag, und gleich nach Potsdam zurückgekehrt, wo er tüchtig arbeiten will. Ueber die Verweiſung Itzſtein's und Hecker's hat er ſich ſcharf ausgeſprochen mit größtem Unwillen.

Nachmittags kam Fürſt von Pückler und machte mir vielerlei Mittheilungen. — Später Bettina von Arnim, mit Briefſchaften der Tochter Schlöffel's und ſeines Schwiegerſohnes. Nichtswürdiges Benehmen der Behörden, hallunkiſcher Kammergerichtsreferendar, den der Miniſter Graf von Arnim ausgeſendet als Spion und Schergen, der ſich mit frechſtem Uebermuth ſeiner Macht rühmt! — Grobe Zuſtellung, welche Bettina vom Kammergericht erhalten hat, unterzeichnet vom Präſidenten von Kleiſt, ſie ſoll eine eidliche Ausſage machen, oder man werde ſie mit Gewalt dazu bringen. Sie hat aber ſchon die ſchriftliche Zuſtimmung des Königs zur Verweigerung des Eides. Die Behörden verfolgen ſie, der König beſchützt ſie, aber jene in aller Form, dieſer ohne alle Form, und dieſes Spiel kann mir keineswegs gefallen; auch iſt es in ihr nicht klar und richtig, immer etwas Beſonderes für ſich haben zu wollen, den Weg querfeldein dem graden vorzuziehen. Sie wird auf die Dauer in dieſem Streit unterliegen müſſen. Ihren Muth und ihr Selbſtvertrauen jetzt wieder in der Sache Schlöffel's angefacht und lodernd, muß ich ſehr bewundern und hochachten.

Heute ſtand in der „Voſſiſchen Zeitung" dieſe Anzeige:

„Kunſt-Anzeige.

Den vielfachen Anforderungen und Nachfragen nach den Portraits der badiſchen Abgeordneten Herren von Itzſtein und Hecker zu genügen, zeigen wir hiermit an, daß wir eine Anzahl Exemplare der genannten Portraits verſchreiben werden, welche eheſtens eintreffen werden.

Berlin, den 28. Mai 1845.

Krebs'ſche Kunſthandlung, Franz. Straße 55."

Das iſt doch eine derbe Ohrfeige für die brutale und dumme Graf Arnim'ſche Polizei! Dieſe Bezeigung von Theilnahme iſt mehr als ein Fackelzug, und geht in die ganze Welt hinaus! Für die Polizei iſt dieſe Einrückung eine beſchämende Niederlage, ſie wird in ihrer Ohnmacht bloßgeſtellt; und wie ſie auch hinterdrein wüthe, die Sache iſt einmal geſchehen!

Sonnabend, den 31. Mai 1845.

Wunderliche Kabinetsordre des Königs an die Verwaltungsbehörden in Betreff der Deutſchkatholiſchen, er ſei noch nicht entſchloſſen, und bis er ſich entſchloſſen, dürfe niemand ihm vorgreifen, nicht fördern wolle er die Sache, nicht hemmen. Dies erklären, heißt aber ſchon fördern, und giebt dabei doch die Unſicherheit, ob er nicht künftig doch werde hemmen wollen. — Uebrigens machen unſre Leute oben ſchon einen großen Unterſchied zwiſchen Czerski und Ronge, erſteren laſſen ſie eher gelten als Ronge, der ihnen wegen ſeiner Freundſchaft mit Schlöffel zuwider iſt; Schlöffel aber gilt für einen Feind des Adels und der Adelsvorrechte, das iſt ſein eigentliches Verbrechen.

Unſre „Voſſiſche Zeitung" kommt nochmals auf die Bildnißanzeige Itzſtein's und Hecker's zurück, indem ſie

berichtigt, es müſſe anſtatt „verſchreiben werden", heißen: „verſchrieben haben".

Abends im Thiergarten, letzte Corſofahrt, ohne Muſik und Gendarmen. Ich mit Ganzmann in zweiſpänniger Droſchke. Langweilig, wo möglich noch ruppiger als das vorigemal; Sträuße und Bonbons wurden noch ausgeworfen, aber auch Radieschen! die zur Hand waren, weil die Blumenmädchen auch deren in ihren Körben hatten. Nach längerem Stocken fuhr ich ſeitwärts ab, froh wieder in grüne, ſtaubloſe, ſtille Wege zu kommen. Aber es wurde bald kühl, und ich fuhr in die Stadt zurück.

Sonntag, den 1. Juni 1845.

— Gleich darauf kam Hormayr und ſaß an zwei Stunden vor meinem Bette, alles Mögliche beſprechend, hauptſächlich ſeine neueſten Schriften, Oeſterreich, Metternich, Preußen, Deutſchland. Er ſagt, die kalten, kaufmänniſchen Bremer ſeien in bittrem Unmuth über Itzſtein's Wegweiſung; die Konſtitutionsſache habe man anfangs nicht glauben wollen, jetzt halte man ſie für eine abſichtlich angelegte Argliſt, um das Volk hinzuhalten, die Provinzialſtände zu beſchwichtigen, von außen und innen durch Schwierigkeiten ſich dann hemmen zu laſſen. Hormayr iſt noch voll Feuer, hat dabei gelaſſenen Muth und iſt auf alles gefaßt. Daß ich ihm ſage, ſeine „Anemonen" ſeien einer Pulvermine gleich, die den öſterreichiſchen Staat auseinander zu ſprengen bezwecke, macht ihn lachen; er betheuert, daß er die Völker liebe und es gut mit ihnen meine, mit den Ungarn, den Böhmen, den Deutſchen, daß er aber eben deßhalb das Syſtem haſſe, durch das ſie zuſammengebunden ſeien. Die Erzherzoge Johann und Karl preiſt er, und manche öſter-

reichiſche Kriegshelden, auch die Stadion's, aber ſonſt findet er wenig zu loben an dem öſterreichiſchen Weſen.

Dienstag, den 3. Juni 1845.

Ich hatte geſtern Hormayr's aufgefordert, im Opernhauſe die „Wüſte" von Felicien David zu hören, und ihnen die Fremdenloge empfohlen. Gegen acht Uhr empfand ich Luſt ſelber hinzugehen, und betrat ſeit mehreren Jahren zum erſtenmale wieder das Theater. Das Haus iſt prächtig, gefällt mir aber weit weniger als das frühere; die breiten Hoflogen zu beiden Seiten vorne machen die hintere große Hofloge faſt unanſehnlich, das Publikum iſt dazwiſchen auf's engſte eingeklemmt, es macht dies einen widrigen Eindruck; warum, wenn auch der Hofwelt die beſten Plätze eingeräumt werden, ſollen dieſe architektoniſch ſo auffallend abgezweigt und als etwas Beſonderes dargeſtellt ſein? Das Publikum genießt hier die Theatervorſtellung mit, wie die Bedienten eine Spazirfahrt zu Wagen, hinten auf dem Tritt oder vorn auf dem Bock. — Ich konnte die Stunde recht gut aushalten, und mich freute der Verſuch! — Die Muſik befriedigte mich mäßig, ſie riß mich nicht fort. — Herr von Küſtner zeigte mir noch von ſeiner Loge aus das Haus im günſtigſten Anblick, mein Eindruck blieb aber derſelbe, überdies hat es bei aller goldnen Pracht etwas Düſteres.

Heute früh brachte die „Voſſiſche Zeitung" die Kabinetsordre des Königs gegen Arthur Lutze, der nun doch den Behörden preisgegeben wird, und durch die kurze Begünſtigung offenbar nur ſchlimmer dran iſt. In derſelben Zeitung ſteht eine Aufforderung aus Mühlhauſen in Thüringen, man möchte doch von Berlin aus das dem Staat

ehrenrührige Gerücht von Wegweisung Itzstein's nicht unwiderrufen lassen! — In solchem Aeußersten bewegen wir uns! — Der Kollegienrath von Liepmann, aus dem „verstorbenen" Weimar kommend, besuchte mich, und sprach wie ein Buch, in eleganter Ironie, wie Humboldt und Wilhelm Schlegel zusammen! Hormayr kam dazu, und blieb noch lange nachher bei mir in großen, wichtigen Verhandlungen.

Freitag, den 6. Juni 1845.

Für den Staat ist nichts heilsamer, als daß jede leitende Thätigkeit in ihm unaufhörlich überwacht, geprüft, in ihrer Richtung erhalten, jeder Mangel sogleich gerügt, alles Tadelnswerthe schonungslos angezeigt, öffentlich getadelt und bekämpft werde. Das Verdecken und Vertuschen, welches eine falsche Vaterlandsliebe und eine falsche Ehre so häufig vorschreiben will, muß immer schaden, kann höchstens da gestattet sein, wo unheilbare Uebel nicht zu bekämpfen, sondern nur zu tragen sind; auf die Dauer aber sind auch diese nicht zu verläugnen, denn grade der Feind wird solche am sichersten erspähen und benutzen. Dieses wachsame Begleiten und Zurechtweisen der Staatsleiter durch eine eifersüchtige Opposition ist die Hauptstärke Englands, die Stärke aller Staaten, wo wahrhafte Berathung Statt findet. In Friedrich dem Großen waren Ministerium und Opposition zu derselben Person vereinigt; er übte in sich selber die scharfe Ueberlegung, welche von einer Opposition nur je hätte ausgeübt werden können. Er vereinigte auch in sich die sonst entgegengesetzten Kräfte, die Kraft der Pedanterie und die Kraft des Genius. — Wie aber stehen die Sachen heutiges Tages bei uns? Wir

haben weder Pedanterie noch Genius, wir haben Schlendrian und Phantaſterei, dazwiſchen bewegt ſich, noch beklommen und unreif, ohne ſichre Bahn eine mächtige Volks- und Geiſteskraft, deren Zuſammenballung und Aufſchwung das Schickſal vorbereitet.

Heute Beſuch von Hormayr, bald nachher Profeſſor Dirichlet; viel über Thugut, dann über Metternich geſprochen, deſſen ausgezeichnete Eigenſchaften Hormayr willig anerkennt, ohne darum deſſen Staatslenkung weniger zu tadeln; auch über Gentz vieles, und daß ich immer ſein politiſcher Feind geweſen, wie ich es noch jetzt bin, aber ihn ſelber darum doch unpartheiiſch beurtheile; „jetzt läuft viel ſchmutziges Waſſer über ihn, das aber wird ablaufen, und dann das reine kommen, das freilich von ihm noch immer etwas ſchmutzig werden wird". Ich will überhaupt die Erſcheinungen nicht in abgeſonderter Einzelheit, ich will ſie im Zuſammenhange betrachten, nur auf dieſe Weiſe wird Gerechtigkeit geübt.

Sonnabend, den 7. Juni 1845.

Itzſtein's Erklärung in die „Voſſiſche Zeitung" aufgenommen, mit einem Nachſatz der Polizei, die das Zeichen lügenhafter Ausflucht an der Stirne trägt, „der Päſſe wegen" heißt es, ſo feig als dumm, denn wenn man nicht weiß wer jemand ſei, ſo unterſucht man, und ſchickt nicht fort. Die Sache macht hier den heilloſeſten Lärm, und hier ſelbſt beſteht die Meinung, der König könne der unwilligen Stimmung nur dadurch Genüge leiſten, daß er den Miniſter wegjage. L. und R. ſind die einzigen, welche ich den Miniſter habe vertheidigen hören, R. nicht einmal ganz offen. Beamtenſeelen.

Dienstag, den 10. Juni 1845.

Der Miniſter von Bülow iſt nach Tegel gezogen; ſeine letzte Unpäßlichkeit war bedeutender, als man geſtand, er war einige Tage hindurch ſeines Kopfes nicht mächtig. „Er wird es nicht lange mehr treiben, er iſt ein gelieferter Mann.“ Schneller Verbrauch der Menſchen jetzt, ſie werden phyſiſch und moraliſch bald abgenutzt.

Mittwoch, den 11. Juni 1845.

Die Sache von Itzſtein und Hecker bekommt eine größere Wichtigkeit, als der dumme Urheber ſich je träumen ließ. Ganz Deutſchland iſt erwacht, und fühlt den Schimpf, den es im eignen Innern erlitten hat. Man beruft ſich auf Landrecht und Verordnungen, auf Bundesrecht und preußiſche Erklärungen; man fragt, ob das die Einheit der Deutſchen ſei, die Einheit des Bundes, des Zollvereins? wahrſcheinlich ſolle das, meint man, eine Probe, ein deutlicher Fingerzeig der liberalen, der konſtitutionellen Geſinnungen ſein, die man vor kurzem dem Könige ſo lärmend beigelegt! Daß der König um die Sache gewußt, wird faſt allgemein geglaubt, die Behörden ſelbſt verbreiten es. Unermeßlich iſt der Nachtheil, den uns dieſe Dummheit bringt, auf jeden Preußen fällt dieſe Schmach mit, man ſchämt und ſcheut ſich, in's Ausland zu reiſen!

Der Miniſter von Bülow, heißt es, wird aus den Geſchäften zurücktreten und der Geſandte von Canitz ſein Nachfolger werden. Bülow ſoll entſchieden an Schwäche des Kopfes leiden, an Unſchlüſſigkeit, an Gedächtnißmangel. Canitz iſt ſchon hieher berufen.

Gerücht, dem preußiſchen Geſandten in Karlsruhe ſeien die Fenſter eingeworfen worden. Hier verſpottet man den

badiſchen Geſandten, das Volk trägt ſich mit der Redensart: „Schlafen Sie noch?“ und ein Schläfer heißt „ein Frankenberg“. Man ſagt auch, dem Portier Frankenberg's arbeite man eine Erklärung aus, die er in die Zeitungen ſoll einrücken laſſen, ſie ſei aber ſchwer abzufaſſen, und drei unſrer Miniſterien ſtritten darüber, was ſie den Mann wollten ſagen laſſen.

In Hormayr's „Anemonen“ weitergeleſen, im Livius.

Freitag, den 13. Juni 1845.

Der Lärm wegen Itzſtein und Hecker wird ein für Preußen und Deutſchland verhängnißvolles Ereigniß, daſſelbe wirft uns auf Jahre zurück, nimmt Vertrauen, hemmt unſern Einfluß, häuft Schmach und Verachtung auf uns. In Karlsruhe große Gährung, der Geſandte bedroht, preußiſche Handwerker von ihren Meiſtern entlaſſen, man will keine Preußen mehr ꝛc. — Hier wird von Bürgern eine Adreſſe an Itzſtein und Hecker zahlreich unterzeichnet, der Miniſter Graf von Arnim wird laut geſchmäht. — Nun will gar der Miniſter Eichhorn auf den Gymnaſien vorgeſchriebene Lehrbücher einführen und dieſe nach ſeinem Sinn abfaſſen laſſen, zunächſt über Geſchichte. Das wird ſchön werden! Wir werden eine preußiſche Weltgeſchichte, eine preußiſche Logik bekommen! Wo denkt der Narr hin!

Die Prinzeſſin * ſoll jetzt Betſtunden haben und durch die Frommen manches erlangen, was ſie ſonſt nicht bewirken könnte.

Sonntag, den 15. Juni 1845.

Geſtern Beſuch von *, der mir das Unglaubliche erzählt, auf der Liſte, welche der Miniſter Graf von Arnim

dem Könige vorlegen will, stehe unter den von Berlin auszutreibenden Litteraten auch Doktor Häring, der seit fünfundzwanzig Jahren hier lebt, Eigenthümer einer Buchhandlung und als Hausbesitzer sogar Berliner Bürger ist; freilich schreibt er betrachtende Artikel für die „Vossische Zeitung"!

Heute Besuch von Doktor Michael Sachs, der mir sein Buch: „Die religiöse Poesie der Juden in Spanien", das er mir zugeeignet, schöngebunden überbringt; ein stattliches, erfreuendes Geschenk, bei welchem das Horazische „Nonum prematur in annum" sich bewährt, denn schon 1835 war es mir zugedacht.

In dem Buche von Sachs gelesen, in dem verwandten von Zedner, und viele Betrachtungen über Judenthum angestellt; die Zähigkeit und Dauer des Volkes ist merkwürdig und mit ihrer wesentlichen, aber engen Frömmigkeit in tiefstem Zusammenhang; sie haben dem allgemeinen Bildungsgange der Menschheit den von ihnen ausgestoßenen Jesus gegeben, dann Spinoza'n, und geben noch täglich die außerordentlichsten Kräfte ab, in Tausenden von Getauften und Nichtgetauften, ohne daß ihr eigner Bestand ärmer wird.

In Hormayr gelesen, im Neuen Testament.

Dienstag, den 17. Juni 1845.

Gestern Billet von Humboldt, voll Unwillen über unsre Polignac's.

Donnerstag, den 19. Juni 1845.

Heute Weiher, dann Graf von Keyserling. Der König ist in Preußen sehr lau, ja kühl aufgenommen worden

und hat keine guten Eindrücke hinterlaſſen; das Zeitungslob iſt grund- und werthlos. Zu Keyſerling ſagte geſtern ein fremder Geſandter in Bezug auf Itzſtein's Verweiſung: „C'est un grand malheur qui est arrivé à la Prusse.“ Die Erklärung Hecker's ſchlägt nun auch alle von den Päſſen hergenommenen Vorwände nieder.

Nachmittags nach Tegel gefahren. Der Miniſter von Bülow im Garten noch mit ſeiner Familie allein; er ſpricht gleich von der Itzſteinſache, meint, der Graf von Arnim habe ſchwer gefehlt, beſonders darin, daß er mit ihm nicht Rückſprache genommen, und wenn er den König vorher geſprochen — was Bülow nicht ſicher weiß —, ſo habe er dem Könige entweder fälſchlich angegeben, er habe jenes gethan, oder es dem Könige unverantwortlich verſchwiegen, daß er es nicht gethan; denn der König hat an Bülow geſchrieben, er finde es ganz unbegreiflich, daß Graf Arnim nicht vorher mit ihm geſprochen. Jetzt liegt alles zur Entſcheidung des Königs vor. Bülow meint, Arnim müſſe öffentlich Unrecht, allenfalls den Abſchied bekommen. In ähnlichem Sinne hat der Geſandte Herr von Radowitz berichtet. Klagen Bülow's über die verworrne Wirthſchaft, wie alles ohne Regel vor ſich gehe, alles erſchwert ſei. Fürſt von Wittgenſtein kam, eine unerwartete Erſcheinung! Er machte mir gleich Entſchuldigungen, daß ich ihn hier ſehe und er noch nicht bei mir geweſen ſei; unverhältnißmäßig! Eine zweite Ueberraſchung, Generallieutenant von Canitz aus Wien; geſtern hier eingetroffen, wohnt hier bei mir im Hauſe, beim Sohn; ſieht alt aus und hat an Karakter wie es ſcheint etwas verloren, ſtimmt in den ſchlechten Ton der Diplomaten ein ꝛc. Wir gingen eine Weile zuſammen, er erzählte mir von Wien. — Mit Graf von Trauttmannsdorff lange geſprochen, auch über Hormayr,

den ich möglichſt vertheidige. — Der unglückliche badiſche Geſandte von Frankenberg zwingt mich ihn anzuhören, erzählt mir ſein Mißgeſchick, iſt voll Eifer für die beiden Weggewieſenen, beklagt, daß Itzſtein nicht darauf beſtanden, ihn zu ſprechen; dies habe er leider nicht gethan, wie die gerichtlich verhörten Diener ausſagten, doch könne man ſich leicht denken, daß er die Sache nicht auf's äußerſte habe treiben wollen und lieber fortgegangen ſei; Frankenberg hat an Itzſtein geſchrieben, um ihn zu verſtändigen, zu begütigen, iſt aber noch ohne Antwort. — Graf und Gräfin Lerchenfeld; letztere ſchon aus Schweden zurück, mit Berzelius; ich ſoll morgen dort eſſen, wegen Berzelius ꝛc. — Frau von Olfers und Töchter, nachher auch Herr von Olfers; Graf von Knyphauſen, Gräfin Sylvius Pückler, Herr von Meyendorff, Fräulein Marie von Arnim; Fürſt von Pückler, mit dem ich das Grabdenkmal beſuchte; nochmals vertraute Unterhaltung mit Bülow, über den hieſigen Zuſtand, über die auf Deutſchland gegründete und nun zerrüttete Politik, über die Wandelbarkeit des Königs, herrliche Worte, ausbleibende That; „der Miniſter des Innern handelt ſo, als wolle er aller Welt einſchärfen, den Worten des Königs nicht zu glauben". — Zuletzt redete mich der General von Perponcher an, bedauerte, daß er es nicht in Homburg gethan, ſagt mir ſehr viel Artiges, erzählt mir ſeine Kriegsgeſchichten, iſt unzufrieden mit Siborne, der ihm Unrecht gethan, mit Thiers, der die Räumung Aegyptens ganz falſch dargeſtellt habe, — Perponcher war damals unter Abercromby dort ꝛc. — Gedrängt bei der Rückfahrt, über hundert Perſonen, wohl dreißig Wagen. Lauer Abend. — Bülow ſcheint ziemlich hergeſtellt, ſpricht aber langſamer als ſonſt. Er geht nach Kiſſingen, und dann an den Rhein der Königin Victoria wegen.

In Sachs, Brougham und Fichte geleſen, auch im Salluſtius.

Sonnabend, den 21. Juni 1845.

Heute Vormittag Beſuch vom General von Canitz. Nach langem ernſten Geſpräch über die hieſigen Angelegenheiten, ſagte er zuletzt: „Die nächſten Freunde des Königs haben ihm ſeit ſeiner Thronbeſteigung als ärgſte Feinde nur Schaden auf Schaden gethan; er wollte bei der Huldigung in Königsberg Reichsſtände verkünden, aber Alle hielten ihn am Rockſchoße zurück, beſchworen ihn, es nicht zu thun, wenigſtens noch nicht, nur jetzt nicht, und ſo haben ſie ihm bereits fünf Jahre ſeiner Regierung verdorben.“ Dieſe Ausſage iſt wichtig und ſtellt jene Abſicht des Königs, welche Schön und ſeine Freunde wußten, außer Zweifel; denn Canitz war im Vertrauen des Königs und überhaupt in der Lage, eingeweiht zu ſein, wie er es noch iſt, und hatte zudem keine Vorliebe für jene Abſicht.

Langer Beſuch des Fürſten von Wittgenſtein. Er erzählt mir viele Züge und Anekdoten, in Betreff des vorigen Königs und auch Friedrich Wilhelm's des Zweiten. Wie der Biſchof Eylert den vorigen König reden läßt, in ſo zuſammenhängender Folge, ſagt er, habe derſelbe nie geſprochen, auch nicht ſprechen können, und wenn er es gekonnt hätte, würde er es doch nicht gethan haben, weil er gefürchtet hätte, geziert zu erſcheinen; den Predigerton müſſe man daher immer auf Eylert's Rechnung ſetzen; das ganze Buch, meint er, hätte auf ein Fünftel ſeines jetzigen Umfangs beſchränkt ſein ſollen. Von Held kam er auf die Gräfin von Lichtenau, die er ſehr wegen ihres Karakters lobte; nie habe ſie nach Geld getrachtet, nie Geld von auswärts empfangen; was man hierüber erzähle, ſei alles falſch,

ſie würde jeden Antrag der Art mit Verachtung aufgenommen haben, denn heftig ſei ſie geweſen. Sie beſaß außer dem Gute Lichtenau und für etwa zwanzigtauſend Thaler Juwelen nichts. Erſt Lord Briſtol, der verrückte Biſchof, der als Gaſt des Königs im Neuen Palais zu Potsdam wohnte, machte den König aufmerkſam, daß er eine dreißigjährige Geliebte und Freundin nicht von der Gnade ſeines Nachfolgers abhängig laſſen dürfe; der König beauftragte Wittgenſtein mit Struenſee zu ſprechen, der fand die Sache billig, und ſchlug vor, der Gräfin eine halbe Million holländiſcher Gulden von der durch den Banquier Cohen gemachten Anleihe zu geben. Der König genehmigte dies, und Wittgenſtein mußte je hunderttauſend Gulden in ſolchen Papieren mit dem Königlichen Siegel einſiegeln, und auf jedes Paket den Betrag ſchreiben, und daß derſelbe der Gräfin gehöre. Dieſe Pakete brachte er der Gräfin, die ſie in einen Schrank legte, und in dieſem fand man ſie nach des Königs Tode noch unverſehrt, als man alles Beſitzthum der Gräfin einzog. Dies iſt der Betrag und Urſprung der Summe, die man in jenem Schranke fand, den man, weil die Gräfin den Schlüſſel verweigerte, aufbrechen mußte, und die der König weder ihr noch ihren Erben je erſetzt hat. Eine wahre Beraubung!

Sonntag, den 22. Juni 1845.

Die Sache von Itzſtein nimmt allerlei Geſtalten an; eine Adreſſe von Bürgern von Königsberg an ihn iſt abgegangen, ſie wird hier herumgezeigt. Eine hieſige Adreſſe ſoll gleichfalls eine Menge Unterſchriften haben. Immer einſtimmiger wird das Verlangen, die Abſetzung des Miniſters Grafen von Arnim ſei die einzige Maßregel, die

einigermaßen befriedigen könne. Die üble Wirkung im Auslande wird noch lange fortdauern. Man zweifelt aber, daß der König den Miniſter abſetzen werde. — Die Königsberger fordern die Abſetzung des Grafen von Dohna, der, um ihre Petition zu hindern, ſich unter der Hand erboten hat, er wolle in kurzem den Abſchied nehmen, allein die Bürger haben geantwortet, das könne ſie nicht zufrieden ſtellen, er müſſe ihn auf ihr Verlangen bekommen. Die Königsberger halten jetzt große Familienverſammlungen in Gaſthöfen, um ihre politiſchen Verhandlungen fortzuſetzen; in Pillau ſind kürzlich aus Königsberg, Braunsberg ꝛc. gegen viertauſend Menſchen zuſammengekommen, eine Art O'Connell-Wirthſchaft.

Als der neue Ehegeſetzentwurf von Savigny bekannt geworden war, ſchrieb hier ein Kammergerichtsaſſeſſor Haſe ſehr triftige Einwendungen dagegen und ſeine Schrift trug ſehr dazu bei, daß der Entwurf nicht durchging. Der König befahl in ſeinem Mißvergnügen, Haſe ſolle ihm nie zur Beförderung vorgeſchlagen werden, nie Rath werden. Dieſe Ungerechtigkeit glaubte man längſt zurückgenommen, aber ſie beſteht noch, und der König hat alle Vorſtellungen des Kammergerichts und Haſe's eigne Bittſchriften ungnädig abgewieſen. Der Juſtizminiſter Uhden, der ſich der Sache annehmen ſollte, macht den Frommen und klagt, daß ein ſo frommes Unternehmen, wie jener Entwurf, vereitelt worden. Mir iſt es unbegreiflich, daß der König nicht einſieht, wie ungerecht es ſei, einen Mann, der nur erlaubtes Recht ausgeübt, auf Nebenwegen dafür zu ſtrafen! — Wie weit ſind wir von freiem Staatsweſen!

Wittgenſtein erzählte mir geſtern auch das Nähere über des vorigen Königs Zuſammenſtoß mit ſeinen Brüdern Heinrich und Wilhelm im Jahre 1806 vor dem Kriege.

Die beiden Prinzen hatten ſich beigehen laſſen, aufgeregt vom Prinzen Louis Ferdinand, vom General von Phull, Oberſten von Maſſenbach, General von Rüchel ꝛc., dem König eine Vorſtellung zu übergeben, die ihn unter andern Vorwürfen auch der Schwäche zieh; darauf ließ der König beide nach Potsdam kommen, wuſch ihnen tüchtig die Köpfe, und ſagte, mit der Schwäche hätten ſie in ſo fern Recht, als es eine große von ihm ſei, daß er ſie nicht beide jetzt nach Spandau ſchickte. Härtere Ausdrücke, meinte er, habe der König wohl nicht gebraucht, aber dieſer ſei hart genug geweſen.

Er erzählte mir auch noch viel von Lord Briſtol. Derſelbe erhielt die Erlaubniß, den Sarg Friedrich's des Großen zu beſehen, und Prediger und Küſter empfingen den Biſchof mit feierlichem Anſtande, waren aber ſehr betroffen, ihn als einen nachläſſig gekleideten Gentleman heranreiten zu ſehen, mit goldnen Sporen, lederner Kappe, dicker Reitpeitſche; noch mehr erſchraken ſie, als er nach einiger ſtillen Betrachtung plötzlich die Reitpeitſche ſchwang, mit ihr auf den Sarg ſchlug, daß das Gewölbe davon hallte, und ausrief: „Réveille-toi, et mets ordre dans la maudite confusion, où ton successeur a laissé tomber l'état!“ Dabei war er der Gaſt und Freund dieſes Nachfolgers! In ſeiner Betrunkenheit erlaubte er ſich alles; zum Herzog von Cambridge ſagte er: „Ton père est une bête, et toi tu n'est qu'une belle statue, sans intelligence.“ Man nahm alles von ihm hin. Seine Tollheit lag bei ihm im Blute, ſeine ganze Familie war etwas verrückt. — Wittgenſtein erbot ſich, mir über alle Thatſachen und Vorgänge aus den vorigen Regierungen, wegen deren ich Zweifel und Fragen hätte, zuverläſſige Auskunft zu geben, ſofern er die Sachen wiſſe.

Montag, den 23. Juni 1845.

Brief aus München von Hormayr, ob Oesterreich die neuesten Vorgänge und Stimmungen benutzen werde, um Süddeutschland vom Zollverein abzureißen?

In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag großer Volkstumult bei Kroll, Polizei und Gendarmen werden überwältigt, der Prinz von Preußen mit Steinen geworfen, ein Bataillon mußte aus der Stadt geholt werden. Gestern Abend stellte eine Anzeige des Präsidenten von Puttkammer in der „Staatszeitung" die Sache als gering dar, heute steht sie in der „Vossischen Zeitung" nach ihrem wahren Verlaufe geschildert. Wie dumm von der Polizei, sich einer solchen Entstellung überführen zu lassen, wie dumm, diese zu versuchen, wenn Tausende dabei waren, die es anders wissen!

Wenn die Königsberger Bürgerschaft den General Grafen von Dohna los sein will und deshalb den König angeht, so muß man wissen, daß der König schon einmal solchem Begehren willfahrt und den General von Wrangel dort weggezogen hat. — Der König hat den Königsbergern gesagt, es wären etwa vierzig muthwillige Buben, welche die Unzufriedenheit und Störung verursachten; dazu bemerkte einer der Hörer halblaut: „Ja, soviele sind's nicht einmal, nur sechs bis sieben, aber die sitzen in Berlin und heißen Exzellenzen."

Der Rektor Kirchner in Schulpforta hat seinen Schülern als poetische Aufgabe, die sie in lateinischen Versen behandeln sollen, den Aufenthalt Schelling's in Schulpforta vorgeschrieben. Kann artige Sachen liefern, besonders wenn ein Satiriker unter den Jünglingen ist!

Die Rede des Königs an die Königsberger wird sehr getadelt, sie müsse ihren Zweck, sagt man, durchaus

verfehlen. Was der König tadle, sei durchaus sein Werk; hat er nicht überall die Vereine entstehen lassen, aufgemuntert, ihnen Gelder zur Verfügung gestellt? Jetzt sollen sie unterdrückt sein. Natürlich gefällt das den Leuten nicht.

Der König soll einen seiner Kammerdiener — man nennt den Namen — besonders gern anhören, sich allerlei von ihm berichten und auskundschaften lassen, woraus schon viel unangenehme Folgen hervorgegangen.

Dienstag, den 24. Juni 1845.

Die „Vossische Zeitung" bringt heute eine Stelle aus meinem Heldbüchlein, die grausam verstümmelt und zusammengeschoben ist. Die Zensur hat die Schilderung, wie es den Staatsgefangenen zu ergehen pflegt, nicht durchgelassen und meine stehengebliebenen Worte dadurch in ganz falsches Licht gebracht. Ich muß dagegen Einspruch thun, schreibe deßhalb an Rellstab, und da die Zensur hier wohl meine Erklärung unterdrücken wird, so schick' ich sie zugleich nach Augsburg an die „Allgemeine Zeitung". Die ganze Stelle im Zusammenhang vorzuführen, ersuche ich die „Grenzboten". Die elende Zensur! Ich hoffe, es wird wohl wieder dahin ausschlagen, daß man das Licht im Stroh verbergen wollte, und nun statt eines kleinen Lichtes eine große Flamme aufleuchtet. — In unsrer Zeitung steht nun auch Hecker's ausführliche Erklärung, durch das Zensurgericht zum Druck verstattet, mit Ausnahme einer Stelle und zweier Worte! Welche Erbärmlichkeit! Was ist das für ein Beweisstück, das nicht ganz mehr ist? Und jederman sucht nun, was man weggelassen, was man für so anstößig gehalten hat. Einige Artikel gegen Itzstein

und Hecker in den Zeitungen, oder vielmehr zu Gunsten der Behörden, sind das Jämmerlichste von der Welt, matt, lügnerisch, niederträchtig!

Der König ist gestern von Kopenhagen zurückgekommen, er soll sehr verdrießlich sein, unschlüssig, möchte den Grafen von Arnim, den er nicht liebt, gern zum Teufel schicken, aber auch der öffentlichen Meinung nachzugeben nicht den Schein haben. Dann ist auch von Bülow's Abschied sehr die Rede; er soll einige arge Verstöße gemacht haben, Verwechslungen von Papieren, Unbedachtsamkeiten gegen Gesandte, und wirklich an Schwäche des Kopfes leiden. Man spricht davon, daß Canitz ihn ersetzen werde, Andere nennen den General von Pfuel; man sagt auch, Bunsen und Canitz hätten den Posten ausgeschlagen. Als Eichhorn's Nachfolger wird Geheimerath Bethmann-Hollweg genannt, auch ein Serviler, ein Frömmler, ein Duckmäuser!

Die „Allgemeine Preußische Zeitung" erklärt heute Abend das Gerücht von beabsichtigter Austreibung hier nicht heimischer Litteraten für eine böswillige Erfindung, man habe sich bloß nach den persönlichen Verhältnissen derselben erkundigt, und nur Doktor Dronke sei ausgewiesen worden, weil er in einem auswärtigen Blatte den verstorbenen König geschmäht. Elende Ausflucht! Die Behörde ist jetzt zu feig, ihren Vorsatz auszuführen, der Lärm hat sie erschreckt. Auf wie lange? Sie wird schon darauf zurückkommen! Und wer braucht denn der elenden Zeitung zu glauben? ihrer unamtlichen Versicherung? und selbst der amtlichen?

In Brougham gelesen, in Thiers, im Cicero.

Mittwoch, den 25. Juni 1845.

Unſre Angelegenheiten nehmen eine ſtets düſtrere Färbung an. Der König iſt verſtimmt, fühlt das größte Mißbehagen, ſieht ſein Anſehn geſchwächt, beſonders ſein perſönliches, und findet dieſen Zuſtand unerträglich. Die Provinz Preußen iſt wie im Kriege gegen die Regierung. Die Antwort der Königsberger auf die Anrede des Königs geht in Abſchriften umher, und das Beiſpiel dieſer Dreiſtigkeit iſt anſteckend. Die Danziger haben dem Könige vorgehalten, wie die Eichhorn'ſche Vorſchrift, den Deutſchkatholiſchen keine Kirchen zu leihen, allgemeinen Unwillen errege, und der König hat ihnen erlaubt, die Vorſchrift unbeachtet zu laſſen; — lauter Widerſprüche! Und wie ſollen wir hinauskommen? Wechſelt der König ſeine Miniſter, ſo kommen nur ſchlimmere! Man nennt Bethmann-Hollweg an Eichhorn's Stelle, Meding an Graf Arnim's; wer hätte gedacht, daß wir eine Reihefolge von Wöllner's erleben würden! Auch Canitz würde, ſagen jetzt viele Leute, eine Art Wöllner ſein, er ſei ein Erzpietiſt; ſonderbar, gegen mich hat er nie eine Spur davon gezeigt!

Beſuch des Grafen von *, deſſen Andringen ich entſchieden abweiſen muß, er meint thörichterweiſe mit Pückler gleichzuſtehen, ja denſelben zu überragen! Er erzählt mir, in der Nähe ſeines Gutes ſei der König an einem kleinen Orte ausgeſtiegen, und habe die verſammelte Menge durch Abnehmen des Hutes begrüßt, dabei jedoch bemerkt, daß einige rückwärts ſtehende gutgekleidete Männer die Hüte auf dem Kopf behielten; er habe darauf ſeinen Hut nochmals abgenommen, jene aber rührten ſich nicht; darauf ſei er zornig auf den Landrath eingeſtürmt, er ſolle ſagen, wer die Flegel ſeien, und ſie der ſchändlichſten Tücke beſchuldigt, auch ſie zu verhaften und wegen Unehrerbietigkeit zu

bestrafen befohlen 2c. Wie viel besser wäre es, dergleichen gar nicht zu bemerken, wenigstens nicht zu beachten! — Daß die Ehrerbietung sinkt, ist leider wahr.

Nachmittags im größten Gewitterregen kam Bettina von Arnim, besprach mit mir die Schlöffel'sche Angelegenheit ausführlich, wir erwogen die Mittel, in dieser Sache zweckmäßig einzuwirken, ob durch den König, den Prinzen von Preußen, die Oeffentlichkeit? Sie will alle drei Wege einschlagen; es fragt sich, in welcher Weise jeden? — Warum denn der Schuft Witt-Dörring nach seiner Verhaftung gleich wieder freigegeben worden, mit einem Bekenntnisse seiner Schuld abgekommen sei, wo ein Andrer an seiner Statt in langwierige Untersuchung gekommen und hart bestraft worden wäre? „Weil die Behörde mit dem Schuft sich verbunden hat, weil er ihr Vertrauter ist und ihr dient."

Doktor Steiger, der zum Tode verurtheilte, aus seinem Kerker in Luzern glücklich entflohen! Glück auf! Der ersten Nachricht wollte man nicht trauen; jetzt aber kommt die ganze Erzählung mit allen Umständen, und allgemeine Freude giebt sich zu erkennen.

Freitag, den 27. Juni 1845.

Gestern Brief von Rellstab, die Zensur verweigert den Druck meiner Anzeige; gleich geantwortet, daß dieser in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erfolgen werde, und daß ich mit dem absurden Zensor John — so heißt der Lumpenhund — keine Schererei haben wolle.

Heute bringt die „Vossische Zeitung" doch meine Anzeige, aber das Nachwort der Redaktion ist weggefallen.

Große Freude über Doktor Steiger's Entkommen.

Man ſagt, das Abſchiedsgeſuch des Grafen von Arnim ſei angenommen. Zu ſpät, und nicht die rechte Art!

Sonntag, den 29. Juni 1845.

In der „Voſſiſchen Zeitung“ eine tapfre Erklärung des Doktor Dronke gegen die „Allgemeine Preußiſche Zeitung“, deren Redaktion er verklagt hat.

Der Miniſter von Bülow iſt nach Kiſſingen abgereiſt. — Man ſpricht mit Beſtimmtheit davon, daß der Miniſter Graf von Arnim die erbetene Entlaſſung habe. — Die Ernennung Göſchel's zum Konſiſtorial-Präſidenten, mit ſechstauſend Thalern Beſoldung und dem Rang eines Oberpräſidenten macht doch einiges Aufſehn. Dem hat der Pietismus gute Dienſte gethan! Selbſt das Hegelthum ſchadete ihm nicht mehr!

Weimar, Mittwoch, den 2. Juli 1845.

Abends in Weimar angekommen, ſchickte ich zum Geheimenrath von Müller, der aber beim ruſſiſchen Reſidenten von Maltitz war. Dieſer wohnt im Goethe'ſchen Hauſe, um ſo lieber ging ich hin. Geweihter Boden. Zum Erſchaudern, wenn man es überdenkt, wer hier gelebt, und was alles! Maltitz ſchenkte mir ein Blatt von Goethe, mit Bleiſtift geſchrieben. Herr und Frau von Plötz, Fräulein von Schwendler und andre Geſellſchaft; liebreiches Andenken an Frau von Froloff. Geheimerath von Müller begleitete mich in meinen Gaſthof zurück und blieb noch bis halb zwölf Uhr. Er theilt mir vieles mit über die weimariſchen Sachen. Der Kaiſer Nikolai hat allerdings die Reiſe des Erbgroßherzogs nach Paris gebilligt. Ueber

die Itzsteingeschichte auch hier großer Unwillen; die Bundestagsgesandten aber in Frankfurt schimpfen, auf Itzstein und Hecker, überall sollte man solche Spitzbuben wegweisen 2c. und unser Gesandter Graf von Dönhoff schimpft weidlich mit! Diplomatenpack!

Gotha, Donnerstag, den 3. Juli 1845.

Gegen Mittag in Gotha, bis zum Abend geblieben. Der Wirth zum Mohren, Herr Schäfer, war vor zwei Tagen beerdigt worden; vielfache Erinnerungen knüpfen sich an diesen Mann, auch meine eignen, ich habe noch mit Rahel ein paarmal bei ihm gewohnt! Nach einem heißen Nachmittage voll Schwermuth, glaubt' ich die Luft kühler und fuhr auf das Schloß hinauf; aber die Hitze war fürchterlich; nur die Bibliothek und die chinesischen Sammlungen besah ich. Hofrath Jacobs wollt' ich besuchen, aber man sagte mir, der altersschwache, völlig taube Mann gehe schon um sieben Uhr zu Bette. Professor Ukert wohnte mir zu weit. Als ich meinen Namen in das Fremdenbuch der Bibliothek einzuschreiben hatte, gab der Bibliothekdiener mit Lebhaftigkeit zu erkennen, daß er ihm bekannt sei, und zeigte den Ort, wo meine Bücher ständen, wenn sie nicht verliehen seien, ich hatte Mühe, mich den Huldigungen, die wohl das Trinkgeld erhöhen sollten, zu entziehen, und war nur froh, daß mein Diener Ganzmann schon hinausgegangen war; Lob hat von der Wollust das an sich, daß Ekel und Reiz dicht beisammen sind. — Ich fuhr sehr verstimmt von Gotha fort, und die Nacht durch bis Fulda. Freund Koenig ging grade vorbei, als ich ausstieg, und wir blieben gleich zusammen, seine Frau war am Tage vorher verreist.

Fulda, Freitag, den 4. Juli 1845.

In Fulda mit Koenig zugebracht, unter reichhaltigen Gesprächen. Man will im Auslande nicht glauben, daß die Ausweisung Itzstein's und Hecker's eine bloße Dummheit, keine Bosheit war, man überschätzt uns noch immer! — Unerträgliche Hitze. Abends ein Spazirgang, ohne Erquickung, auch die Nacht gab keine.

Fulda, Sonnabend, den 5. Juli 1845.

Den Tag über noch mit Koenig verlebt. Die Mainzer Geschichtstage durchgesprochen, Forster, die Klubbisten, Eickemeyer. Die katholischen Sachen. Pfaffenwesen in Fulda. Koenig ist durchaus gesund und tüchtig in seinen Ansichten. — Abends als einige Kühlung eingetreten war, reist' ich ab. — In der Nacht ein Gewitter.

Lich, Sonntag, den 6. Juli 1845.

Vormittags bei guter Zeit in Gießen angekommen. Doktor Carriere wohnt gleich vor dem Thore, die Professoren Hillebrand und Liebig ebenfalls, ich lasse mich hinführen, der Weg kann nicht groß sein; aber die Stadt zieht sich in die Länge, vor dem Thore geht es bergan, und die Sonne brennt unbarmherzig auf den schattenlosen weiten Raum! Doktor Carriere ist verreist. Dagegen find' ich Professor Hillebrand, der mir sehr gut gefällt, seine Frau, die ganz eingenommen ist von Rahel. Vortrefflich empfing mich Professor Liebig, sprach mit Zufriedenheit von Gießen, und daß er keinen andern Aufenthalt wünsche, von der Blüthe der Universität — hauptsächlich seine Wirkung —, von seiner angenehmen Wohnung, Aussicht, Garten ꝛc.,

lobte Berzelius, fragte, ob ich ihn geſehen ꝛc. Liebig wollte eben zum Eſſen gehen, die Andern hatten ihn ſchon verläugnet, eine ſinnige Tochter aber glaubte mich melden zu müſſen, und ich war dem klugen Mädchen recht dankbar. Zuletzt ſah ich noch das weitläuftige Laboratorium, in welchem fleißige Schüler auch ſonntäglich arbeiteten, Franzoſen, Engländer, Deutſche ꝛc.

Um fünf Uhr mit Poſtpferden nach Lich gefahren, drei Stunden Wegs. Vortreffliche Straße, die ehmals nicht war. Im Freien die Hitze erträglicher. Ich wollte nur den Kammerdirektor Seidel und die verwittwete Fürſtin beſuchen, nicht den Fürſten, zu dem ich kein Herz habe, und dachte nach einer Stunde zurückzufahren. Man wies mich in den Park, wo ich unter hohen Bäumen eine ganze Geſellſchaft beiſammen fand. Die Fürſtin Wittwe erkannte meine Stimme, ihre Schweſter die Landgräfin von Heſſen-Philippsthal auch mein Geſicht, in dreißig Jahren habe ich beide nicht geſehen! Beide Damen ſahen wohlerhalten, die Landgräfin noch blühend aus. Außerdem war die Fürſtin von Solms-Lich, geborne Yſenburg-Büdingen, der Prinz Ferdinand von Solms-Lich nebſt ſeiner Gemahlin, geborne Gräfin Colalto, und ihren Kindern zugegen, bald kam auch der Fürſt Ludwig. Sie laſen grade ein Zeitungsblatt, worin mein „Held“ beſprochen wurde. Vor wenig Tagen waren der Prinz Ludwig zu Bentheim und ſeine Schweſter Prinzeſſin Charlotte abgereiſt, er bringt ſie nach Sachſen zurück, ſie war dreiviertel Jahr hindurch geneſen, und bei ihren Schweſtern, ein Schreck ließ ſie in ihre Geſtörtheit zurückfallen! — Es gab viel zu erzählen, von beiden Seiten. Ich durfte nicht fort, beſonders beſtand der Fürſt darauf, daß ich bleiben ſollte. — Ich mußte vom Könige, den Prinzen, den Prinzeſſinnen viel erzählen.

Der Fürſt war in der Verfaſſungsfrage ganz auf des Königs Seite, tadelte Alle, die ihn abgehalten, gleich im Beginn ſeiner Regierung Reichsſtände zu berufen, wie er entſchieden gewollt, machte wie der König den größten Unterſchied zwiſchen Reichsſtänden und Konſtitution, wünſchte jene, haßte dieſe, nahm es etwas übel, daß ich ſagte, in der Wirklichkeit käme beides auf eines heraus, und die große Verſammlung würde bald von dem einen Boden auf den andern gerathen, nahm es noch mehr übel, daß ich lieber keine Reichsſtände wollte, hatte mich in Verdacht, es mit dem Prinzen von Preußen zu halten, den er ſehr tadelte. Er vertraute mir, daß er im Begriff ſei, nach Berlin zu reiſen, wohin der König ihn berufen habe wegen der ſtändiſchen Sachen! — Mit der Fürſtin Wittwe ging ich nachher etwas abſeits, wir ſprachen von ihrem Bruder dem General, meinem einſtigen Oberſten, mit gerührtem Andenken, auch von andern alten Erinnerungen, von Glück und Unglück. Auch unſer ehmaliges Verhältniß neckender Freundlichkeit kam wieder zu Tag, ihre ſich darin offenbarende Güte für mich, daß ſie mir immer den Krieg machte, mich für bös erklärte und vortrefflich behandelte. Sie erzählte mir, ſie habe vor Jahren in Norderney Heine'n kennen gelernt, und ihn ſehr gern gehabt; bei einem Ausdruck, den er gebraucht, habe ſie unwillkürlich ausgerufen: „Das iſt ganz wie Varnhagen!“ „Varnhagen?“ habe Heine verwundert gefragt, „den kennen Sie? Das iſt mein beſter Freund!“ Und nun ſei der Umgang nur beſſer geworden. Sie hielt Heine'n für innerlich edel und aufrichtig, ein ſolcher Geiſt könne nur das Beſte wollen; ſeine Unarten, meinte ſie, wolle ſie nicht vertheidigen, aber Andre hätten deren auch. Von Rahel wollte ſie viel hören, zeigte mir ihr Bild, einen Abriß ihres Lebens und Karakters,

aus dem „Damen-Konverſationslexikon“ abgeſchrieben, das Buch „Rahel“ war unbegreiflicherweiſe nicht in ihre Hände gelangt, wohl aber die „Galerie von Bildniſſen“ und meine „Denkwürdigkeiten“. Sie machte mir auf eine hübſche Art Vorwürfe, daß ich ihrer ſelbſt und ihrer Schweſtern erwähnt hatte, ſie ſagte einem Enkel: „Sieh, der Herr da ſchreibt ſchöne Bücher, in denen auch von Großmutter die Rede iſt, von den Tanten! Ja, ſchöne Bücher! Aber iſt das wohl recht, ſo von der Großmutter und von den Tanten in Büchern zu ſprechen?“ Ich antwortete, auch zu dem Kinde gewandt: „Ei, das haben die Großmutter und die Tanten ſich ſchon früher müſſen gefallen laſſen, von Juſtus Gruner, und nicht ſo gut!“ — Nach hundert artigen Erwähnungen und Anregungen kam die Stunde zum Schlafengehen, wir hatten oben in einem Saale zu Nacht gegeſſen, Thee getrunken, aber alles in unvertilgbarer Hitze. Meine Zimmer zum Glück waren kühl.

Butzbach, Montag, den 7. Juli 1845.

Neue furchtbare Hitze. Nach dem Frühſtück beſuchte mich der Fürſt, und wir ſprachen nochmals die Verfaſſungsſachen und politiſchen Umſtände durch. Die Itzſtein-Sache wurde ſehr dumm gefunden, der Graf von Arnim ein kopfloſer Miniſter, dem König wurde alles Lob geſpendet, aber bedauert, daß er keine Staatsmänner zu Freunden, und ſo ungeſchickte Miniſter habe, Wöllner-Eichhorn, den eitlen Pfau Savigny ꝛc. — Ich beſuchte hierauf Seidel in ſeiner Wohnung, begrüßte ſeine Frau, fand ſeine Einrichtung klein, aber ſeinen Wünſchen angemeſſen, die ſchöne Gegend freut ihn, die Lebhaftigkeit des rheiniſchen Volkes, und er hat es nicht bereut, ſein Vaterland Mecklenburg — das er

ſeit 1811 nicht wiedergeſehen — verlaſſen zu haben. — Um halb zwölf Uhr wurde ich zum gemeinſamen Frühſtück in den Park abgerufen. Der Park iſt ſchön und ſehr groß, mit den dazu gehörigen Waldſtücken wohl dreitauſend Morgen, die Wetter fließt hindurch, die Vegetation iſt von herrlichſter Pracht. Leider mußt' ich große Strecken Sonnenbrand durchwandern, um endlich an einem Platz anzulangen, wo auch kein rechter Schatten war; die Fürſtin Wittwe ſuchte ſich einen Sitz, wo grade der Schatten des Hauptſtammes hinfiel, die Andern rückten ſich ebenfalls nach den Umſtänden zurecht, mir blieb nur ein knorriger Aſt zur Benutzung. Die Geſellſchaft von geſtern, und ähnliche Geſpräche. Die Fürſtin erinnert mich an einen heftigen Streit, den wir einſt über Majorate gehabt; der Fürſt Ludwig will weiſe dazwiſchen reden, er liebt es in kurzen Sprüchen ſeine Meinung zu ſagen, und dann hartnäckig zu ſchweigen. In ſeiner Familie iſt er wohlwollend und mild, aber in ſeinen Gedanken pedantiſch, und hält mühſam feſt, was er mühſam erworben. Die Landgräfin Sophie iſt munter wie ſonſt, ſpricht noch weſtphäliſch, möchte noch wie ehmals mit mir ſcherzen; ihre Söhne ſind gute, beſcheidne Knaben. Ich ſoll künftig in der Gegend von Eiſenach ihrem Aufenthalt Auguſtenau nicht vorbeifahren. Wir gingen durch noch heißere Sonnengluthen zum Schloſſe zurück, dort zum Glück in kühle Zimmer, ich blieb mit der Fürſtin Wittwe und der Landgräfin allein, und wir ſprachen eifrig. Vor drei Uhr ging ich mich umzukleiden, und dann zu Tiſch, wo auch Seidel ſich einfand. Der kühle Saal war bald heiß, aber zum Glück erſchien köſtliches Fruchteis, von dem wiederholte ſtarke Portionen mir das Leben retteten, das aber beim Kaffee im Billardſaal faſt wieder verloren ging! — Im Ganzen ein heitres, ſorgloſes,

behagliches Schloßleben, große Einigkeit und Liebe in der vielverzweigten Familie, guter Ton mit den Kindern. — Wir beſprachen noch umſtändlich die Verhältniſſe der Mediatiſirten; daß ihr Loos hoffnungsarm ſei, wurde zugeſtanden. Die Fürſtin Wittwe iſt eine politiſche Frau, ſie hat über zwanzig Jahre lang als Vormünderin die Sache ihres Hauſes mit Einſicht und Kraft geführt. — In ihrem ſiebzigſten Jahre hat ſie noch eine ſchöne reine Stimme, ich hörte ſie und die Landgräfin italiäniſche Sachen ſingen. — Ich ſollte noch länger bleiben, aber beſtand auf der Abfahrt. Um ſieben Uhr führten mich die Pferde des Fürſten nach Gießen zurück. Doktor Carriere war noch nicht da! — Der Kellner verſchaffte mir Eis, doch waren die heißen Zimmer nicht zu kühlen. Nach Sonnenuntergang fuhr ich auf Butzbach zu; hier war Doktor Carriere nicht mehr, wahrſcheinlich fuhren wir aneinander vorbei.

Homburg, Dienstag, den 8. Juli 1845.

Nach elender Nachtruhe in Butzbach von wenigen Stunden heute früh bei ſchon gräuelhafter Hitze hier in Homburg angekommen, nicht bei Weſterfeld Wohnung gefunden, ſondern etwas entlegnere, und leider auch der Sonne mehr ausgeſetzte! Die jungen Wirthsleute, erſt ſeit fünf Tagen Eigenthümer des Hauſes, und in acht Tagen ihre eheliche Verbindung feiernd, haben die Einrichtung noch nicht fertig, aber den beſten Willen zu allem, und ſo muß dieſe ſeltne Eigenſchaft manches Fehlende — nicht ſo ſeltne — einſtweilen erſetzen. Eine die Wohnungen vermittelnde Jüdin fragte ich heimlich, ob die Braut nicht jüdiſchen Geſchlechtes ſei? „Gott bewahre! Sie brauchen keine Scheu zu haben!“ rief ſie heftig. Dieſes „Gott bewahre“ von dem eignen

Volk und Glauben ſagen zu müſſen, zeigt den ſchnöden Druck, unter dem dieſe Leute leben, in den ſie ſich gefügt haben. Ich verwies aber der Frau Liſſa das grauſame Wort, und verſicherte ihr, mir würde es angenehm geweſen ſein, wenn ſie meine Vermuthung bejaht hätte. — Ich brachte den halben Tag damit hin, die Reiſemüdigkeit und mit der alten die neue Hitze zu verwinden, und ging erſt gegen Abend aus. Der erſte Bekannte, der mir aufſtieß, war Herr Fränkel aus Berlin, dann Herr Thurneiſen aus Walluf, dann Moritz von Haber, deſſen Hund Tell mich ſchon früher begrüßt hatte, endlich noch der Kammerherr von Witzleben. Ich ging auf das Schloß, mich dem Landgrafen anzumelden, nach dem Befinden der Prinzeſſin Wilhelm zu fragen, Fräulein von Kalb zu ſprechen; letztere iſt aber in Mainz, jetzt Fräulein Konſtanze von Arnim hier. — Als ich in den Kurgarten zurückgekehrt war, kam Koreff mit ausgebreiteten Armen mir entgegen. Fränkel hatte mir ihn ſchon geſchildert; ſehr aufgedunſen, die Züge ausgeweitet und ſchlaff, das Auge weniger lebhaft als gereizt, der Kopf mit einer allzu haarreichen Perrücke ſehr ungeſchickt bedeckt, die kleinen Füße und Hände träger als ſonſt, der dicke Körper ſchwerfällig, das ganze Anſehn wie eines Veralteten, Ermüdeten, Herabgekommenen. — Männer der Wiſſenſchaft pflegen im Alter durch erhöhte, angeſammelte Würden und Ehren getragen, die Gebrechen des Alters dadurch in etwas bedeckt zu werden; hier ſcheint nur die verwelkte Blüthe ohne ſolche Frucht übrig zu ſein. Ich kann nicht ſagen, wie tief mich der Anblick ſchmerzte, wie ſchwermüthig es mich machte, den einſt glanzreichen Jugendfreund ſo wiederzuſehen! Dabei ſchien er auch gradezu in ſeinem Fach als Arzt heruntergekommen zu ſein, bei ſo herrlicher, genialer Fähigkeit in dieſem Beruf, bei

ſo vielem Geleiſteten! Tief betrübend und demüthigend, auch Fränkel fühlte es, und geſtand mir zu, daß Hunderte, die ſich jetzt über Koreff weit erhoben dünken, nicht würdig ſind, ihm die Schuhriemen aufzulöſen. Wir ſaßen eine Weile auf der Terraſſe, dann kam auch Koreff's Frau, die oben im Saal eine Reihe ſomnambüler Verſuche mit angeſehen hatte.

Homburg, Mittwoch, den 9. Juli 1845.

Am Brunnen Frau von Nelleſſen-Kelleter geſprochen. Die Prinzeſſin * hält es nicht aus, mit allen Leuten liebenswürdig zu ſein, ihre Nerven leiden es nicht; ermüdet und gequält, wird ſie nach einiger Zeit ſchroff, und beſonders unter den Damen erzeugt ſie manche Unzufriedenheit. Die Lehre hieraus iſt, man muß ſich nicht zu ſehr bemühen, um nichts, am wenigſten aber um Beifall; merken die Leute, daß man ihn haben will, ſo ſchlagen ſie gleich theurer damit auf. — Als ich ſchon weggehen wollte, begegnete uns eine Dame, Koreff raunte mir ins Ohr: „Fürſtin Sapieha!“ Ich rief ihr nach: „Roſe Moſtowska!“ Sie war es! Herzliches Händedrücken und eiliger Tauſch von Nachrichten; ein angenehmes Begegniß!

Nachmittags der Prinzeſſin von Preußen im Kurgarten begegnet; ſie war guter Laune und ſprach ironiſch über Berlin, von ſeinen Vortheilen, deren ununterbrochener Genuß wie die zu lange Fortdauer ſogenannten ſchönen Wetters zur Verzweiflung bringe. Sie hätte gern die Somnambüle hier geſehen, fürchtet aber den Zeitungslärm, und daß der Mann nachher von ihr Empfehlungen haben will.

Beſuch bei der Fürſtin Sapieha, vielerlei Mittheilungen. — Abends kam Koreff zu mir, nachher beſuchten wir einen Augenblick den Ball, wo ich den Hauptmann von Silber und ſeine Frau wiederſah, ſonſt aber keinen Menſchen von Bedeutung. — Zu Hauſe noch in der „Galerie de portraits du dix-huitième siècle“ von Arſène Houſſaye geleſen, den Artikel über Voltaire, in einigem Betracht beſſer als der Artikel von Lord Brougham, in anderm geringer.

Homburg, Donnerstag, den 10. Juli 1845.

Früh am Brunnen, erfriſchende Luft, aber bald wieder ſonnenwarm. Die Prinzeſſin von Preußen hat entſchieden Langeweile; die Leute ſagen, ſie ſähe aus, als habe ſie Kummer, und darin irren ſie nicht. Sie gefiel mir in früherer Zeit weit mehr, ihre Freundlichkeit macht mir jetzt — ich weiß nicht recht wie ſo — nur wenig Eindruck, es iſt etwas dabei, das mich beinahe ärgert. — Thurneiſen, Koreff, Mrs. Rolleſton und Tochter. Kammerherr von Witzleben.

Ich beſuchte den Landgrafen, der ſeinen Verluſt ſchwer trägt; er konnte ſich der Thränen nicht erwehren. Mit der Prinzeſſin Wilhelm geht es beſſer. Ueber Itzſtein und Hecker, über unſre Konſtitutionsſache matte Urtheile, Zeitungswiederhall! Der Landgraf ſollte nach Wien gehen, dort iſt ſeine Welt; hier verkommt er. Er ſagt mir ohne Hehl, Koreff ſei von den Brüdern Blanc, den hieſigen Spiel- und Badepächtern, hiehergezogen worden, und müſſe anſehnliche Vortheile hier haben, da er ſeine noch immer große Praxis in Paris auf drei Monat unterbreche; der Landgraf kennt ihn von Wien her, aus der glänzendſten Zeit, wo die Frauen in ihn verliebt waren und die Kran-

ken auf ihn ſchworen. — Ich machte nachher einen ſchönen angenehmen Spazirgang, ganz allein; die Hitze hat dem Grün hier wenig geſchadet, es iſt voll Kraft, den Augen eine wahre Luſt. Indem ich die reinſten Natureindrücke aufnahm, wurde mir gleichwohl das Gemüth ſchwer; als ich dem Grunde dieſer Traurigkeit nachſpürte, fand ich ihn darin, daß ich ſeit zwölf Jahren mich doch nicht habe gewöhnen können, dergleichen Eindrücke für mich allein zu haben, ohne die Augen, ohne den Sinn, welche mir alles über mein urſprüngliches Maß vergrößerten und erhellten.

Nachmittags auf der Terraſſe, mit Koreff's, Fränkel und Andern. Leopold von Buch, zu Fuß von Frankfurt gekommen, kehrte bald ebenſo dahin zurück; er theilte Koreff die neueſten wiſſenſchaftlichen Nachrichten aus England mit. Prächtige Geſchichten von Friedrich dem Großen. — Die Gräfin K. ſetzte ſich zu uns, ich machte ihre Bekanntſchaft; durch ſie erfuhr ich endlich, was aus dem lieblichen Kinde Roſe Potocka geworden, die ich 1810 in Paris gekannt; ſie iſt an einen Grafen Zamoiski verheirathet, eine Nichte der Gräfin K. Geſpräch über Polen, polniſche Juden, polniſche Dichter. Die Gräfin iſt aus Uebermaß alles Weltweſens wieder ganz unſchuldig und harmlos geworden; ihre Blicke, raſch und feurig, ſind mehr forſchend als ſiegend, ſie ſcheint auf der Stelle die Menſchen zu durchſchauen, aber ſchon ganz ohne Zweck für ſich, und mit gutmüthigem Urtheil; ſie nimmt ihre Zuflucht zum Spiel, das doch keine rechte Leidenſchaft bei ihr wird; ſie hat wenig Anlage, eine politiſche Frau zu ſein, und ihre Verhältniſſe — Polin, mit einem Ruſſen verheirathet — laſſen keinen feſten Standpunkt zu; offenbar iſt ihr Sinn aber zu wenig beſchäftigt, nachdem Jugend- und Weltluſt vergangen ſind, und ihre Unruhe ringt mit der Müdigkeit.

Sie verſprach mir Autographen, aus reiner Güte; wird ſie das Verſprechen halten?

Homburg, Freitag, den 11. Juli 1845.

— Ich war nicht genug gegangen, und ſuchte das durch einen Spazirgang nachzuholen, ſetzte mich nachher und las in Milnes' politiſcher Schrift über Irland. Nicht weit von mir ereiferten ſich zwei Herren heftig gegen den Miniſter Grafen von Arnim, ſchimpften den „bübiſchen" Ariſtokraten, bedauerten, daß nur ſein Bruder, nicht er ſelbſt hier ſei, ſie wollten ihm ihre Verachtung fühlbar machen; Frankfurter, der Sprache nach, einer ſchon grauen Haars. — Nachmittags auf der Terraſſe mit Frau von Nelleſſen, Marquis von Saſſenet und andern Herren und Damen. — Mit Koreff lange geſeſſen, er trägt mir merkwürdige chemiſche und phyſikaliſche Entdeckungen vor, mit Kenntniß und Geiſt. — Nach einem kurzen Gewitterregen, dem ein ſchöner Regenbogen folgte, gingen wir zum Brunnen hinab. Die Prinzeſſin von Preußen begegnete uns, ſprach mit mir und mit Koreff, ſie hatte ſich vor dem Regen flüchten müſſen, klagte über die Langeweile der Brunnenkur, freute ſich auf die Ruhe in Weimar. — Herr Fränkel geſellte ſich zu uns. Koreff unermüdlich in Erzählungen, Fragen, Bemerkungen; wir hatten früher viel von Hardenberg und Wilhelm von Humboldt geſprochen, ich fand manches davon aufzeichnenswerth. — Gegen halb neun Uhr zu Frau von Nelleſſen, wo der Marquis von Saſſenet — die Marquiſin war unwohl —, ein Holländer, der meine Schilderungen aus Paris eben geleſen hatte, noch ein Herr und ein paar Damen. Guter Thee. Ob es beſſer ſei, die Menſchen genau zu kennen oder nicht? Ich

war für erſteres, denn die genaue Kenntniß führe ſtets zur Liebe, daher liebten auch die Frauen zuletzt immer ihre Männer; die Folgerung machte Alle ſtutzen und lachen, und Frau von Nelleſſen beſtritt mit komiſchem Ernſte die Wahrheit dieſer Behauptung. (Franzöſiſch alles.) — Um zehn Uhr tappt' ich in der Dunkelheit über das aufgeriſſene Straßenpflaſter allein nach Hauſe; Ganzmann war noch nicht gekommen. Daß ich es konnte und daß es glückte, war mir lieber, als wenn er gekommen wäre!

Homburg, Sonntag, den 13. Juli 1845.

Früh beim Brunnen empfindlich kalt. Dann etwas Sonne, bald ein Regenguß. — Fürſtin Sapieha, Gräfin Kiſſeleff, Herr Thurneiſen, Fränkel und Koreff, Frau von Silber. — Großer Lärm, geſtern Abend ſei die Spielbank im Rouge et noir geſprengt worden, durch einen Holländer; ein ſolcher Glücksfall erregt ein freudiges Erſtaunen, jeder Spieler ſetzt ſich im Stillen einen Augenblick als den Glücklichen und probirt ſich den Gewinn gleichſam an; außerdem gönnt jederman den Spielpächtern den Verluſt; man rechnet bei dieſer Gelegenheit heraus, daß die Gebrüder Blanc hier wenigſtens viermalhunderttauſend Franken jährlich erübrigen. — Mlle. Prudence, die Somnambüle, welche der Profeſſor Laurent für Geld ihre Wunder thun läßt, will ich nicht ſehen, auch nicht auf Koreff's Zimmer, wie dieſer mir anbot. Ich haſſe dies ganze Gebiet. Die dunklen Kräfte werden ſchändlich mißbraucht, man läßt die Arme durch alle Leidenſchaften, alle Gefahren, Schmerzen, Geſinnungen gehen, ſtrengt ſie durch die mannigfachſten Forſchungen an, läßt ſie Abſurdes errathen, Scheusliches in ihre Vorſtellung aufnehmen,

unwürdige Spielereien treiben. Was sie leistet, ist ganz erstaunlich und kein Betrug dabei denkbar. Sie erkennt und findet Karten, die man sich denkt, mit dicht- und wohlverbundenen Augen, sieht Entferntes, Vergangenes, empfindet den Geschmack und Geruch von Dingen, die sie nicht zu nennen weiß, aber beschreibt. Die Kraft des Menschen, der sich mit ihr in Rapport setzt, die Energie seines Willens und seiner Phantasie, kommen sehr in Betracht. Es wurde ganz auffallend für jederman, und fast lächerlich, daß Herr von W., der sich zu den Versuchen ungemein vordrängt, es nur zu matten und mangelhaften Ergebnissen brachte. — Gegen elf Uhr schien die Sonne wieder, und ich machte einen langen Spazirgang im Kurgarten, erst mit Ganzmann und Bello, dann allein, ich ging sogar einen Weg in die Stadt allein.

Mittags beim Landgrafen, vierundzwanzig Personen; Prinz Wilhelm von Preußen; die Brüder des Landgrafen, Gustav und Ferdinand; Fürst von Reuß-Greitz nebst Gemahlin, gebornen Prinzessin von Hessen-Homburg; Fräulein Konstanze von Arnim, Hauptmann von Silber, Schloßhauptmann Graf von Arnim, Geheimerath Schönlein, die Bundestagsgesandten von Hannover und Niederland ꝛc. Ich wählte mir Schönlein zum Nachbar und hatte lebhafte Gespräche mit ihm. — Der Fürst von Reuß begrüßte mich als alten Bekannten, ich erinnere mich seiner nicht. Dem Prinzen Gustav wurde ich vorgestellt, und wir sprachen lange Zeit über österreichischen Kriegsdienst ꝛc. Sehr lange sprach der Prinz Wilhelm von Preußen mit mir über heutige Angelegenheiten und über die von 1805 und 1806, ich sprach ihm von Schlöffel, er war aber vorsichtig in seinen Erwiederungen, übrigens frei genug, fast immer in scherzhaftem und satirischem Ton; die Prinzessin wird wohl

eine längere Zeit noch ihre Geneſung abwarten müſſen, ſagte er, und früher auch Schönlein; es iſt auch möglich, meint letzterer, daß ein Krankheitskeim zurückbleibt. Das Geſpräch dauerte überlange, ich war froh, als man ging; es war halb ſechs Uhr geworden, von drei Uhr an, das war mir zuviel für ſolchen Verſuch.

Zu Hauſe hatte ein Ruſſe mich aufgeſucht, der meinetwegen von Frankfurt gekommen war und gleich nach St. Petersburg weiterreiſen wollte. Er fand ſich im Spielſaal, ein Kollegienrath von Oertel, einer der Lehrer des Thronfolgers, ruſſiſcher Schriftſteller, Ueberſetzer aus dem Ruſſiſchen, Lexikograph ꝛc. Er bringt mir Grüße von Shukoffskii, will ſeine Bücher bei mir in Berlin abgeben ꝛc.

Auf der Terraſſe mit Koreff's und Fränkel; Geſpräch mit Herrn Laurent und Mlle. Prudence; letztere ſieht leidend, aber munter aus, hat etwas von Mlle. Molière in Berlin, ſie iſt ein Landmädchen, zwei Stunden von Amiens gebürtig, war bleichſüchtig, iſt es eigentlich noch, die magnetiſchen Kriſen ſollen ihr gut thun ꝛc. Herr Laurent aber iſt ein plumper Kerl, ohne alle Bildung, eigentlich nur ein Wundarzt, der ſich die Gelegenheit, Geld durch das Mädchen zu verdienen, gut ſchmecken läßt. Das Gewerbe hat ein gräuelhaftes Anſehn, und ſollte durchaus unterſagt ſein! Subſkriptionszettel zu einer Vorſtellung morgen; ich verweigere meine Unterſchrift.

Homburg, Montag, den 14. Juli 1845.

Regen und Koth. Man kann durch die aufgeriſſene Straße, voll Stein- und Sandhaufen, Waſſerpfuhlen, im tiefſten Lehmboden, weder zu Fuß noch zu Wagen fort. Es iſt eine wahre Unſeligkeit, ganze Landgüter bleiben an

den Stiefeln haften, nach jedem Ausgang muß man andre anziehen. Ich muß davon reden, es ist ein zu großer Aerger!

Ich lese im „Frankfurter Journal", daß Bülow den Abschied nimmt und Canitz an seine Stelle kommt. Die Nachricht hat doch etwas Bedenkliches! Ich sehe nun Bunsen als Nachfolger von Canitz, denn wie lange wird dieser aushalten?

Am Ausgang des Kursaales redet mich Herr Konsistorialrath Rust aus Speier an, wir hatten einander zweimal verfehlt. Ein edler, tiefdenkender Mann, voll Würde und Haltung. Er war in Heidelberg Hegel's Zuhörer und sprach begeistert von des Lehrers geistigem Wirken, von seiner einfachen, behaglichen Persönlichkeit. Unsere „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", in denen er Twesten's „Dogmatik" einst vortrefflich rezensirt, bekommt er seit Jahren nicht mehr zu sehen, sie sind verschollen. Ich erzähle ihm des Ministers Eichhorn Ränke. — Erkundigungen über Speier, über Kolb, Butenschön und dessen Papiere.

Der größte Theil der eleganten Gesellschaft war bei der Somnambüle; ich wartete das Ende der Vorstellung nicht ab. Dreierlei ließ mich die hiesige Polizeiwirthschaft anklagen und verfluchen: diese Vorstellung, das Spiel und die unvernünftige Wahl der Zeit zum Pflastern. Schönlein verwünschte Letzteres auch, ich sagte, es sei ein Schwabenstreich, er aber versetzte eifrig, die Sache gehöre mehr nach Schöppenstädt; er will auf die Süddeutschen und Rheinländer nichts kommen lassen, der Sitz aller Thorheit und Narrheit aber ist ihm Berlin, und er macht sich über alles Dortige trotz dem besten Eckensteher lustig. Wir sprachen auch von dem Mißgeschick Arthur Lutze's, und er freute sich, daß dem das Handwerk gelegt worden; ein

Regierungsrath aus Potsdam aber ſagte mir, derſelbe praktiſire nach wie vor, derſelbe habe noch große Gönner, darunter Biſchof Eylert, und der König, nach ſeinem donnernden Kabinetsbefehl, habe mündlich empfohlen, ſehr glimpflich zu verfahren, da könne denn die Behörde nichts weiter thun.

Homburg, Dienstag, den 15. Juli 1845.

In den Kurgarten gegangen, Bello laufen laſſen nach dem Ball. Spazirgänger aus Köln; die Itzſtein-Geſchichte hat lange noch nicht ausgetobt; die Leute ſchimpfen arg, zu den reichsſtändiſchen Verheißungen lachen ſie; der König wird gleichwohl mit Jubel in den Rheinlanden aufgenommen werden, ſo wird für gewiß verſichert. — Wie wenig in dieſen Gegenden vornehme Leute dem Volk imponiren, iſt auffallend; wenn man nichts perſönlich von ihnen erwartet und gewinnen will, ſo bemerkt man ſie kaum, ja ſelbſt der regierende Landgraf wird von ſeinen Unterthanen gar nicht beachtet, die Gebrüder Blanc haben mehr Gewicht bei ihnen. Ein engliſcher Herzog iſt auch wirklich bedeutender als politiſche Perſon denn ſo ein Fürſt von Hohenzollern-Hechingen, der grade hier iſt, und deſſen Durchlaucht vom tiefſten Dunkel dicht verhüllt iſt; nur die Nachbarn nehmen Kunde von ihm, weil er ſie durch ſeinen Fortepianolärm beläſtigt. — In der geſtern hier aufgelegten „Allgemeinen Zeitung“ ſtand ein Artikel gegen das Spiel, und daß die Pächter ein paar vornehme Damen für Rechnung der Bank ſpielen ließen, um andren Damen den Zutritt zu erleichtern. Die Gräfin * iſt außer ſich über dieſe Schmähung, die ſie auf ſich bezieht. Auch hierin iſt es nicht mehr wie in alter Zeit, man ſtaunt nicht mehr

wie ſonſt alles an, was die Großen und Reichen thun, und eine Dame am Rouge et noir wird mit einiger Verachtung angeſehen und laut getadelt. — Die Geſchichte Victor Hugo's wiſſen wir hier aus den Zeitungen und aus Pariſer Briefen. — Doch für die Ehre der franzöſiſchen Pairskammer hat niemand große Zärtlichkeit, weder die Vornehmen noch das Volk. Der große Friede macht auf dergleichen Aergerniſſe ordentlich begierig.

Beſuch von zweien Ruſſen, deren Namen ich mir noch erſt näher muß angeben laſſen, ſie kennen den Fürſten Odojeffskii, und haben große Freude, auf meinem Tiſche Lermontoff's Gedichte aufgeſchlagen zu ſehen. Mein ruſſiſcher Ruhm iſt groß! Aber man darf es damit nicht genau nehmen; Herr von Oertel zum Beiſpiel erzählte mir, daß er die „Bela" überſetzt habe, daß auch der Prinz von Heſſen-Darmſtadt ſie überſetzt, doch von meiner ſchon zum drittenmal gedruckten Ueberſetzung wußte er nichts, und er hat überhaupt wohl nichts von mir geleſen.

Nachmittags Kaffee auf der Terraſſe; Präſident von Kleiſt, Koreff's, Frau von Nelleſſen-Kelleter. — Großer Spazirgang mit Koreff's, Fränkel und einem polniſchen Grafen nach Waldluſt und mit großem Umwege zum Eliſabethbrunnen, Verirrung auf der Wieſe, Springen über Gräben. Die anmuthige Landſchaft war herrlich beleuchtet; Hügel, Berge, Wald, Wieſen, Ackerfelder, abwechſelnd in Glanz und Schatten, der Himmel von wunderbarer Pracht, die zarteſten Düfte, düſtres Wolkengebirg aufgethürmt, lichte Wölkchen im Blau ſchwimmend, alles zugleich; ein Regenbogen, der lange ſtand, ſilberne Tropfen im Sonnenſchein niederfallend.

Was ich von der geſtrigen Vorſtellung der Mlle. Prudence höre, macht mir die ganze Sache mehr als verdäch-

tig, es ſcheint grober Betrug im Spiele, und der Doktor Laurent zeigt ſich als unverſchämter Marktſchreier. Somnambüle mag das Mädchen urſprünglich geweſen ſein, aber jetzt ſcheint ſie wach ein verſchmitztes Spiel zu treiben. Die Verſuche, welche man prahlend zu rühmen pflegt, wurden diesmal verweigert, man wiederholte ſolche, die weniger zu prüfen waren, und ſtatt der aufmerkſamen Fremden ließ man nur die ſchon befangenen dienſtwilligen Bekannten heran, die Gräfin Kiſſeleff, Madame Koreff. Wie kann aber Koreff dieſen Kerl und ſeine Verſuche rühmen, ein ſo zweideutiges Benehmen gutheißen, Koreff, der ſo genau mit dem Magnetismus bekannt iſt? Er thut nicht klug, als Förderer dieſer Sache zu erſcheinen, ſeine Autorität dafür einzuſetzen, beſonders da keine Spur von Wiſſenſchaftlichkeit dabei vorkommt. Die Stadt Frankfurt hat die Vorſtellungen nicht erlaubt. Keine Behörde ſollte ſie erlauben! Eine ſcheusliche Geldſchneiderei.

Homburg, Mittwoch, den 16. Juli 1845.

— Als ich zum Kurplatz wiedergekehrt, fällt mir eine ſtattliche, geputzte Dame auf, ich erkenne die Gräfin Almaſy aus Wien, ſie in demſelben Augenblicke mich! Fröhliche Mittheilungen aller Art. Sie geht nach Schlangenbad. Sie hat auf dem Main-Dampfſchiffe die Bekanntſchaft unſres Geheimenraths Johannes Schulze gemacht, der mit einem Umweg durch Franken nach Ems reiſte, und erzählt mit Eifer von dieſem Begegniß. Hieher kam ſie nur auf ein paar Stunden, um die Gräfin Kiſſeleff zu beſuchen; ich brachte ſie zu ihrem Wagen und ſah ſie nach Frankfurt zurückfahren.

Später hatte ich eine lange Unterredung mit Ruſt,

über Hegel, Schelling, die Zeitumstände ꝛc. — Er rühmt Hegel ungemein, nicht nur den Denker, sondern auch den vielfachen gründlichen Gelehrten, und besonders den liebenswerthen Menschen. — Das war einmal ein erquickliches Gespräch!

Einen Witz von Heine erzählte mir Koreff: Oehlenschläger hatte bei Koreff's eines seiner neuen Trauerspiele vorgelesen, schlecht, mit seiner dänischen Sprachverderberei des Deutschen; Humboldt war der Einladung glücklich ausgewichen, Heine aber hineingefallen, und dafür rächte er sich nach der Vorlesung, indem er statt des erwarteten Lobes nur sagte: „Ich hätte mir doch nie vorgestellt, daß ich so gut Dänisch verstünde!"

Homburg, Donnerstag, den 17. Juli 1845.

Sehr viel Gutes über Koreff gehört; seine Praxis und sein ärztliches Ansehn sollen in Paris noch sehr groß sein, nur seine gesellschaftliche Geltung hat durch seine Unklugheit gelitten. Ein alter preußischer Offizier, dessen Namen ich wohl noch erfahren werde, betheuert hier, daß er Koreff's Sorgfalt und Einsicht Leben und Gesundheit zu verdanken habe. Dagegen hör' ich über unsre berliner Aerzte, mit Ausnahme Dieffenbach's, Romberg's und Hauck's, ein scharfes Gericht ergehen.

Mittags besuchte mich der hiesige Oberhofprediger Breidenstein, ein Mann von achtundsiebzig Jahren, aber noch rasch und feurig. Er hat im Jahre 1815 für die verwundeten Krieger viel gethan, und wohl hunderttausend Gulden für sie zusammengebracht und verwendet. Darüber im Buche „Rahel" einen Brief abgedruckt zu finden, hat ihm die außerordentlichste Freude gemacht; er sagt, von keinem

Kaiſer und keinem Könige nähme er das lieber an, als von dieſer braven Frau, bei der jedes Wort rein aus dem Herzen kommt. Aber nun zeigt der Mann eine andre Seite! Er hat in den achtziger Jahren Kantiſche Philoſophie getrieben, und dieſe ihn keineswegs befriedigt, durch eignes Nachdenken iſt er endlich auf ein neues Syſtem gekommen, das alle Probleme in kurzer Formel löſt, und das er in bildlicher Darſtellung auf ein — Pettſchaft zuſammengedrängt hat! Eine Philoſophie im Pettſchaft, das iſt noch nicht dageweſen! Er will ſie mir eiligſt erklären, und ſpäter hier Vorträge darüber halten. Ich wende ein, alle Anſtrengung ſei hier ernſtlich unterſagt, er verſichert, die Sache ſei ſo leicht als originell, und er habe es vorzüglich auf die Berliner abgeſehen, da unter dieſen manche den Hegel und Schelling gehört haben, er wünſcht Zuhörer aus der haute volée. — Der arme Mann hat zwei Söhne gehabt, die in die Umtriebe verwickelt waren, der eine iſt in Amerika geſtorben, der andre lebt im Elſaß; ihr Richter, Präſident von Kleiſt, wohnt bei ihm, auch die Somnambüle, — er weiß nicht, daß jener der Verurtheiler ſeiner Söhne iſt, die Somnambüle könnte es ihm ſagen!

Nachmittags mit Kleiſt, Koreff's, Fränkel und Thurneiſen beim Kaffee. — Großer Spazirgang, auch zum Brunnen. Gegen Abend mit Frau von Nelleſſen, Herrn Sickama, Herrn von Oechsner und Baron von Buſch-Münch im Grünen geſeſſen, unter lebhaften Geſprächen. Frau von Nelleſſen hat neulich bei der Prinzeſſin von Preußen gegeſſen, auch Vormittags Döhler bei ihr gehört; ſie ſagt, die Prinzeſſin ſcheine Kummer zu haben, man merke es durch alle Freundlichkeit durch; der Prinz war neulich hier, und auch ihm ſah man Mißvergnügen und Verſtimmung an.

Homburg, Freitag, den 18. Juli 1845.

Am Brunnen der Oberhofprediger Breidenſtein. Er iſt der Schwager des verſtorbenen Präſidenten Harſcher von Almendingen, deſſen letzte Jahre durch unſre preußiſche politiſche Miſère ſo traurig verkümmert worden ſind; auch von dieſem Harſcher ließe ſich ein Zeitbild aufſtellen, nicht minder gehaltvoll und merkwürdig, als von Held. Breidenſtein iſt ſeit dreiundfünfzig Jahren hier im Amte, und hat Sinclair und Hölderlin ſehr gut gekannt, jedoch keine Papiere mehr von ihnen. — Der Graf von Arnim iſt ſehr zuvorkommend gegen mich, die Urſache iſt mir unbekannt; ich wüßte nicht, wodurch ich ihn intereſſiren könnte. — Haſenclever, Kleiſt, Frau von Nelleſſen. — Die Prinzeſſin von Preußen fragte mich theilnehmend, ob ich unwohl geweſen, ſie habe mich einige Morgen nicht am Brunnen geſehen?

Beim Oberhofprediger Breidenſtein meinen Beſuch gemacht; aber der Mann will mir ſogleich vortragen, was er künftig vorzutragen gedenkt, und ich flüchte mich bald wieder. — Graf von Arnim und Oberſt von Heiſter lange geſprochen. — Beſuch bei Frau von Nelleſſen. — Weiher. — Konſiſtorialrath Ruſt war bei mir und ließ mir ein Blatt ſeiner Handſchrift zurück.

Nachmittags auf der Terraſſe Kaffee getrunken, Geheimer Bergrath Böcking aus Saarbrücken, Koreff, Haſenclever, Diergardt, Thurneiſen. Koreff unterhält uns zwei Stunden lang und drüber mit den auserleſenſten, vortrefflichſten Geſchichten, ärztlichen, politiſchen, militairiſchen, von Talleyrand, Fouché, Marmont, Madame de Boufflers ꝛc. Schade, daß man ſie nicht aufſchreiben, noch ganz ſo wie er ſie erzählt, behalten kann. Er erzählt fließend, eindringlich, mit glücklicher Szenerie, nie übertrieben, nie beläſti-

gend, und immer mit beſter Laune. Daß er viel von Schall hat, darf nicht auffallen, beide ſind Breslauer. Eine Sache war merkwürdig. Koreff erzählt aus Hardenberg's Mund, was auch in deſſen Memoiren ſtehen ſoll, daß im Jahre 1805 vorzüglich Beyme den König am Losſchlagen verhindert habe. Dagegen ſagte grade hier vor kurzem der alte Prinz Wilhelm zu mir, im Jahre 1805 habe Beyme den König fußfällig angefleht, doch loszuſchlagen, und fügte hinzu, er wiſſe dieſe Thatſache durch Mittheilung der Königin Luiſe, die es ihm ſelbſt geſagt habe. Wem nun glauben? Die letztere Quelle ſcheint wohl die zuverläſſigere, auch paßt ihre Angabe mehr zu dem Karakter Beyme's, der kriegeriſchen Muth und viel Entſchloſſenheit hatte.

Der Himmel hatte ſich umwölkt und ein Gewitterregen nöthigte uns die Terraſſe zu verlaſſen. In den Sälen war es drückend, die Zeitungen wurden alle geleſen. Ich ging nach Hauſe.

Botſchaft, daß Henſel's hier ſeien, und Felix Mendelsſohn-Bartholdy. Ich gleich trotz des Regens zurück in den Kurſaal. Nach langem Suchen fand ich Felix und ſeine Schweſter in der Reſtauration. Ich freute mich ſehr des Wiederſehens, die Fremde brachte an den Tag, was die Heimath ſo leicht verdeckt, die alte treue Zuneigung, auf langes Kennen und innere Achtung gegründet.

Die Zeitungen melden den Tod Hermann's von Rotteck in Freiburg.

Homburg, Sonnabend, den 19. Juli 1845.

Gegen Mittag kam Doktor Carriere aus Gießen hier an. Gleich war ich auf heimiſchem Boden, in friſcher Luft,

alles in geiſtiger Anregung, in ſichrem Verſtändniß! Wir hatten einander viel mitzutheilen, kamen in lebhafte Erörterungen, nie in Streit.

Homburg, Sonntag, den 20. Juli 1845.

Beſuch von Carriere, mit dem ich auf die Terraſſe ging. Hier redete mich unvermuthet Doktor Löwenthal an, er war mit ſeiner Frau und andrer Geſellſchaft aus Frankfurt gekommen. — Inzwiſchen war uns Herr Bauernfeld, der Wiener dramatiſche Schriftſteller, nachgekommen, und mit ihm wechſelte ich einige freundliche Worte. — Nun kam ein komiſcher Auftritt! Ein rothnaſiger Herr begrüßte mich feierlich und mit pathetiſchem Lächeln: „Ich bin Dobes, aus Lennep!“ — Sehr erfreut, die Ehre zu haben. — „Und habe Ihnen viele Grüße von Doktor Weber zu bringen.“ — Vielen Dank, aber ich kenne den Herrn nicht. — „Er war Ihr Schüler in Würzburg, und iſt Ihr eifriger Verehrer.“ — Da muß ein Irrthum in der Perſon ſein, für wen halten Sie mich? — „Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn Geheimrath von Schelling zu ſprechen?“ — Nein, ich heiße Varnhagen, und ſehe dem Genannten gar nicht ähnlich. — „Aber er iſt doch hier?“ — Nicht daß ich wüßte, ich zweifle ſehr. — „O gewiß, in den Zeitungen ſteht, daß der König ihn hieher geſchickt wegen der Krankheit der Prinzeſſin Wilhelm.“ — Ach Sie meinen Schönlein! — „Schönlein? Ja, ich glaube, ſo iſt der Name! Und da Sie denſelben Ordentragen ...“ — Da meinen Sie wieder Schelling, der den Orden pour le mérite hat, aber die Friedensklaſſe, deren Zeichen von der militairiſchen Klaſſe ganz verſchieden iſt. — Der Mann war ganz in Verwirrung, wußte nichts von Schönlein,

noch von Schelling, bat mich um Erläuterung, die ich eilig gab, und ihn dann ſeinem Nachdenken überließ.

Ich führte Carriere'n zu Koreff, wo wir lange blieben und ſich ein ernſt-wiſſenſchaftliches Geſpräch entſpann; Carriere gab Auskunft über die Univerſität Gießen, und erzählte Liebig's merkwürdige Laufbahn und einige vortreffliche Züge von ihm. Koreff war auch ſehr gut und machte aus dem wiſſenſchaftlichen Pariſer Leben erhebliche Mittheilungen, — über chemiſche Experimente, Gefahren der Wiſſenſchaft, merkwürdige Entdeckungen.

Als wir Koreff verließen, trafen wir auf Doktor Otto Müller aus Frankfurt, einen beſcheidenen Litteraten, der die Lebens- und Leidensgeſchichte des Dichters Bürger verarbeitet hat. Wir gingen eine Weile zuſammen, trennten uns dann vor meiner Thür.

Seltſam iſt es, wie die preußiſchen Landsleute hier ſchwer mit Fremden bekannt werden; ich habe daſſelbe ſchon früher in Töplitz, in Baden, in Kiſſingen und Wiesbaden und Ems beobachtet. Kleiſt geht nur immer mit Arnim's, Gräfin Bernſtorff und ihrer Schweſter Fräulein von Könneritz, mit der alten Gräfin Häſeler ꝛc. So geht es auch Arnim's, da kommt kein Engländer, kein Ruſſe, kein Franzoſe in's Spiel! Den Beamten zweiter Klaſſe, die hier ſind, geht es eben ſo. Es iſt nicht Stolz, nicht Ungeſchicklichkeit; es iſt Folge unſrer Landeslage und abgeſchloſſenen Einrichtung; — hier im Reiche ſind die politiſchen Gränzen für das Leben von faſt gar keiner Bedeutung, bei uns bedingen ſie beinah alles.

Der Landgraf iſt in Schlangenbad; er war früher bei mir, als man mir geſagt hat, die Leute hatten es nur vergeſſen zu beſtellen. Nun ſeh' ich ihn diesmal wohl

nicht mehr. — Prinzessin Wilhelm ist noch zu Bette. Die Genesung geht langsam.

Homburg, Montag, den 21. Juli 1845.

Nachmittags, als der Regen nachgelassen, mit Hasenclever auf der Terrasse. — Als die Abendkühle kam, zog ich mich in's Haus zurück. Im Lesezimmer bat ich einen Herrn, wenn er sie nicht mehr läse, um die „Vossische Zeitung", er gab sie mir verbindlichst, indem er hinzufügte: „Sie kommen auch darin vor!" Ein mir gänzlich Unbekannter! taktlos gutmüthig, wie nur ein Deutscher sein kann!

Homburg, Dienstag, den 22. Juli 1845.

Nachmittags auf der Terrasse. Gespräch eines Gelehrten aus Bonn, der dort noch den berühmten Eulogius Schneider gekannt hat; geschmacklos, mit Anspruch auf Gescheidtheit, — sein Sohn hat in Berlin auf einem Balle, wo Exzellenzen waren, mit einer Gräfin getanzt, man denke! Nun setzten sich * und dann auch * an denselben Tisch, ich hielt es nicht aus und suchte das Freie. Vom Brunnen gegen Gonzenheim zu, ganz einsam, still und anmuthig. Bäume, Büsche, Kornfelder, Gras, alles schimmerte im Nachmittagssonnenschein; der Weg aufwärts gegen die Waldhügel war einzig beschienen, die weißen Wolkenstreifen zerflossen in der Bläue, die Erde lächelte dem Himmel zu, aus dem Bache hervor blickte das Schilf, blickten rothe und gelbe Blumen, leuchtend im goldnen Licht. Wie um mich her, war es auch in mir, die unscheinbarsten Erinnerungen, Jugendeindrücke in hellem Glanz. Auch auf meiner Seele lag Nachmittagssonne, schon stark dem Abend zu-

eilend. Ich fragte mich, ob in dieſen Strahlen noch etwas gedeihen ſolle, was vom frühen Morgen an etwa gereift und gediehen ſei? — Lange ſtand ich und ſah in's Weite; eine Zeit lang ruhte ich auf einer Bank, dann trat ich geſtärkt und geſammelt den Rückweg an.

Homburg, Mittwoch, den 23. Juli 1845.

Die Zeitungen reden viel von der preußiſchen Verfaſſungsſache. In der Rheinprovinz erwartet man mit Beſtimmtheit, daß der König die Landtagsabſchiede mitbringen und große Zugeſtändniſſe machen werde; auf Petitionen der kühnſten Art müſſe er gefaßt ſein; es werde darauf ankommen, dieſe Länder feſter an Preußen zu knüpfen oder ſie abzuwenden. Die Itzſtein-Hecker-Sache gilt den Leuten als ihre eigne, ſie wollen zur Genugthuung wenigſtens das Bekenntniß, daß der Miniſter Graf von Arnim deßhalb abgeſetzt worden ſei. Die Rheinländer zeigen nicht die geringſte Furcht oder Bekümmerniß, ſie ſind ihrer Sache gewiß und daher lachenden guten Muthes. Sie meinen, für ſie werde ſich ſchon Rath finden, wenn nicht ſogleich, doch ſpäter; ſie könnten in ſich ſelbſt ihr Heil finden und brauchten keine Reichsſtände — es ſei eine Güte von ihnen, daß ſie darum petitionirten —, und auch nach außen könnten ſie ſich manchen Anknüpfungspunkt offen halten, nicht grade Frankreich, aber Belgien, aber Süddeutſchland. Sie warten ab, was man ihnen bringen werde, überzeugt, daß ihnen immer noch freiſtehen werde, davon nur das ihnen Taugliche zu nehmen. In Berlin, heißt es, wird fleißig gearbeitet. Die Arbeiter flößen kein Zutrauen ein, am wenigſten Gunſt hat der Name Canitz. Eine große Kriſis, das iſt nicht abzuläugnen, ſchwebt über uns; was jetzt

gebraut wird, ist ein Getränk, das wir lange Zeit werden trinken müssen. Und die Mehrzahl der Menschen lebt ruhig in den Tag hinein nach gewohnter Weise, ohne Nachdenken, ohne Kümmerniß, als ob das immer so fortgehen müsse, mit Rang und Amt und Würden und Besoldung, mit Vermögen und Einkünften; — so lebten die Leute in Frankreich 1787 und 1788 ebenfalls, aber schon ein Jahr darauf ging es nicht mehr. Wollte man sagen, die Leute thäten am besten, so fortzuleben, sie könnten ja doch nichts ändern? Ich muß sagen, doch, sie könnten's! Ein großer Theil der Unfälle, von denen auch der Einzelne betroffen wird, begründet sich in der Unaufmerksamkeit und Sorglosigkeit der Menge, eine allgemeinere Wachsamkeit würde vieles Unheil unmöglich machen. Ist doch in Preußen an solcher Wachsamkeit ein neues Religionsedikt schon gescheitert, ein dummes Ehegesetz 2c. Aber die Selbstsucht hofft auf einzelnes persönliches Glück, und das allgemeine Unglück kümmert sie dann nicht; die Blindheit verbündet sich mit ihr und macht den Schaden um so gewisser.

Man erwartet morgen den König hier, Andre am Sonnabend, Andre am Montag; hier würde er nur eine Stunde weilen, um die Prinzessin Wilhelm zu besuchen.

Ich kehrte gegen Abend in den Kurgarten zurück. — Hasenclever, Nelleſſen, Herr von Oechsner. — Plötzlich steht aus einer Gesellschaft ein Herr auf, eilt zu mir heran — es ist der badische Bundesgesandte Herr von Blittersdorff, voll Freundlichkeit, ja Vertrautheit, ganz vergessend, daß wir nie Freunde gewesen, noch sein konnten! Er ist mit zwei Söhnen und zwei Töchtern für heute zum Besuch hier. Ich setze mich zu ihnen, und gleich ist von Staatssachen die Rede; von Itzstein und Hecker zufällig keine

Silbe, wohl aber von Konſtitution, Preßfreiheit, Zollverein ꝛc. Ich bin mit ihm nicht vertraulich, aber offenherzig. Von ſeinen Aeußerungen will ich einiges hier aufzeichnen. Wir leben ſchon inmitten einer ſtillen Revolution, die Kräfte ſind in voller Ausbildung, nur beſtehen die alten Formen noch, bald werden auch dieſe zerbrechen. Preußen muß entweder in Deutſchland, oder Deutſchland in Preußen untergehen. Preußen iſt zu weit gegangen, es kann nicht ſtilleſtehen und nicht zurückgehen, es wird vorwärts getrieben. Preußens Reichsſtände werden ungeheuern Einfluß auf Süddeutſchland haben, beſonders, wenn — wie zu erwarten — die Rheinländer ein großes Uebergewicht erlangen. Der König und ſeine Räthe irren ſich ungeheuer, wenn ſie meinen, einer großen Ständeverſammlung enge Schranken zu ſetzen; ein ſolcher Körper bewege ſich nach eignen Geſetzen, ſchütze ſeine Mitglieder und dieſe würden ſtets kühner. — Er erzählt mir, daß Otterſtedt kürzlich ſeine Frau verloren habe. Von Herrn von Radowitz, daß er mißvergnügt und kränklich ſei. Mancherlei von Tettenborn, Metternich ꝛc. Er ſagt unter andern, Baden könne jetzt gar keinen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten brauchen — Herrn von Duſch rechnet er alſo für keinen —, ein ſolcher würde die Regierung nur geniren. — Ich erzählte den Töchtern von ihrer Tante Bettina, von ihren Kouſinen, Maxe, Armgard und Giſela. — Der ruſſiſche Geſandte am Bundestage, Herr von Ubril; ſein Name knüpft ſich an einſt wichtige Verhandlungen; jetzt iſt er ein abgelebter, glanzloſer Diplomat, ein dickes Männchen, gebrechlich und ſtumpf.

Der König kommt am Montage, ſo weiß man am Wilhelm'ſchen Hofe, doch iſt dergleichen jetzt immer etwas ungewiß. Sollte der König einige Tage früher, als die

Königin Victoria kommt, in den Rheinlanden zubringen wollen, ſo wäre das mit einigen Unſtatten verbunden, dieſe Tage könnten nicht müßig hingehen und aus den Geſchäften ſogleich Verdrießlichkeiten entſtehen; zugleich mit dem Gaſte zu kommen und nachher die Geſchäfte abzuthun, wäre vortheilhafter. Indeß jeder geht nach eignem Sinne.

Homburg, Donnerstag, den 24. Juli 1845.

Allerlei Gerede aus Berlin. Der Kriegsminiſter von Boyen ſoll zurücktreten, worüber man ſehr verwundert iſt. Das Antwortſchreiben des Prinzen von Preußen an die Handelskammer von Krefeld, worin er ſagt, daß er ſich für Schutzzölle erklärt habe, erregt Aufſehen; man ſagt, es ſei abgefaßt, als ob er Mitregent ſei. Die Verbreitung des deutſchkatholiſchen Weſens wird vielfach beſprochen, und die plötzliche Milde und Billigkeit, welche von Rom her den römiſchen Geiſtlichen anbefohlen wird, hängt ohne Zweifel damit zuſammen. Herr von Nelleſſen meint, die neuliche Rundreiſe des päpſtlichen Nuncius in der Rheinprovinz habe in dieſem Sinne gewirkt. Nelleſſen hatte in Rom eine Audienz bei dem Kardinal Staatsſekretair und berichtete ihm über die katholiſchen Verhältniſſe am Rhein; der Kardinal berief den Jeſuitengeneral Rothaan zu einer zweiten Zuſammenkunft und ließ Nelleſſen ſeine Angaben wiederholen; öfters wandte ſich der Kardinal an den General und ſagte: „Comprenez-vous, général? Qu'en dites-vous?“ Doch dieſer blieb ſtumm, hörte alles mit an und entfernte ſich wieder, ohne daß Nelleſſen nur den Laut ſeiner Stimme gehört hätte. — Artige Anekdote: Ein rheiniſcher Advokat hatte den berüchtigten Fonk vertheidigt

und zu erweiſen geſucht, daß derſelbe unmöglich den Mord begangen haben könne; bald darauf ſollte Fonk ihm eine Geldſumme leihen, dieſer ſchlug es ab, der Advokat erzählte das mit bittrer Klage und fügte hinzu: „In dieſem Augenblicke ſah ich den Mörder in ſeinen Geſichtszügen deutlich ausgedrückt.“

Die Leute erzählen hier Wunder von der Verſammlung von Rabbinern, die jetzt in Frankfurt Statt findet; jedermann wird als Zuhörer zugelaſſen, und die Frankfurter ſtrömen herbei, das merkwürdige Schauſpiel mit anzuſehen. Abgeſehen von der Wichtigkeit des Inhalts der Debatten, ſoll die Form derſelben ſehr anziehend ſein. Geläufig und eindringlich reden können alle, manche zeigen das größte Rednertalent; nur wenige ſollen den jüdiſchen Akzent hören laſſen, einige das klarſte und reinſte Deutſch reden. Man hätte nie dieſe Talente, dieſe reife Sachkunde und Geſchicklichkeit des Vortrags in dieſem Kreiſe vermuthet. Wie auch das Ergebniß ausfalle, von den Verhandlungen haben die Juden große Ehre, und die Rabbiner flößen den Chriſten in Frankfurt eine bisher ihnen verſagte Achtung ein.

Endlich ſeh' ich Koreff einmal wieder; er ſieht verſtört und zerſtreut aus, kleidet ſich übel, er ſollte nur Schwarz tragen. Er läßt mich Briefe von Guizot leſen, die alle das größte Zutrauen, die lebhafteſte Dankbarkeit ausdrücken. Ein Brief des großen Cuvier an Herrn de Boisbertrand lautet buchſtäblich wie folgt: „Au jardin du Roi le 29. juin 1830. Monsieur et cher collègue! J'apprends avec stupéfaction, c'est le mot, que M. Koreff, l'un des médecins les plus savants, et certainement les plus spirituels de l'Europe, a encore besoin d'une permission, pour continuer de faire du bien aux Français. Ce n'est pas à un administrateur aussi éclairé que vous, qu'il est nécessaire de

dire que M. Koreff est de ces hommes, qu'il faudrait aller chercher, aller prier de venir, s'ils ne venaient pas d'eux-mêmes. Ainsi je ne lui ferai pas le tort de solliciter pour lui; ni à vous celui de supposer que vous ayez besoin de sollicitations dans une affaire comme la sienne. Toutes les protections envers un homme de mérite, ne peuvent qu'honorer les fonctionnaires qui les accorderont. Veuillez, Monsieur et cher collègue, recevoir avec votre bonté accoutumée la nouvelle assurance de ma haute considération et de mon dévouement. B. G. Cuvier." — Wahrlich, ein ehrenvolles Zeugniß, das manchen Uebelstand aufwiegt.

Homburg, Freitag, den 25. Juli 1845.

Es ist bei fahlem Sonnenschein so schwül, daß ich heute Vormittag lieber nicht ausgehe. Unglücklicherweise ist heute in Homburg Jahrmarkt, und schon die sechste Drehorgel wirbelt unter meinen offnen Fenstern (gleicher Erde) mit rauhem oder pfeifenden Gesang und wilden Schreien. Das Toben nimmt kein Ende, und dabei schreib' ich immer zu!

Ich thue was für meine Freunde, darob muß ich mich selbst loben, darob auch leiden! Werder und Rühle wünschen Abdrücke von Breidenstein's Siegel zu haben, und ich schreib' ihm deßhalb, obschon ich weiß, daß darauf sein Besuch erfolgen wird. Richtig! Kaum hat er mein Billet empfangen, so stürmt der ruhelose Greis zu mir, überglücklich, daß man seiner Sachen begehrt, bespeit sich und mich, meinen Tisch, meine Papiere (nicht dieses!), trägt mir auf's neue seine scharfsinnigen, tollen und unanständigen Erklärungen vor, aber bringt auch die Abdrücke!

Merkwürdig iſt der Aufwand ſeines Verknüpfungstalents, er hat ſeine Lehre überall eingeflochten oder angehängt, an Sprichwörter, an die Farben in der Heraldik ſogar: Ich wurde den Mann nur mit Ganzmann's Hülfe los, der den klugen Einfall hatte, mich zu erinnern, daß man mich ſchon lange auf der Terraſſe zum Kaffee erwarte.

Homburg, Sonnabend, den 26. Juli 1845.

Beſuch des Konſiſtorialrathes Ruſt. Er geht nach Wiesbaden. Urtheile über die Lage des Proteſtantismus in Deutſchland. Er will philoſophiſche Theologie, wie Marheineke; beklagt, daß der Name Hegel's geſchmäht, ſeine Lehre ſo gröblich verkannt werde. Ueber den Staatsrath von Linde in Darmſtadt, er ſei der Mann Metternich's, behandle die proteſtantiſche Kirche mit feiner Kunſt, um ſie zu ſchwächen, beſetze alle Stellen mit Rationaliſten, durch die dann das Evangelium bald gleichgültig werde, und wer noch Eifer behalte, wende ſich dann leicht zur katholiſchen Kirche. Gutes über Hillebrand, von mir über Doktor Carriere.

Als es auf's neue hell geworden, macht' ich einen Spazirgang zum Brunnen, wo ich einen erfriſchenden Trunk that; die Bäume, Wieſen und Berge waren ſchön von der Sonne beſchienen. Von dort mit Fränkel nach Waldluſt und über die Wieſen nach Hauſe. — Koreff ſetzte ſich zu mir, erzählte und fragte vieles, zuletzt gab er mir Auskunft über neue mediziniſche Verſuche in Paris, chirurgiſche Heilungen merkwürdiger Art; eigentlich lebt er ganz in dieſen Sachen, und was er ſonſt betreibt, betreibt er nur nebenher. Mancherlei, was ihm der Fürſt von Hardenberg einſt vertraut, war mir längſt bekannt, andres dagegen

nicht, aber auch etwas zweifelhaft; Koreff's Gedächtniß ist ungeheuer, aber doch nicht ohne Einwirkung seiner Phantasie, und seine Kritik beim Auffassen war von jeher schwach. Wilhelm von Humboldt's und Boyen's Zweikampf beim Wiener Kongreß, insofern es zum wirklichen Schießen soll gekommen sein, bleibt mir noch problematisch, obschon Koreff versichert, Humboldt habe in die Luft geschossen, Boyen aber gezielt. — Anekdote, daß damals in Wien aus dem russischen Kabinet einige Landkarten dem preußischen mitgetheilt worden, zum Behuf untergeordneter Berichtigungen, daß aber darunter ein Blatt sich befunden, worauf Rußlands Gränzen bis zur Elbe ausgedehnt waren, über welche der König sich dermaßen entsetzt habe, daß er lange eingeschlossen geblieben, nachher aber höchst ärgerlich die Karte dem Offizier, der sie ihm vorgelegt, mit den Worten zurückgegeben habe: „Dumme Kabinetsprahlerei, weiter nichts!" — Ueber die dem russischen Kaiser offenbarte Zweizüngigkeit Metternich's am Wiener Kongreß, ob die Einschiebung eines österreichischen Memoires unter die dem Kaiser Alexander zugefertigten preußischen Papiere absichtlich von Hardenberg, oder aus Unachtsamkeit von Jordan begangen worden? oder aus üblem Willen von Wilhelm von Humboldt gegen Hardenberg? Letzteres am wenigsten anzunehmen. Aber Unachtsamkeit und Verwirrung waren damals in den preußischen Geschäften sehr groß! — Mit Koreff noch eine Weile umhergegangen. Der Fürst von Hohenzollern-Hechingen hatte ihm eben noch ein hübsches Wort vom Fürsten von Ligne gesagt: „Un prince doit se servir de sa cour comme d'un paravent, derrière lequel il cache sa faiblesse et sa bêtise."

Homburg, Sonntag, den 27. Juli 1845.

Die Straße iſt ſchnell in Ordnung gebracht, damit der König morgen ohne Anſtoß darüber fahren könne. — Meinem Barbier iſt nicht merkwürdig, daß morgen der König kommt, ſehr merkwürdig aber, daß die homburgiſche Kriegsmannſchaft ihre Beurlaubten eingerufen hat, um morgen fünfundſiebzig Mann ſtark auf die Schloßwache zu ziehen.

Im Leſezimmer, auf der Terraſſe; Regierungsrath Mittag, Regierungsrath Hoeſtermann, Marquiſe de Cluny. — Beſuch bei Koreff; der Kammerherr von Witzleben kommt Abſchied zu nehmen.

Nachmittags wiederholte Regengüſſe. Als ich auf der Terraſſe zum Kaffee ankam, ſpannte man ſchon Schirme auf. Koreff mit dem Grafen zu Solms-Laubach im Geſpräch, es iſt der Flügeladjutant des Königs; freundlichſtes Bezeigen gegen mich, er zieht mich zu Rathe wegen ſeines Vaters, will mir deſſen ausgewählte Briefſchaften und andre Papiere deſſelben nach Berlin ſchicken zur Prüfung und Benutzung. — Der Graf erzählt mir, ein von ihm nach Frankreich geſandtes Exemplar meiner Biographie von Seydlitz ſei in's Franzöſiſche überſetzt worden und werde von allen Offizieren der Reitſchule zu Saumur mit Begier geleſen.

Um halb acht Uhr wieder in das Kurhaus zum Abendeſſen. Da ich etwas Schwindel gehabt, wollte ich nicht ohne Begleiter nach Hauſe gehen, und ſpazirte auf der Terraſſe, bis Ganzmann käme. Es war kühl, aber zum Gehen ganz gut. Herr von Kleiſt geſellte ſich zu mir; er fand es gleich mir bedenklich, daß der König ſo lange vor der Ankunft der Königin Victoria in der Rheinprovinz weilen wolle, weil verdrießliche Geſchäfte unvermeidlich

ſeien, aber er meint, der König habe wohl den 26. nicht gern zu Hauſe zubringen wollen. Wir ſprachen von Schlöffel; er glaubt, eine Freilaſſung vor dem Urtheil werde wohl nicht geſchehen, aber das Urtheil werde wohl günſtig für ihn ausfallen, der Beweis gegen ihn ſei erſtaunlich ſchwach. Daß die Sache ſo lange gedauert, daran ſei Schlöffel ſelbſt ſchuld, weil er durchaus den Breslauer Gräff zum Vertheidiger haben wollte, was das Gericht nicht zu gewähren brauchte. Ich habe Herrn von Kleiſt noch nie ſo billig gefunden.

Homburg, Montag, den 28. Juli 1845.

Koreff erzählt mir, die Gräfin von Edling, geb. Stourdza, habe ihm einſt vertraut, es gäbe eigenhändige Memoiren der Kaiſerin Katharina der Zweiten, in denen ſie mit brutaler Aufrichtigkeit ihre perſönlichen Ereigniſſe erzählt und unter andern die Abſetzung ihres Gemahls umſtändlich geſchildert habe, wobei die Umſtände ſehr zu ihrem Vortheil ſprachen. Die Gräfin hatte einen Band dieſer Memoiren — in rothen Sammet gebunden, mit metallnen Ecken — einſt auf acht Tage von der Kaiſerin Eliſabeth anvertraut erhalten. Der Kaiſer Alexander habe das Buch einſt vernichten wollen, aber die Betrachtung, daß ſeine Großmutter darin doch beſſer erſcheine, als in den meiſten Geſchichtbüchern, habe ihn abgehalten, dann habe er auch erfahren, daß zwei Abſchriften — dieſe gewiß, vielleicht mehrere — vorhanden ſeien, die in Ermanglung der Urſchrift um ſo leichter gefälſcht werden könnten. Eine dieſer Abſchriften ſoll in Deutſchland ſein, in Weimar vielleicht! *)

*) Dieſe Memoiren ſind ſeitdem bekanntlich (1859) erſchienen.

Anekdote von Friedrich Wilhelm dem Dritten. In Paris 1815 erzählte er der Gräfin Saint-Aulaire, in die er ſich etwas verliebte, was er alles gelitten, das Kriegsunglück, die harte Zeit nach dem Tilſiter Frieden, den Tod der Königin; er war wirklich bewegt und fügte dann hinzu: „Et pour comble de malheur, j'ai encore dû faire le Jacobin!“ Er meinte das Jahr 1813, wo er zu ſeinem Volk habe reden müſſen, von Freiheit, Bürgerthum ꝛc.

Ich ging auf die Straße, um den König kommen zu ſehen, der Regen trieb mich unter die Halle des Kurhauſes, hörte aber wieder auf. Um halb zwölf Uhr kam der König, die Königin bei ihm im Wagen, in einem zweiten der Flügeladjutant von Williſen und eine Hofdame. So viel ich im Fluge wahrnehmen konnte, ſah der König alt, kahl und gedunſen aus. Er ſaß auf meiner Seite, und grüßte eben. — Ich war kaum zu Hauſe, ſo kam ein Platzregen, eine Art von Wolkenbruch. — Als ich ruhen wollte, erſchien unvermuthet der Oberhofprediger Breidenſtein! Er wollte mir einige Blätter vorleſen, aber ich erklärte beſtimmt, das könne ich nie vertragen, und jetzt müſſe ich ruhen! Er ging endlich. — Während ich ſchlief, fuhren König und Königin wieder nach Frankfurt zurück, ſie waren zwei Stunden hier.

Homburg, Dienstag, den 29. Juli 1845.

Die ganze Nacht Regen, der auch Morgens fortdauert oder wiederkehrt. Durchweichter Boden, ich hüte mich ihn zu betreten! Am Brunnen wandeln nur wenige Schatten umher.

Bei der Frühſtückstafel des Landgrafen war geſtern der König merkwürdig gereizt und redſelig. Ohne beſondern Anlaß ſprach er zu dem Landgrafen ganz laut über

dieKönigsberger Sachen, und machte ſeinem Herzen Luft, in einer Weiſe, als ob er eine wohlbedachte Abſicht dabei erfüllte, ohne daß eine ſolche zu finden war. Er ſagte, der General Graf von Dohna ſei ein vortrefflicher Mann, und werde nur, weil er dies ſei, gehaßt und verunglimpft; wäre er ſchwach und nachgiebig, ſo würde ihn die Parthei nicht genug zu rühmen wiſſen. An der grundſchlechten Richtung dort ſei nur ein geringer Haufen Unzufriedener ſchuld, einige Juden, einige Chriſten, die einen ſo ſchlecht wie die andern, aber ihr verderbliches Treiben ſolle ihnen gelegt werden. „Auch einige von meinen Freunden ſind darunter", fügte er hinzu, „dieſen ſag' ich es alle Tage, daß ihre Richtung eine ſchlechte iſt". Man war verwundert, den König ſo loslegen zu ſehen und unter die Geſchimpften dann unvermuthet auch ſeine Freunde eingereiht zu finden. Der Landgraf antwortete wenig; er finde die Leute ſehr „reprehenſibel", ließ er einfließen, das Geſpräch zu nähren fand er nicht gerathen, aber der König ſprach immer zu und gab den Anweſenden viel der Art zu hören. — Für den Beſuch der Rheinprovinz iſt dieſe Stimmung und Anſicht nicht beſonders günſtig.

Die Art, wie den Deutſchkatholiſchen jetzt dennoch die Benutzung proteſtantiſcher Kirchen geſtattet worden, hat etwas Kleinliches, Rechthaberiſches, Schwaches, und macht den unangenehmſten Eindruck: Nachgiebigkeit und übler Willen verbunden, das erwirbt nie Dank.

Koreff erzählt mir wichtige Begegniſſe mit Talleyrand, Sebaſtiani, Metternich, Hardenberg; auch von dem eben verſtorbenen Grafen Grey, der ſich ſchon alt in Lady Bleſſington verliebte und ihr die zärtlichſten Briefe ſchrieb, die Koreff von ihr zu leſen bekam. Auch Naturwiſſenſchaftliches kam zur Sprache.

Im Leſezimmer fand und ſprach ich Madame Zimmermann. — In der Dämmerung ſah ich den Landgrafen ganz allein trübſelig umherſchleichen, er kam auf die Terraſſe, that einen Blick in den Spielſaal und ging weiter; ich bedauerte ihn ſehr. Er erkannte mich und knüpfte ein Geſpräch mit mir an, erzählte mir vom Beſuche des Königs u. ſ. w. Er will wieder nach Schlangenbad zurück. Das Krankenlager der Schweſter beläſtigt ihn ſehr; ich höre von Andern, daß der Aufenthalt ihn ſchon wenigſtens zwölftauſend Gulden außerordentlich koſtet, was jedoch von beiden Seiten mit Grazie überſehen und von ihm gern geleiſtet wird, obſchon ſeine Einkünfte gering ſind.

Als ich ein geringes Abendeſſen verzehrte, ſetzte ſich ein Herr mir gegenüber und redete mich an, es war Herr Thudichum, Bruder des Ueberſetzers des Sophokles, Schwiegerſohn Breidenſtein's. Er ſprach von ſeines Schwiegervaters Schwächen, mit denen man Nachſicht haben, aber ſie zugleich bewachen müſſe, damit kein Aergerniß entſtehe; daß ich ſein Siegel begehrt, habe ihn ganz trunken gemacht, man müſſe jetzt alles anwenden, ihn zu beruhigen; ich klagte ihm meine Noth mit dem Alten, und daß ich mich verläugnen laſſe. Herr Thudichum iſt im Beſitze des handſchriftlichen Nachlaſſes des Präſidenten Harſcher's von Almendingen — geweſenen Schwagers von Breidenſtein — und will deſſen berühmte Prozeßgeſchichte mit den preußiſchen Behörden drucken laſſen.

Homburg, Mittwoch, den 30. Juli 1845.

— Ich ſaß einen Augenblick bei Madame Z., da ſagte die: „Dort kommt Anna Theremin und ihr Bruder! Der Vater iſt auch hier, aber zuerſt auf's Schloß gegangen.“

Anna ſehr erfreut, wie ich. Wir ſprachen viel und lange. Ich ſagte es Koreff, daß er nicht wegginge. Endlich kam Theremin, ſehr überraſcht mich zu finden. Er hatte nur Fräulein von Kalb ſprechen wollen, war aber an den Prinzen Wilhelm gekommen, hatte Prinzeſſin Eliſabeth geſehen, und endlich Prinzeſſin Wilhelm ſelbſt beſuchen dürfen. Wir trafen Koreff, Theremin fragte mich ängſtlich, ob das „Du" noch gelten könne, aber Koreff hatte es ſchon friſch gebraucht. Es war eine freudige Spannung, daß wir alte Freunde, ſechzigjährig, und nach den verſchiedenſten, uns trennenden Geſchicken einander dennoch treu, hier unerwartet zuſammentrafen, im Grünen, froh der Erinnerungen, zu neuem Gefühl lebendiger Gegenwart erweckt. Theremin meinte, die heutige Jugend habe nicht ſolche Freundſchaften und Strebungen, wie wir ſie gehabt; er machte hierüber mehrere Bemerkungen, theils ſchüchterner Beſcheidenheit, theils wohlgefälligen Selbſtgefühls. Koreff ließ ein Feuerwerk von Laune, Witz, Erinnerungen und Betrachtungen aufſprühen, Theremin blieb in Einem freudigen Staunen und Lachen, und wurde ganz mitbelebt; einige Witzworte Koreff's waren wirklich vom erſten Glanze überraſchend prächtig und treffend, und eines baute ſich über das andre. „Er iſt ganz der Alte!" rief Theremin. — Wir gedachten Chamiſſo's, Neumann's, Lafoye's, Robert's, ſogar — mit einiger Unluſt — Hitzig's, gedachten des grünen Almanachs, unſrer Sonette, unſrer Thee's. Wir blieben anderthalb Stunden zuſammen, endlich mußten Theremin's wegfahren; ſie reiſen nach Genf. Theremin erklärte, dieſen Tag zähle er unter die glücklichſten ſeines Lebens, und ſchied in wahrer Rührung. Von uns dreien war er entſchieden der am meiſten vom Alter gedrückte, gebrochene; dazu kam das geiſtliche Bewußtſein, das er doch

ſtets bewahrte, und in welchem ſchon früh die eigentliche Geiſtesfriſche ihm untergegangen war. Bedauerte er doch, daß Madame Dudevant im „Spiridion“ nicht zum Chriſtenthum gelangt ſei! „Es iſt ſein Metier“, ſagte Koreff, „man muß es ihm laſſen und drüber hinſehen!“

Koreff und ich aßen noch zuſammen und ſchieden dann. Der eben beginnende Ball reizte uns nicht.

Homburg, Freitag, den 1. Auguſt 1845.

— Ueber die homburgiſchen Verhältniſſe; liederliche Wirthſchaft, Willkür, Gewaltſamkeit, offenbare Rechtsverweigerung, der Landgraf unkundig und ſchwach, man achtet ſeiner nicht, kriecht aber doch vor ihm und ſeinen Brüdern, ſtrebt mit dem „Hof“ in Verbindung zu ſein. Die Spielbank macht Homburg zu einem Neſt von Geſindel, Abentheurern, Beutelſchneidern, liederlichen Weibern, beſonders im Winter, wo einige engliſche Familien, die hier überwintern, gewöhnlich das Opfer der Ränke und Betrügereien werden.

Da der General Sir Frederick Adam mich nicht hat finden können, ſo geh' ich zu ihm, einen weiten Weg. Ein liebenswürdiger freundlicher Mann, von edlen Zügen, hellen Augen, recht engliſches Ausſehen und Art! Er hat meinen „Keith“ in Rom geleſen, wohin er auch zurückkehrt. Hat in der Schlacht von Waterloo tapfer gefochten, war Gouverneur der ioniſchen Inſeln, dann von Madras. Erzählt mir viel von Indien; kennt Herrn Colvin dort. Die Gräfin von Flahault iſt ſeine Couſine, er ſelbſt iſt mit Keith verwandt; ein Onkel von ihm war am Todbette Lord Mariſchal's in Potsdam. Er hofft mir noch Papiere von dieſem zur Benutzung zu verſchaffen, wird an den Erben der

beiden Brüder, Herrn Elphinstone, schreiben, der auch noch ein schönes Oelbild der Eva Merthens besitzt.

Nachmittags mit Koreff beim Kaffee, Madame Koreff auch eine Weile mit uns. Fränkel, Regierungsrath Mittag. Der ältere Graf von Redern und Lord Westmoreland waren eine Stunde hier. — Sir Frederick Adam auf der Terrasse mit mir und Koreff; über die Schlacht von Waterloo — findet das Buch von Kapitaine Sibborne fleißig und genau; über das Leben in Rom; über die Ausbreitung der deutschen Sprache in England; über die Phrenologie 2c.

Auf Koreff's Betrieb machen Fränkel und ich mit ihm eine Ausfahrt nach Friedrichsdorf; die Gegend schön, der Ort häßlich; aber alles spricht dort noch französisch, es macht einen eignen Eindruck, hier einen Bauerburschen und ein kleines Mädchen „Oui, Monsieur!" antworten zu hören. Die Leute halten fest zusammen und sind stolz auf ihre Herkunft und Bildung. Die Fahrt war schön, der Himmel aber drohte mit Regen; Koreff unerschöpflich in Witz und Erzählung. — Nach der Rückkehr gingen wir noch zum Brunnen. — Bald nachher brach der Regen aus und wurde ziemlich stark.

Homburg, Sonnabend, den 2. August 1845.

Die Nacht Regen, Morgens ein furchtbares Gewitter, mit Hagelsturm und entsetzlichem Regenguß.

Nachmittags beim Kaffee mit Koreff und Frau, bald kam auch Poley, der wieder von Wiesbaden gekommen. — Präsident von Kleist. — Ein Herr spricht mich an, es ist Doktor Carové aus Frankfurt am Main, mit dem ich das ergiebigste Gespräch habe, über die Deutschkatholischen, die

Lichtfreunde, die Judenreformer, die preußischen Verhältnisse. Er war mit der Legationsräthin Döring, Herrn Kilzer und andern Frankfurtern. — Sir Frederick Adam. — Herr Duncker der Sohn auf dem Wege von Kissingen nach Ostende hier durch. — Besuch bei Fräulein von Kalb, die ich aber nicht zu Hause, sondern nahebei zum Besuch der etwas kranken Madame Z. finde. Ernstliches Gespräch über den Zustand der Prinzessin Wilhelm, sie leidet immer noch und das Uebel wurzelt sich ein. Man sollte Koreff zu Rathe ziehen, er würde scharf eingreifen. Der Geheime Hofrath Müller ist zu schüchtern und fragt immer erst bei Schönlein brieflich in Berlin an! Das kommt vom Prinzessin sein! — Hauptmann von Silber und Frau, so wie auch Frau von Struve nicht zu Hause. — Auf die Terrasse zurückgekehrt, finde ich Fräulein Hillebrand und nehme von ihr Abschied. — Nachher wieder lange mit P., der mir aus seinen Geschäftsverhältnissen mit Werther und Bülow erzählt, den erstern gründlich verachtet, an letzterm die Abwesenheit aller Pedanterie rühmt. Ueber Koreff's Verhältnisse in Paris, billig und theilnehmend, aus der Anschauung. Mit noch größerer Verachtung, als von * dem Vater, spricht er von * dem Sohne, der allerdings Gesandter sein müsse, weil er unfähig sei, Legationssekretair zu sein.

Es war heute wieder ein Wolkenhimmel von größter Abwechslung und Pracht. Man hat einen weiten Gesichtskreis hier, kann die Ballung, die Anhäufung, den Zug der Wolken genau verfolgen, den Uebergang in Regen, das Zusammensinken, die Wiederkehr der Heitre, das Aufsteigen in Silberwölkchen. Koreff und ich widmeten dem Schauspiele die größte Aufmerksamkeit, und sprachen dabei von Humboldt und Goethe, auch von Rahel.

Homburg, Sonntag, den 3. Auguſt 1845.

Heiter, aber kalt, die Fenſter ſtark angelaufen. — Einladung zum Landgrafen.

Doktor Carové geſtern erzählte mir als eine Merkwürdigkeit, die er mit angeſehen, daß der König bei der Ankunft in Frankfurt den Dichter Shukoffskii unter den Bewillkommenden wahrgenommen, gleich in deſſen Arme gefallen und mit ſeiner Backe auf deſſen Backe wenigſtens fünf Minuten lang geruht, förmlich ausgeruht habe! Der König, bemerkten die Zuſchauer, müſſe ſehr müde geweſen ſein.

Koreff, der wieder ſehr belebt iſt und ausgezeichnete wiſſenſchaftliche Dinge ſagt, auch mitunter ganz weichmüthig und gerührt wird; er hat einen ſolchen Ueberfluß an gutem Willen, daß dieſer unmöglich aller zur That werden kann, er muß in Verſprechungen überlaufen, die zu erfüllen unmöglich wird; ich bin ganz davon überſtrömt worden; wenn er nur die wegen Rahel's Briefen nicht vergißt!

Um drei Uhr zum Landgrafen, außer den beiden Brüdern war noch Prinz Wilhelm da, deſſen Tochter Prinzeſſin Karl von Darmſtadt, Fräulein von Kalb, Herr von Kleiſt, ein Graf von Meerveldt, ein Oberſt von Laharpe — Neffe Cäſar's von Laharpe — der als Knabe in Homburg mit den Prinzen zuſammen war und ſie ſeitdem nicht geſehen hatte, noch ein paar Herren. Der Landgraf ſagte mir gleich, ſeine Nichte verlange ſehr nach meiner Bekanntſchaft, und ich ſolle daher ihr Nachbar bei Tiſche ſein. Die junge Frau iſt hübſch, munter, raſch und kurz in ihren Aeußerungen, wollte auch mit mir muntres Geſpräch haben, und bei ihrer gutwilligen Aufnahme ließ ich es auch an gewagten Redensarten nicht fehlen. Prinz Wilhelm miſchte ſich auf heitre Weiſe mehrmals darein, Fräulein von Kalb

— nur durch den Prinzen Guſtav von mir getrennt — half bisweilen aus, Herr von Kleiſt verſuchte kleine Neckereien, und alles lief in beſter Stimmung ab. — Ich ſprach unter andern von Bettina's Großthaten, und daß ihr Eifer allein die einſtweilige Freilaſſung Schlöffel's bewirkt habe. Endlich entfernten ſich die Herrſchaften, zuletzt der Landgraf, der mir — wie auch Prinz Wilhelm — die beſten Wünſche mitgab, auch die ſchönſten Grüße an Tettenborn. — Draußen aber harrte meiner noch Fräulein von Kalb, um eigentlichen Abſchied von mir zu nehmen, auch Prinzeſſin Eliſabeth erſchien noch einmal und machte auf einige Gemählde aufmerkſam, die ich ſchon kannte vom vorigen Jahre.

Beſuch mit Koreff bei dem Oberſtlieutenant Schmidt von unſrem Generalſtab, der am Fuß leidet; ein Mann von großen Kenntniſſen und ſcharfer Einſicht; er ſieht die Zukunft düſtrer noch als ich! — Sir Frederick Adam verſäumt. — Koreff begleitete mich zu mir nach Hauſe und blieb noch lange.

Darmſtadt, Montag, den 4. Auguſt 1845.

Um acht Uhr von Homburg abgefahren. — Vor zehn Uhr in Frankfurt. Ich hatte geſtern an des Landgrafen Tiſche erfahren, daß Herr von Bülow in Frankfurt krank liege. Ich fand ihn und die ganze Familie im Engliſchen Hof, aber er lag zu Bett und ich konnt' ihn nicht ſehen. Frau von Bülow in größter Angſt und Noth; ich halt' ihn für verloren, er iſt in völlige Geiſtesſchwäche verfallen, ohne Gedanken, ohne Willen. Humboldt war von Koblenz gekommen, nur eben ausgegangen um gleich wieder da zu ſein, ich konnte ihn aber nicht abwarten. Schmerzhaft war

mir der Eindruck von Bülow's Geſchick. Unwillkürlich mußt' ich mich in die Vergangenheit verſetzen; im Jahre 1816 waren Bülow und ich auch hier, beide im Beginn unſrer Laufbahn, reich an Ausſichten, Hoffnungen, ich mit Rahel, er im Humboldt'ſchen Hauſe, noch nicht mit Gabrielen verheirathet; er ſtieg ſeitdem raſch aufwärts, ſteht jetzt auf dem höchſten Poſten, ich verfehlte meine Laufbahn, verlor Rahel; beide alt und krank ſind wir wieder in demſelben Frankfurt, mit welchen Ausſichten, in welchen Umſtänden! Und nach allem Wechſel der Dinge, der ſo ganz zu ſeinen Gunſten war, tauſch' ich jetzt nicht mit ihm! Traurige Betrachtungen! — Um mich zu erheitern, eilt' ich zu dem Standbilde Goethe's in der Allee, das ich noch nicht geſehen. Man hat viel dagegen einzuwenden, ich aber war vom Anblick ſehr getroffen. Die bedeutende Größe, die ungemeine Aehnlichkeit, wirken günſtig. Die Basreliefs am Fußgeſtell ſind ſprechend, ſinnvoll. Freilich war der Gedanke, der ſich mit dieſer Maſſe glänzenden Erzes verbindet, mir die Hauptſache. Der Frankfurter Goethe iſt es, den man hier auf ſeinem Heimathboden ſieht, nah ſeinem Vaterhauſe, unter den Mitbürgern, von ihnen geehrt. Wie es iſt, hat das Denkmal ſeinen Werth. Mich freut es innigſt. Aus den Fenſtern des Hauſes, wo Rahel und ich 1815 in der Allee wohnten — bei Eichmeyer —, kann man es gut ſehen. Warum hat ſie es nicht miterlebt! — Ich beſorgte in Frankfurt noch einige Aufträge, kaufte ein paar Bücher, frühſtückte im Schwan mit Ganzmann, und fuhr nach anderthalb Stunden weiter, ohne ſonſt Beſuche zu machen, wozu wenigſtens acht Tage nöthig geweſen wären.

Gegen zwei Uhr in Darmſtadt, in der Traube. Lauter Erinnerungen! hier bin ich auch mit Rahel ein paarmal

eingekehrt, und über dem Vergangenen liegt ein zauberiſches Licht, das dem Gegenwärtigen fehlt, erſt in Zukunft werden ſoll! — Mein erſter Gang war zum Profeſſor Karl Wagner. Ein ernſter, gediegner, aufgeweckter Mann, dunklen freundlichen Blickes, freien Ausdrucks. Nach mancherlei Erörterungen gingen wir zuſammen zum Geheimen Staatsrath Jaup, er war aber verreiſt, ich ſprach die Frau, Tochter, den Schwiegerſohn Mangold. — Von da zum Oberforſtmeiſter Freiherrn von Wedekind. Lebendiger, regſamer Mann, ungemein freundlich, klug und luſtig, ſeiner Tüchtigkeit in ſeinem Fache wohlbewußt. Ausgezeichnete Frau; groß und ſchmal, ſcharfſichtig und heiter, ſcheint ganz auf eignen Füßen zu ſtehen. — Auf der Straße den Muſiker Mangold geſprochen. — Im Gaſthofe redet mich Herr Doktor Oppenheim aus Heidelberg an, ich habe ihn öfters bei Bettinen in Berlin geſehen. Meyerbeer wohnt neben mir, ich trete bei ihm ein, Freudengeſchrei; auch ſein Bruder, der Geheimrath iſt da, von Mannheim gekommen ihn zu beſuchen; wie man in dieſen Gegenden hin und her reiſt! Meyerbeer holt für die Feſte zu Stolzenfels den Chor von Darmſtadt zu Hülfe. — Nachmittags Fahrt zur Ludwigshöhe. Schöne Fahrt, mir neu; das Wetter leidlich, die Ausſichten wunderſchön. Wir finden, der Verabredung gemäß, Frau von Wedekind — der Mann wurde durch Geſchäfte verhindert —, Doktor Duller und ſeine Frau, Doktor von Plönnies und ſeine Frau, die Dichterin, Doktor Oppenheim, Gerichtsmann Buchner; Profeſſor Wagner machte mich mit Allen bekannt. Sehr freiſinnige Geſpräche; alle wichtigen Verhältniſſe des darmſtädtiſchen Regierungs- und Geſellſchaftsweſens wurden dargelegt, der Einfluß des Prinzen Emil, des Erbgroßherzogs, beſprochen; es herrſchen ſchmachvolle Gebrechen, aber man läßt nicht

ab, dawider zu murren und zu ſtreiten; die Juſtizfrevel gegen Wilhelm Schulz, gegen Weidig, die Penſionirung Jaup's auf öſterreichiſchen Betrieb, die Herrſchaft des Kanzlers von Linde, der gegen die Deutſchkatholiſchen wüthet, und den man für einen Diener der Jeſuiten hält, — alles kommt zur Sprache. Gute Geſinnung, die endlich durchdringen muß! Doktor von Plönnies, ein freiſinniger, ſein Fach mit Luſt ausübender Arzt, voll Eigenheiten; Frau von Plönnies beſcheiden liebenswürdig. — Die Prinzeſſin Eliſabeth, Tochter unſrer Prinzeſſin Wilhelm, nimmt ſich der Frömmigkeit hier an, mit jugendlicher Munterkeit, unſer Geſandter Herr von Bokelberg widmet ebenfalls dieſen Angelegenheiten große Aufmerkſamkeit. — Hofprediger Doktor Zimmermann, Herausgeber der „Allgemeinen Kirchenzeitung". — Duller hat ſich den Deutſchkatholiſchen angeſchloſſen und gewidmet. Die Sache hat hier feſten Fuß. — Profeſſor Wagner begleitete mich noch in den Gaſthof und blieb bis neun Uhr bei mir. Er hegt ein ſchönes Vorhaben, in welchem ich ihn möglichſt beſtärke, das darmſtädtiſche litterariſch-geſellige Leben zu ſchildern, wie Wachsmuth das weimariſche geſchildert hat; ausführlicher, bitte ich.

Plumpe Säule mit dem plumpen Standbilde des Großherzogs als Gebers der Verfaſſung! Das Denkmal ſo wenig verdienſtlich, als der Mann ſelbſt. Er folgte fremden Antrieben, der Furcht, der Noth.

Heidelberg, Dienstag, den 5. Auguſt 1845.

Nach einer ſchönen Fahrt durch die herrliche Bergſtraße noch Vormittags in Heidelberg angekommen. Mein erſter Gang war zum Kirchenrath Paulus. Ein uraltes, magres Männchen mit noch ſcharfen Sinnen, forſchendem Blick,

leichter Sprache. Mein Beſuch ſchien ihm ganz angenehm, es war alsbald die Rede von ſeinem Buche gegen Schelling, von Hitzig's blinder Wuth; er lacht über Verbot und Zorn, und ſagt, ſeine Antriebe ſeien ſo rein und ſeine Ueberzeugung von ſeinem Rechte ſo feſtbegründet, daß er jeden Augenblick daſſelbe thun würde, was er gethan, und wenn ihm gelänge, eine zuverläſſige Nachſchrift der Schelling'ſchen Philoſophie der Mythologie zu bekommen, ſo würde er ſie ohne Bedenken dem Druck übergeben. Er glaubt übrigens, Schelling ſei mit Bewußtſein ein Schelm, er habe immer dreiſt gelogen und geprahlt, und ſei zu geſcheidt, um nicht zu wiſſen was er thue. Ueber Neander, ſeinen dummen Haß gegen Hegel, den er gar nicht kennt, ſeinen jüdiſchen Starrſinn u. ſ. w. Wir ſprachen auch über Schloſſer, ich legte ihm unſer Verhältniß dar, und ſagte, ich würde trotz unſrer Streitigkeiten zu ihm gehen; es käme mir ſo unwürdig vor, durch Heidelberg zu reiſen, ohne bei ihm einzuſprechen; wir wären beide ſchon ſo alt und ſähen einander wohl zum letztenmal. Paulus lobte mein Vorhaben, meinte aber, der Ausgang ſei zweifelhaft, bei Schloſſer hänge alles von zufälliger Stimmung ab. Ich ſagte, darauf wollt' ich's wagen. Ich ging hin.

Als wir uns dem Hauſe näherten, ſah er oben aus dem Fenſter, ich ſah einen ſchneeweißen Kopf, die Züge kount' ich nicht erkennen. Ihm als ein Fremder gemeldet, trat ich bei ihm ein und dicht vor ihn, er ſtarrte mich an und erkannte mich nicht. „Schloſſer, Schloſſer", rief ich, „ich bin verſöhnlich", und bot ihm die Hand; an der Stimme erkannte er mich, lachte freundlich, gab mir ſeine Hand und hieß mich willkommen. Er ſprach gleich Litteratur, las mir einige grobe Ausfälle von Thierſch gegen den Fürſten von Pückler, wollte meine Meinung wiſſen,

und ſagte, es ſei ihm lieb, mich darüber fragen zu können; ihn dünke, Thierſch habe ſich zu ſehr verhauen, mit Pedanterie und Plumpheit, ſpottete über deſſen diplomatiſche Rolle, und wollte ſich des Fürſten etwas annehmen, worin ich ihn beſtärkte, doch mit dem Zuſatze, der Fürſt ſei Mannes genug, ſich ſelber zu wehren. Aber Schloſſer ging in ſeinem Vertrauen noch weiter! Er zeigte mir eine Denkſchrift, die er für den Kronprinzen von Baiern, auf deſſen ihm durch Thierſch kundgewordenen Wunſch ausgearbeitet, und die er noch keinem Menſchen ſonſt gezeigt habe, eine Denkſchrift über die kirchlichen Zuſtände Deutſchlands; er las mir den Brief, mit dem er dieſelbe begleitet, die Antwort, die er darauf empfangen, und las einige Stellen der Schrift ſelbſt; ich ſollte ſehen, daß er tapfer kämpfe, und an geeignetem hohen Ort. Sein Brief ſagte ſo ausdrücklich, daß er für die Schrift keinerlei Belohnung verlange und erwarte, und er wiederholte mündlich dieſe Verſicherung mir ſo ſtark, daß ich im Gegentheil deutlich erkannte, er habe allerdings eine Belohnung im Sinne, Orden, Geſchenk oder was es ſei; auch verſtanden ſeine derben Ausdrücke recht derb zu ſchmeicheln! Da ich ihn in ſo gutem Zuge ſah, ſo benutzt' ich die Gelegenheit, ihm von Flegler zu ſprechen, und ihm vorzuſtellen, wie er dieſen Mann fördern könne, wenn er eine Anzeige von deſſen Buch ſchreibe oder ſeinen Schüler Gervinus veranlaſſe, eine ſolche zu ſchreiben. Das ſchmeichelte ihm ſehr, er faßte die Sache begierig auf und verſprach, Gervinus ſolle es thun, oder er ſelbſt werde es. — Ich fragte nach ſeiner Frau, er führte mich zu ihr, nannte mich den deutſchen Biographen, erzählte ihr freudig mein Anſinnen wegen Flegler's, fragte, ob ſie es nicht auch gut finde, was ſie bejahte. Er rühmte ſeine Geſundheit, ſein Ausſehn, und

daß er doch im nächſten Jahre ſiebzig werde, rühmte auch ſein Bild, das an der Wand hing. Darauf war von alten Zeiten die Rede, wie er nach Rahel's Urtheil und Beifall begierig geweſen, und ſie gezwungen, auf dem Heidelberger Schloß eines Abends die Einleitung zu ſeiner damals noch ungedruckten hiſtoriſchen Ueberſicht anzuhören; dieſe Erinnerung war ihm nicht ganz angenehm; ich gewann ihn aber ganz wieder durch die Bemerkung, daß Rahel große Stücken auf ihn gehalten. Der Gedanke, nach Berlin zu kommen und dort ausgezeichnet zu werden, lächelte ihm außerordentlich; er freute ſich ſeiner tüchtigen, derben Manier, die man doch endlich anzuerkennen beginne — im Gegentheil, man wird ihrer völlig überdrüſſig —, und lachte laut darüber, daß man ihn oft der Ungerechtigkeit anklage; „im Moraliſchen", ſagte er, „muß ich immer Recht haben!" Wir ſprachen noch über Gervinus, ich tadelte ihn wegen Mißverſtehen Goethe's, lobte ſeine Darſtellung Leſſing's, fand aber wieder ſein Urtheil über Jean Paul Richter zu hart. „Das wundert mich grade von Ihnen", ſagte Schloſſer, „da grade Sie, wie auch Goethe, in Ihrer Schreibart nach Klarheit ſtreben, und Ihnen die verworrne Unklarheit Jean Paul's, ſeine liederliche, buntſcheckige Ausdrucksweiſe zuwider ſein müßte." Wir trennten uns endlich in beſtem Vernehmen, nachdem ich ihm noch geſagt, daß er mich nicht wiederbeſuchen könne, denn ich hätte noch viele Gänge zu machen, würde den Abend früh zur Ruhe gehen und am andern Morgen abreiſen. Durch Schloſſer's Frau erfuhr ich, daß Flegler's Frau, geborne Hirzel, grade jetzt bei Gervinus' Frau zu Beſuch ſei. — Ich ging nach Hauſe, zu eſſen und dann zu ruhen — Regen.

Nachmittags zu Gervinus gefahren, der jenſeits des

Neckar's wohnt, wie auch Welcker. — Ich ließ mich zuerſt bei Frau Flegler melden, ſie wußte natürlich von mir und meiner Theilnahme für ihren Mann. Eine unſchuldsreine, klare, und dabei ſo tüchtige als feine Frau, von größter Einfachheit und Sicherheit! Dann kam Gervinus, etwas kühl; dann ſeine Frau, geborne Schelver, deren Vater ich gut gekannt, dann Doktor Hagen; wir ſprachen viel Politiſches und waren ziemlich einverſtanden; Gervinus zuletzt ganz warm und herzlich. Er ſieht krank aus.

Von hier zu Welcker, wo ich den öſterreichiſchen Flüchtling Herrn von Fenner fand. Hier kam viel zur Sprache; das Schickſal Deutſchlands, die Stimmung des Volks, der Drang nach Einheit, die Mißgriffe und Verblendungen der Staatsbehörden. Er verwarf alles blinde Revolutioniren ohne feſtes Ziel und neue Satzung, im Gegenſatz Andrer, denen das Zerſtören genüge. Wir ſprachen von Rotteck, dem Edlen, ſeinem allzu frühen Tode, ſeinen verdienſtlichen Arbeiten. „Seine Weltgeſchichte", ſagte Welcker, „wurde früher von Schloſſer heftig getadelt, der es unſinnig und unwürdig nannte, für das Volk zu ſchreiben, eigentlich aber Neid fühlte wegen des ungeheuern Abſatzes, den das Buch hatte, wegen der ſtets nöthigen neuen Auflagen. Endlich, nach Rotteck's Tode, wollte er einſehen, demſelben Unrecht gethan zu haben, man müſſe wohl für's Volk ſchreiben, und verſuchte es nun ſelbſt, das Rotteck'ſche Werk durch ein ähnliches auszuſtechen; aber er erfährt ſchon jetzt, daß das ſeinige die anfängliche Gunſt nicht behauptet, daß ihm das Talent fehlt, und man häufig zu dem ältern Buche zurückkehrt; es iſt auch toll, Geſchichte ſchreiben zu wollen ohne alle Rückſicht auf Staat und Geſellſchaft." Die Itzſtein-Hecker'ſche Sache wurde durchgeſprochen; die Schlöffel'ſche Angelegenheit, Bettina's Verdienſt dabei; die

preußiſche Verfaſſungsſache. — Welcker erzählte von ſeinem neulichen Aufenthalt in Neapel. — Zweite Auflage des „Staatslexikons“, dringende Aufforderung zur Mitarbeit. — Ich ſchied von Welcker mit dem Scherz, er habe in Berlin zu Bettinen geſagt, er würde mich gern beſuchen, wolle mich aber nicht kompromittiren; zum Danke dafür hätte ich ihn nun durch meinen Beſuch tüchtig kompromittirt!

Ich fuhr wieder zu Paulus, der beglückt war über den guten Ausfall des Beſuchs bei Schloſſer. Er nahm es mir hoch auf, die Sache ſo behandelt zu haben. Schwächen Schloſſer's, Lob beſticht ihn unbedingt, und er entbehrt faſt allen freien Lobes, denn was man in den Zeitungen lieſt, iſt faſt immer von ihm ſeinen Schülern abgedrungenes, aufgenöthigtes! Wir ſprachen über Johann Heinrich Voß, Creuzer, ſein ſchändliches Benehmen gegen Carriere, gegen den auch Schloſſer eine zweideutige Rolle geſpielt. Paulus that mir verſchiedene Fragen, die ich ſo gut ich konnte beantwortete. — Ich ging endlich; Paulus ſchenkte mir ſein Bild und einen Aufſatz, verſprach Autographen, erbot ſich zu jedem litterariſchen Dienſte, den man von ihm fordern wolle; ich bat ihn, ſeine Erinnerungen von Jena aufzuſchreiben; Goethe, Schiller ꝛc.

Doktor Kapp iſt verreiſt, im Alexanderbade. — Bei Winter angefragt; die Buchhandlung gehört dem Sohne, der Vater iſt Bürgermeiſter; leider traf ich ihn nicht; Rahel hatte große Liebe zu der feurigen Redlichkeit, die er in der erſten badiſchen Ständeverſammlung bei mehreren Gelegenheiten darthat.

Der junge Herr von Wedekind, den ich in Berlin öfters geſehen und der jetzt in Heidelberg ſtudirt, beſuchte mich Abends und erzählte mir von den Studenten, den

Professoren 2c. Die Burschenschaft wacht wieder auf und verstärkt sich. Viele Zweikämpfe. Wenig Fleiß.

Ein Spazirgang mit Ganzmann durch die Stadt wurde durch Regen abgekürzt. — Welcker kam noch spät, neue Aufforderung, Beiträge zum „Staatslexikon" zu liefern. Versprechen von Autographen.

Ich dachte der Zeiten, wo mein Vater und Oheim hier studirten, der Erzählungen von damals, der Anwesenheit meines Vaters im Jahre 1798, ein Jahr vor seinem Ableben 2c. — Heidelberg, seit meinen Knabenjahren, mir ein bedeutender, lieber Namen!

Würzburg, Mittwoch, den 6. August 1845.

Frühmorgens nach Würzburg abgereist, über Mosbach, Buchen, Hardheim, Bischoffsheim. Regengüsse, Wind. Im Jahre 1814 machte ich diesen Weg im schönsten Wetter, mit Entzücken! Ich reiste von Baden, wo ich Tettenborn verlassen hatte, nach Töplitz, wo mich Rahel erwartete. — Ehmalige Pfalz, ehmaliges Hochstift Würzburg. — Franken und Rheinland innig verwandt, derselbe Stamm des Volkes; fröhliche, gutmüthige Leute, weniger Genius als die Schwaben, mehr Verstand. Rohe Frömmigkeit und rohe Aufklärung gemischt; alte Pfaffenherrschaft, die beides hervorbrachte. — Geringe Forderung eines Schmidts, dem ich deßhalb das Doppelte gab. — Ich kam erst Abends gegen elf Uhr im Deutschen Hause zu Würzburg an, wo zwar Platz war, denn das viertägige große Sängerfest war grade zu Ende, aber alle Leute waren so müd' und träge, daß ich schwer das Nöthige erhielt. — Bello half mich erwärmen.

Kiſſingen, Donnerstag, den 7. Auguſt 1845.

Vor acht Uhr zum Profeſſor Franz Hoffmann gefahren, der auf der Karthauſe wohnt. Er war noch nicht aufgeſtanden. Ich rettete Bello's Augen, denn ein Kätzchen, dem man die Jungen erſäuft hatte, ſtürzte wüthend auf ihn ein, ſchlug ihn grade in's Geſicht und der ſonſt beherzte Katzenfeind ſtutzte erſchreckt zurück, mein Stock nur brachte das Kätzchen zum Weichen. — Im Vorzimmer die Gypsbüſte Franz Baader's, überlebensgroß, nach der Todtenmaske, zu finſter, nicht heiter und klar genug; das jugendliche Bildniß Schelling's an der Wand. — Hoffmann ſehr verwundert mich zu ſehen, gab mir Auskunft über ſeine Lage, ſein Amtsverhältniß, ſeine Arbeiten. Er war krank, leidet an den Augen. — Stimmung in Baiern, Aufmerkſamkeit auf die Deutſchkatholiſchen, die Regierung dawider, die Bürger nicht abgeneigt, kleine Regungen auch in Würzburg, aber wegen verrufener Leute, die ſich dabei wichtig machen wollten, wieder eingeſchlafen. Thatſache, daß in Böhmen und Mähren jene Richtung ſehr ſtark iſt, und die Neuerung, wiewohl ganz im Stillen, um ſich greift. — Ueber Baader's Biographie und Schriften noch wenig Tröſtliches. Ueber Schelling. — Hoffmann möchte mich zum Biſchof von Würzburg führen, aber ich habe keine Zeit. — Beſuch mit Hoffmann bei Profeſſor Denzinger, der ganz in der Nähe wohnt; auch deſſen Sohn, Doktor Denzinger, den ich in Berlin öfters geſehen, kam herbei, er wird ſeine Laufbahn nun doch in Würzburg als Privatdozent anfangen. — Die Univerſität hat Grundeigenthum von mehr als drei Millionen Gulden an Werth, ſie verwaltet es ſelbſt, unter Staatsaufſicht. Solche Sicherheiten gegen den Staat müſſen heutiges Tages unnöthig ſein und wegfallen!

Ich kam erſt gegen elf Uhr fort, es waren keine Pferde zu haben. — Hoffmann begleitete mich zum Wagen, und verſprach, mich in Kiſſingen zu beſuchen. — Unter Sturm und wolkenbruchähnlichem Regen, über Opferbaum und Poppenhauſen nach Kiſſingen. Ganzmann verkündete, daß er die Ruinen von Bodenlaube ſähe. Unter Regen angelangt. Bei Doktor Balling vorgefahren, ich habe Wohnung im angebauten Nebenhauſe, unter demſelben Dache mit Tettenborn's.

Der General war in Brückenau beim Könige von Baiern, der morgen nach München zurückgeht. Die Generalin war zu Beſuchen ausgegangen und vom Regen aufgehalten. Sie wurde gerufen und drang auf mein Zimmer, umarmte mich mit Freudengeſchrei! Sie war ſehr krank geweſen, hatte zu ſterben geglaubt, aber ſtets muthige Faſſung behalten; ich bewundre auch jetzt ihre Stärke, ſie nimmt das Leben ganz wie ſonſt, mit aller Friſche und Theilnahme, als wenn nichts ſich veränderte, nichts enden müßte. Ich erzähle von Homburg ꝛc. — Fräulein von *, ein Bild provinzialer Eigenheit, närriſcher Behaglichkeit, vornehmer Reſignation. Darauf die Frau des mecklenburgiſchen Generallieutenants von Both, geborne von der Tann, Schweſter zweier Brüder, von denen ich den einen in Oeſterreich, den andern hier gekannt. Sie war in der guten Zeit von Weimar Hofdame der Prinzeſſin Karoline, mit der ſie nach Mecklenburg ging, auch 1814 nach Töplitz kam, wo ſie unſre Wandnachbarin war; ſie hat die jetzige Herzogin von Orleans von Kindheit an gekannt und zum Theil erzogen; der weimariſchen Zeit erinnert ſie ſich mit größtem Behagen, liebt vor allem Schiller, bei deſſen Sterben ſie zugegen war. Das Geſpräch erwärmte ſie ganz! — Sie war eben fort, ſo kam Tettenborn!

Er ſieht noch vortrefflich aus. Herzlichſte Bewillkommnung! Erzählungen von beiden Seiten. Nach zehn Uhr ſchieden wir und gingen ſchlafen.

Kiſſingen, Freitag, den 8. Auguſt 1845.

Tettenborn kam zu mir. — Wir wollten ausgehen, es regnete aber zu ſehr. — General von Both kam, Bekanntſchaft vom Jahre 1813 aus Hamburg; er ſagte mir viel Schmeichelhaftes, wunderte ſich, daß ich nicht nach Stolzenfels berufen ſei! Ich mußte laut auflachen, ſo daß der Mann ganz verlegen wurde; ich erklärte ihm dann mein Verhältniß, und er gab ſich zufrieden, er hatte mich vorgerückter an Rang geglaubt. Er erzählte, geſtern noch habe der König von Baiern ſich gefreut, daß das Sängerfeſt in Würzburg ohne politiſche Aufregung ruhig vorübergegangen, heute aber komme die Nachricht, noch ganz zuletzt habe man die Schleswig-Holſteiner hochleben laſſen, ein in der Nacht abgedrucktes Lied abgeſungen und heftige Reden fallen laſſen. Man kann dergleichen nicht mehr bezwingen, es iſt in der Luft, die man einathmet! — Mit Tettenborn die deutſchen, die preußiſchen Angelegenheiten beſprochen. Er macht mir ernſtlich Vorwürfe, daß ich von Homburg nicht auf den Johannisberg gefahren ſei, der Fürſt von Metternich würde begierig geweſen ſein, mit mir zu ſprechen, er ſetze großes Zutraun in meine Auffaſſung der Dinge und würde meine Urtheile gern gehört haben. Ueber Canitz und ſeine Anſichten und Einbildungen, er werde übergroße Schwierigkeiten finden. Ueber Bülow's traurigen Zuſtand, ſeine Schwäche war ſchon hier ſehr merkbar. Metternich liebt eigentlich den General von Canitz nicht, der in Wien als ein Liberaler gilt, Bülow iſt ihm weit genehmer.

Mittags Fräulein von Wrede zu Tiſche mit uns. Nachmittags Frau von Blomberg. — Dann kam Gräfin von *, geborne Gräfin von * aus Wien, eine Art von wilder Lore Fuchs, unruhig, eigenwillig, launiſch, frank und frei, klug, ſich gehen laſſend, ohne Rückſicht und doch voll Aufmerken. Tettenborn meint, ich würde ihr den Hof machen, mir gefällt ſie aber nicht.

Als der Regen etwas nachließ, wollt' ich doch etwas gehen und mich auf dem Kurplatz umſehen, es war aber furchtbar naß, und ich ſchwindelte etwas, die Erinnerungen des Bodens waren mir offenbar nicht zuträglich. — Doktor Balling, Doktor Granville. — Unvermuthet Profeſſor Hotho aus Berlin, ſeit geſtern hier. Lady und Miß Fitzgerald, aus vorigen Zeiten. Den Fürſten von Taxis erkannt' ich erſt, als er mir ſeinen Namen ſagte. — Bald nach Hauſe.

Abends bei Tettenborn's waren die Gräfin von S., Frau von Blomberg, Fürſt von Taxis, Graf von Luxburg aus Paris, Herr von Könneritz, Herr von Küſtner aus Berlin, Graf und Gräfin von Wimpffen, geborne von Eskeles, letztere erkannte ich nicht, ſie aber ſogleich mich; ſie ſieht ihrem Vetter Bartholdy jetzt ähnlich, hat bedeutende Züge und prächtige Augen; ſie erzählte mir von Frau von Pereira ꝛc. — Ich ſprach am meiſten mit Luxburg, und dann mit Wimpffen, der von Trieſt und Venedig ſehr unbefangen erzählte, auch etwas mit Küſtner.

Kiſſingen, Sonnabend, den 9. Auguſt 1845.

Da der Boden etwas trocken geworden war, ſo macht' ich, nach der Begrüßung mit Tettenborn, einen Spaziergang auf dem Kurplatz und in der Nähe, nicht ganz ohne Schwindel. Ich beſuchte das Bureau von Niedergeſees,

einige Laden, meine vorigen Hauswirthe Karrig. — Begegnung und ſtückweis geführtes Geſpräch mit Wimpffen's, Taxis, Gräfin von *. Letztere ſieht wie ein Mädchen aus, iſt aber wenigſtens ſechsunddreißig Jahr alt, hat ſechs Kinder, ihr Mann aber — ich kannt' ihn 1810 in Paris — iſt achtundſechzig Jahr, ſie leben zuſammen in beſtem Vernehmen und reichlichen Verhältniſſen auf einer Beſitzung in Iſchl, haben aber auch eine Wohnung in Wien; die Frau iſt ihrem Manne nicht nur unverbrüchlich treu, ſondern auch in Liebe zugethan, dabei jedoch ſo unruhig, ſpielerig, lebhaft und ſcherzhaft, kokett im Benehmen und leichtfertig in ihren Aeußerungen, daß man ganz andre Gedanken haben könnte. Ich höre, daß ſie die ſorgſamſte, wirthſchaftlichſte Hausfrau iſt, obwohl ſie das Geld ſonſt nicht ſchont, immer kauft, ſchenkt, jeden Einfall ausführt. Eine ächte Wienerin von der guten Art, nicht von der ſchlimmen! Ein Uebermaß geſelliger Albernheiten, übereinkömmlicher Scherze, deren Wiederholung den langwierigen Stunden einige Belebung geben ſoll und deren Inhaltloſigkeit durch Nachdrücklichkeit ausgeglichen wird. Dieſes faſt kindiſche, weichliche Tändeln und Scherzen iſt in Wien faſt allgemein und kann einen Fremden leicht täuſchen, indem er es für Ernſt nimmt, der Ernſt aber ſteckt dahinter, und die ſelbſtſüchtigſte Ariſtokratie, der grauſamſte Stolz und die härteſte Gleichgültigkeit treten daraus oft unerwartet hervor. Von dieſer ſchlimmen Art ſcheint die Gräfin ziemlich frei.

Bei Tiſche Fräulein von Wrede und Herr von Könneritz. Nach dem Eſſen auf dem Balkon, mannigfache Unterhaltung. Tettenborn erzählte geſchichtliche, von ihm ſelbſt erlebte Züge, von denen ich einige aufſchrieb. Die Gräfin von S. kam in prächtigem Putz, mit ihr die Ge-

neralin von Both, nachher auch der General. Dieſer befragte mich eifrigſt nach Bülow, und ich erfuhr, daß er in erſter Ehe mit Bülow's Schweſter verheirathet geweſen. Bülow's Zuſtand war ſchon hier ſehr geſchwächt, und man redete ihm vergebens zu, ſeine Weiterreiſe noch zu verzögern, er wollte an den Rhein, weil er, unabhängig von dem Kommen der Königin von England, bei dem Könige ſein zu müſſen glaubte. Er hatte ſich hier unbedingt für Reichsſtände, für Preßfreiheit und für die Deutſchkatholiſchen ausgeſprochen. — Tettenborn verſichert mich, wenn Preußen eine freie Verfaſſung habe, werde in Oeſterreich das Verlangen nach einer ſolchen ungeſtüm ausbrechen, Metternich wiſſe das recht gut, fürchte aber deßhalb doch nicht die Bewegung in Preußen ſo ſehr, um ſie hindern zu wollen, nur beunruhige ihn, daß er darin keine feſte ſichre Bahn und kein befriedigendes Ziel erblicke.

Um ſechs Uhr ging ich auf den Kurplatz, ſprach den Grafen von Wimpffen und ſeine Söhne, fand den Reverend Smithwick, der mich mit einem Herrn Georg Grote bekannt machte, engliſches Parlamentsmitglied, mit deutſcher Litteratur bekannt, noch mehr ſeine Frau, er hat einen Brief für mich, von wem konnt' ich lange nicht herausbringen, endlich nannte er den Namen Lewes. — Fürſt von Taxis, Lady Fitzgerald. — Der Generallieutenant von Barner, aus Neiße mit ſeiner Familie hier, ſtürzte auf mich los, ſagte mir die freundlichſten Sachen, nahm mich unter den Arm und ging lange mit mir, in vertraulichſtem Geſpräch über unſre Angelegenheiten. Ich erſtaunte über die Macht der öffentlichen Stimmung; er war ſehr vom König eingenommen, ſonſt aber unbedingt in freiſinnigſter Richtung, ſprach ganz im Sinne der Tagesmeinungen; Verlangen nach Verfaſſung und Preßfreiheit, Anklagen

des Grafen von Arnim, Ueberzeugung von der Unſchuld Schlöffel's, Verwerfung unſrer gerichtlichen Verfaſſung, Haß gegen Eichhorn, gegen die Frömmler, die Jeſuiten, Spott über die grundloſe Annahme, daß in Schleſien Kommunismus ſei, Gefallen an der deutſchkatholiſchen Bewegung. Ein preußiſcher Generallieutenant, das iſt wahrlich viel! — Barner hat in Spanien unter Lord Combermere gedient (damals Stapelton Cotton), und führte, als ich nach dieſem fragte, mich gleich auf ihn zu; ich erneuerte die Bekanntſchaft, auch mit Lady Combermere und ihrer Tochter, die beide recht gut deutſch reden. Der Lord erzählte mir von Wynn's, dann von Oſtindien, von Soult in England. Mit der Lady ging ich lange allein, und was ſie ſagte, und wie ſie dabei ausſah, gefiel mir ſehr. — Auch Barner's Frau und Tochter ſprach ich eine Weile und begrüßte im Vorbeigehen Herrn und Frau von Kröcher.

Sehr müde nach Hauſe, auch Tettenborn und Frau von Tettenborn äußerſt ermüdet, niemand mochte in die Reunion. Nur Herr von Könneritz mußte die Gräfin von S. hinbegleiten. Fürſt von Taxis bei Tettenborn's zum Thee, und Fräulein von Wrede. Muntre Erzählungen, auch ernſte.

Kiſſingen, Sonntag, den 10. Auguſt 1845.

Frühmorgens wieder Regengüſſe, die den Boden ganz verderben. — Geſchrieben, in Schladen's „Tagebuch" geleſen. So wichtig mir das dunkle Stück preußiſcher Geſchichte von 1806 iſt, und ſo eifrig jede neue Angabe zur Aufhellung derſelben mich erregt, ſo wenig erquickt mich dieſes Tagebuch. Etwas Geringeres, Dürftigeres läßt ſich kaum denken, und nur inſofern iſt es wirklich ganz im Karakter jener Zeit. Keine Anſicht, kein Ueberblick, keine

Kraft und Entschiedenheit ist da zu finden, und der Tadel, den er auf Andre wirft, trifft vor allen den Tagebüchler selbst, der bei allem Unglück immer nur Wünsche und Seufzer hat; er ist ein Diplomat von gewöhnlichstem Schlage, die erbärmlichste Sorte von Menschen. Auch sogar die thatsächlichen Nachrichten wählte und giebt er schlecht. Dies Buch zu lesen stimmt mich ganz herab, doch kann ich es nicht ungelesen lassen, und les' es sogar mit Begier.

Ein Sonnenblick verlockte mich zum Ausgehen. Karten abgegeben bei Lord und Lady Combermere. Ich sah die Engländer zur Kirche eilen; vornehm und gering, die Weiber meist im Staat und sehr eifrig, die Männer träge; verzwickte Gesichter, nur ein paar schöne. — Neben uns an wird nun auch ein protestantisches Bethaus gebaut, auf König Ludwig's Befehl. — Reverend Smithwick.

Später mit Tettenborn nochmals ausgegangen und die Gräfin von S. besucht, die unwohl ist; Wimpffen's dort, Taxis. — Doktor Diruff, ein neuer junger Arzt hier.

Nachmittags kurze Zeit auf dem Balkon, es war zu kühl. Gräfin von S. kam, nachher Frau von Both, Herr von Könneritz 2c. Frau von Both erzählte von ihrem Aufenthalt in Paris, sie war ein halbes Jahr als Gast der Herzogin von Orleans in den Tuilerien; sie versichert, der Herzog sei nicht aus dem Wagen gesprungen, wie er zum Scherz wohl zwanzigmal gethan habe — es war ein ganz niedres, offnes Wägelchen ohne Seitenrand —, sondern der einzige Augenzeuge, ein Gendarm, habe bestimmt ausgesagt, in dem Augenblicke, als der Herzog aufgerichtet sich zu dem Kutscher vorgebogen, sei das eine Rad über einen großen Stein gegangen, und der heftige Stoß habe den Herzog im Bogen hinaus und auf daliegende Bausteine geschleudert. Ueber das Leben der königlichen Familie, die

Prinzen Nemours und Joinville, die Herzogin Helene ꝛc. viel Beſonderes.

Beim Abendbrunnen war es ſehr lebhaft, ich fand Hotho wieder, Lady Fitzgerald, Frau von Arnim, die geſchiedene, den General von Barner ꝛc. Frau von Zwierlein, geborne Adelheid von Stolterfoth, hatte ſchon längſt auf mein Hieherkommen ſich geſpitzt, ich begegnete ihr und ſchloß mich ihr eine Weile an. Sie ſieht noch recht ſchön aus, ſpricht angenehm und ſehr verſtändig. Als ſie nach Fräulein von Seefried fragte, und ich antwortete, ſie ſei auf der Engelburg bei Paſſau, habe mir von dort geſchrieben, ich ihr aber noch nicht wieder, leider könne ich nicht alle derartigen Pflichten erfüllen, — verſetzte ſie ſogleich: „Sein Sie in Betreff meiner unbeſorgt! Ich werde Ihnen keine Briefe ſchreiben, ich will Sie nur im Stillen verehren!“ Da hatt' ich's! Ich mochte nun betheuern, von ihr grade wolle ich Briefe haben, ſie blieb bei ihrem Ausſpruch. Iſt das nicht angenehm und verſtändig? — Combermere's waren nicht zu ſehen, Herr George Grote auch nicht.

Abends beim Thee die Fürſtin Gortſchakoff, Wimpffen's, Könneritz, Taxis ꝛc. Lauter zerbröckeltes Geſpräch, mit kurzen Ausnahmen zwiſchen Tettenborn und mir, und Könneritz und mir. — Wiener Leben und Verhältniſſe. Hormayr's Vertrautheit mit dem verſtorbenen Altgrafen Hugo von Salm, dem Freunde Rahel's. — In Wien dachte man gleich nach der Thronbeſteigung des Königs von Preußen den Grafen von Trauttmannsdorff durch einen geſchicktern Geſandten — etwa den Fürſten Felix von Schwarzenberg zu erſetzen, aber der König wünſchte jenen zu behalten; man würde jedoch ihn auch jetzt noch abberufen, wüßte man einen Diplomaten auszufinden, von

dem man hoffen dürfte, daß er Einfluß auf den König gewänne, aber es findet sich kein solcher!

Kissingen, Montag, den 11. August 1845.

Früh Sonnenschein, dann aber bedeckter Himmel und kalter Wind. — Zeitungen gelesen. Nebenius in Karlsruhe hat einen Schlaganfall gehabt; tiefbetrübende Nachricht! Ein tüchtiger, in Wissenschaft und Amt kaum ersetzbarer Mann. — Die Reise der Königin von England beschäftigt alle Leute über die Maßen, mich langweilt sie über die Maßen, diese zwecklose, verschwenderische Reise, die auch unsern König brandschatzt und zerstreut. — Um warm zu werden, etwas unter den Bäumen gegangen. Bello prächtig und belustigend, sein Gespiele vor zwei Jahren, der Dachshund Waldmann, kennt ihn und uns noch, Bello aber bringt es über's Herz to cut him! — Wimpffen, Both, Barner. — In „Bürger" von Otto Müller gelesen.

Nachmittags bei Tettenborn Besuch des Kammerherrn von der Tann, des Freundes vom König von Baiern, des Autographensammlers 2c. Ganz weiß von Haaren, aber ein Wirbelwind von Heftigkeit, Ueberstürmung! Er war, wie auch Wimpffen, schon Vormittags bei mir gewesen, hatte mich aber nicht getroffen, Klagen darüber, über meine Sammlerlust, die der seinen schade, aber gleich das Versprechen schöner Geschenke, eines Blattes von Leibnitz, J. M. Schmidt des Geschichtschreibers, Sailer's 2c. Er reist alsbald wieder ab. — Besuch der allerliebsten Bübchen der Fürstin Gortschakoff; besonders der jüngere, Konstantin, kaum drei Jahr alt, ist von zartester Lieblichkeit. — Besuch der Gräfin von Hompesch, der Lady Leveson,

der Fräulein von Schell. Erſt als ſie weg waren, erfuhr ich, daß die Lady Leveſon die ehmalige Lady Acton iſt, die ich 1839 in Wiesbaden kennen gelernt, die Freundin der Wynn's, die Tochter des Herzogs von Dalberg, welche ſo heftig katholiſch war und dann plötzlich einen Proteſtanten heirathete. — Herr Grote hatte mich beſuchen wollen, Lord Combermere, Smithwick.

Um fünf Uhr ging ich ſpaziren, aber es war ſehr kühl; ich ſuchte die bedeckten Gänge hinter dem Ballſaale, wo es wärmer war, und ganz einſam, ich hatte mancherlei Gedanken über die vergangne Zeit, die jetzige kam mir in Bezug auf mich wie ein Nachtrag vor, der auch ſein Gutes hat, für ſich allein aber nicht beſtehen könnte. — Geſpräch mit Lady Combermere, die mir jedesmal ungemein gefällt. — Begegnung mit Wimpffen's, die Gräfin hat eine Bitte an mich, die mich unausgeſprochen etwas beunruhigt, bis ich vernehme, daß es nur eine Einſchreibung in ihr Album iſt! Das Lebensgeſchick dieſer Frau, das ich aus frühſter Zeit begleiten kann, iſt mir ein unerſchöpflicher Stoff der Betrachtung, des Nachdenkens, — der bloße Anblick ſpannt meine Vorſtellungen, und ich kann nicht über ihn wegkommen, ich muß ihn wie ein geſchichtliches Gemählde langeſtudiren. — Combermere's nochmals, Tettenborn's, Both's, Fitzgerald's, Hotho, Barner, Herr und Frau von Zwierlein; mit letzterer ging und ſaß ich lange, Einladung, in den Rheingau bei ihr zu wohnen ꝛc., angenehmer Verſtand mit höherem Anſchwunge, beſcheidene Gutmüthigkeit und Klugheit, unbefangene Anerkennung Heine's. — Der Staatsrath von Reiſig aus St. Petersburg ſtellt ſich mir vor und bringt mir Grüße von Oliva, den er vor drei Wochen in Reval verlaſſen.

Wir ſollten den Abend bei der Gräfin von S. ſein,

die zu unwohl war um auszugehen, der Arzt Doktor Diruff wollte aber, daß ſie keine Geſellſchaft ſähe. Tettenborn's empfingen daher bei ſich wie ſonſt. Die Landgräfin von Heſſen-Rothenburg kam, die Fürſtin von Salm, geborne Salm, eine unverheirathete Prinzeſſin von Salm, die Familie Wimpffen, Graf von Putbus mit ſeinem Hündchen, Graf von Lynar, Baron von Könneritz, zuletzt Herr von Küſtner. Mit der Prinzeſſin von Salm hatte ich kleinen Verkehr, die Landgräfin war mir merkwürdig. Unterhaltendes und ſachreiches Geſpräch mit dem einen Sohne des Grafen von Wimpffen — er ſtudirt und dichtet —, über Trieſt, Venedig, öſterreichiſche Lehranſtalten ꝛc. Der jüngere nahm bald Theil; beide ſind ernſte, auf Höheres gerichtete junge Leute, in denen das von der Mutter Ueberkommene ſtark vorherrſcht. Seltſam, daß man in Oeſterreich bedacht iſt, einige Einrichtungen bei den Univerſitäten abzuſchaffen, die „der elende" Eichhorn bei uns in Preußen einführen will! zum Beiſpiel die kindiſchen Examen, die vorgeſchriebenen Lehrbücher. Das fehlte noch!

Was an ſolchem Abend alles vorkommt, aus der großen Welt, aus allen Städten und Ländern, welche Verhältniſſe und Geſchichten, das wäre kaum möglich aufzuſchreiben! Aber alles iſt Thatſächliches, Wirkliches, die Gedanken muß man dazu mitbringen und dabei doch nur für ſich behalten. — Nach zehn Uhr ging ich ſchlafen.

Kiſſingen, Dienstag, den 12. Auguſt 1845.

Nach frühem Sonnenſchein gleich wieder trüb' und regnicht. Geſchrieben, geleſen. Auf die Poſt gegangen, und dann zu Herrn George Grote, wo ich eine gute Stunde blieb. Ein ernſter, unterrichteter, freiſinniger Engländer,

weltkundig, billig. Griechiſche Klaſſiker in Tauchnitz'ſchen Ausgaben lagen auf dem Tiſche, daneben auch deutſche Bücher. Er fragte viel über preußiſche Verhältniſſe, wußte ſchon, daß Savigny „ein Ochs" — nach Bettina —, Eichhorn „der elende" — nach Humboldt — iſt, verglich die preußiſchen Sachen mit den engliſchen, fand dieſe nicht zur Nachahmung geeignet, beſonders da ſich England ſelbſt von vielen kirchlichen und ariſtokratiſchen Feſſeln zu befreien wünſcht, und ſehr zu vermuthen iſt, daß man grade dieſe nachzuahmen im Sinne habe. Schlechte Meinung von Bunſen, als von einem, der mit den Liebhabereien des Königs ſpielt, ſie nährt und ſie zum Ernſte treibt.

Die Gräfin von S. beſucht, die unwohl iſt und von Erkältung leidet; ſie ſieht in der That ganz blaß aus, und Doktor Diruff will nicht, daß ſie an die Luft gehe. — Mit Tettenborn's von dort mit einigen Umwegen nach Hauſe und dann zu Tiſche.

Nachmittags geſchlafen, dann geleſen; Regengüſſe; dann ausgegangen, im Ballſaale hatte eben die Muſik aufgehört, zu der eine große Geſellſchaft ſich verſammelt hatte. Reverend Smithwick ſtellte mich der Mrs. Grote vor, einer großen, ernſtfreundlichen, kränklichen Frau, die ſich ſogleich jedes Geſprächs fähig zeigte. Lady Fitzgerald, Lord und Lady Combermere, Fürſtin Tſchernitſcheff — mit Lady Combermere hätte ich gern ausführlich geſprochen, aber der Lord wollte militairiſche Fragen erörtern und ich mußte mich ihm zuwenden. — Man ging zum Brunnen, aber der Boden war naß, die Luft feucht. Ich ging lange mit Herrn und Mrs. Grote, auch mit letzterer allein, ſie prieſen das Talent von Gentz, ſtimmten in mein Lob der Memoiren Malmesbury's eifrig ein, Mrs. Grote wollte vorzüglich von Rahel hören, mit ſchon guter Vorkenntniß und

reinſtem Eifer. Vielerlei über Geſchichtſchreibung kam zur Sprache, und man verlangte — nicht aus Schmeichelei —, ich ſolle die ganze neuere Geſchichte bearbeiten! — Mrs. Grote iſt mit der verſtorbenen Mrs. Wynn verwandt, ſie kennt Mrs. Auſtin und ſchätzt ſehr Herrn Auſtin; Milnes iſt ein naher Freund; ſo hängt die Welt überall zuſammen!

Frau von Zwierlein nahm Abſchied von mir; nochmals herzliche Einladungen, auch von dem Manne, im Rheingau bei ihnen zu wohnen.

Aus dem Schatten der naſſen Bäume ruft mich eine Stimme an, es iſt die des Geheimenraths Eichhorn Exzellenz, des rheiniſchen Eichhorn. Ganz angenehmes Wiederſehen, das in Berlin, wo wir es leichter haben könnten, nie Statt findet. Ich muß ihm Hotho'n vorſtellen. — General von Both, Wimpffen's, Doktor Balling ꝛc.

Zum Thee bei der kranken Gräfin, mit Tettenborn's, Wimpffen's, Herrn von Könneritz. Alles ſehr elegant und reich, ſie hat eine ganze Kiſte voll Silber mitgebracht; gute Bedienung; vortrefflicher Kaffee; Kuchen eigends gebacken von ihrem Koch. Ungeachtet ihres Unwohlſeins macht ſie die verbindlichſte Wirthin, iſt heiter, freundlich gegen Alle, ſcherzhaft. — Mit dem ſächſiſchen Geſandten, Herrn von Könneritz, hab' ich ein großes Geſpräch über Konſtitution; er meint, Canitz werde ſich wundern, Reichsſtände ohne Bewilligungsrecht der Steuern ſeien in unſrer Zeit ein Unſinn, ſie würden Uebergriffe thun und niemand ſie hindern können, man denke ſich das alles falſch, als ob es noch gar keine Erfahrung in dieſen Dingen gäbe. — Ueber Bülow keine Nachricht. Man nimmt großen Antheil an ihm.

Kiſſingen, Mittwoch, den 13. Auguſt 1845.

Bei Tettenborn mit General von Both. Er hat Nachrichten vom Grafen von Dönhoff über Bülow, deßgleichen Frau von Tettenborn durch Frau von Blomberg, übereinſtimmend ſchlechte, man verheimlicht einen neuen Zufall, Schlagfluß oder gar Ausbruch von Wahnſinn, man bringt ihn nach Burgörner, dem Gut der Frau von Hedemann bei Erfurt. Canitz reiſt nun nach Stolzenfels. Niemand wird bei Bülow zugelaſſen, auch Frau von Bülow ſieht niemanden. Ein jammervoller Zuſtand!

Als es ein wenig aufgetrocknet war, ging ich unter die Bäume, ſprach den rheiniſchen Eichhorn, Wimpffen's, Lord Combermere ꝛc. Ging dann mit Tettenborn zur Gräfin von S. — Die Prinzeſſin von Salm, Fräulein von Wrede. — Frau von Both.

Die Gräfin von S. mit uns zu Tiſche, doch ſichtbar unwohl; ſie fürchtet Halsſchwindſucht, bei welchem Namen ich erſchrecke! — Nach dem Eſſen Ausſchneiderei, Flechterei, man weiß beides zu ſchätzen. — Ich ging ſchlafen und las nachher in „Bürger" von Otto Müller.

Abends beim Brunnen unangenehm durch Feuchtigkeit und Wind. — Oberſt Fitzgerald erzählt mir ſeinen in London gehabten Schlaganfall. Frau von Lauer, geborne Fränkel, redet mich an, wir ſprechen von Homburg, Berlin ꝛc. — Herr und Mrs. Grote, ſie machen mich mit Lord Leveſon bekannt, ich ſag' ihm, wie es mir mit Lady Leveſon ergangen, er ſoll mich vorläufig entſchuldigen; ſie hat mich gleich erkannt und ſich nichts merken laſſen. — Mit Grote's lange auf und ab gegangen, unter gehaltvollem, mir durchaus zuſagendem Geſpräch, gute Meinung von Friedrich dem Großen, Verdienſtlichkeit der Arbeiten von Preuß; über Wilhelm und Alexander von Humboldt,

das Werk über die Kawi-Sprache, den „Kosmos", über neuere Dichter, über Schelling's Stand in der Philosophie, Verhältniß zu den Frömmlern; daß Bunsen ihn nach Berlin gebracht, wird für ein schlimmes Zeichen erklärt.

Mit Hotho, Eichhorn und Geheimerath Doktor Wolff aus Berlin. — Professor Laspeyres aus Halle kam eben an.

Abends zum Thee bei Tettenborn's, außer Fräulein von Wrede, eine kokette Deutschrussin, alle Wimpffen's, Graf von Lynar, Herr von Könneritz, Lord Leveson ꝛc. Mit Lord Leveson viel gesprochen; er ist der Sohn des Grafen von Granville, englischen Gesandten zu Paris; er sieht überaus jugendlich aus, lustig und blasirt. Er erzählte mir Scherze von Sydney Smith dem Witzbold, von Milnes, dessen Ungezwungenheit ꝛc. — Mit Gräfin von Wimpffen über eine Stunde gesprochen; sie reist mit den beiden jüngsten Kindern nach Holland, Belgien und Frankreich, sie hat ihr Album für mich mitgebracht, es stehen hübsche Sachen darin, von Gans, Humboldt, Zedlitz, Niembsch von Strehlenau, Hammer, Pyrker, Grillparzer, — aber auch die Namen Regina Frohberg, Saphir, Braunthal finden sich! In einem musikalischen Album hat sie Blätter von Mozart, Haydn, Salieri, Rossini ꝛc. — Ein drittes Album mit Zeichnungen — sehr kostbaren, preiswerthen, von ersten Künstlern — überließ ich den Andern zum Besehen.

Unter den vielen Erzählungen, die jeden Tag aus großer und kleiner Welt vorkommen, war mir heute merkwürdig, daß General von Both uns vertraute, der Kaiser von Rußland habe schon vor ein paar Jahren zu ihm gesagt: „Je suis persuadé que je mourrai d'une mort spontanée!" — Wie gleichgültig diese Welt hier gegen

die Schweizervorfälle ist, übersteigt allen Begriff! Ob Leu ermordet worden oder nicht, man erwähnt es kaum.

Kissingen, Donnerstag, den 14. August 1845.

Regnicht und kalt, alle rheumatischen Uebel wachen auf, es ist ein wahres Leiden! — In das Stammbuch der Gräfin von Wimpffen einige Zeilen eingeschrieben; nach Paris an Heine geschrieben. — In Lermontoff gelesen. — Tettenborn.

Bei noch nassem Boden ausgegangen, das Stammbuch bei Wimpffen's abgegeben. — Oberst Fitzgerald; Musik im Ballsaal, eine Straßburgerin singt große italiänische Sachen, von vielen Zuhörern umgeben. — Besuch bei Gräfin von *; Graf von Schönborn bei ihr, der vom Lande hereingekommen, die Leveson's zu besuchen. Ich bleibe noch lange mit ihr allein, in Gesprächen ernster und angenehmer Art; das bedenkliche Thema vom Alter wird abgehandelt, von Ungleichheit desselben, wiefern das Glück an die Jugend geknüpft sei; sie vertheidigt mittelbar ihr eheliches Verhältniß, und daß ihr Mann so viel älter sei als sie, — er ist achtundsechzig, sie einige dreißig. — Bei Steigerwald neue Glaswaaren angesehen. Andre Kaufläden besucht.

Mittags mit Fräulein von Wrede die Zeichnungen im Album der Gräfin von Wimpffen durchgesehen. Unter der Erwartung. — Selbst beim Essen leiden wir Alle von der Kälte, immer auf's neue kleine Regen, die den Boden und die Luft durchfeuchten. — Gegen sechs Uhr dennoch auf den Kurplatz, weil nur Bewegung helfen zu können schien. Man ging in dem Säulengange. — Wimpffen's; die Gräfin voll zärtlicher Dankbarkeit; Herr und Frau von Both; Lord und Lady Leveson, mit welcher letztern ich

endlich zu Erklärungen komme. — Sie ist ein rechtes Weltkind, seit Jahren bald hier, bald dort; sie gehört allen Ländern an, ihr Vater ein französirter Deutscher, ihre Mutter eine Piemonteserin, ihre beiden Männer Engländer; überall hat sie Verwandte, in München, Wien, Turin, Paris, London. — Lange Zeit ging ich mit Grote's auf und ab, Mrs. Grote war „hungry" nach Mittheilungen von Rahel, ich verwies sie auf das Buch, obschon auch dieses nur ein unvollkommenes Bild von ihr gäbe; ein gutes Wort preßte mir die Verlegenheit ab, ich sagte: „Alles Hervorheben des Ausgezeichneten in Rahel giebt schon deßhalb ein falsches Bild, weil bei ihr grade das bezeichnend war, daß alle ihre Auszeichnung eigentlich unausgezeichnet erschien." Wir sprachen über Wilhelm von Humboldt, dann über Strauß, dessen Bücher Herr Grote gelesen hat und ungemein schätzt, sie sind ganz nach seinem Sinne; merkwürdig für einen Engländer! — Ich mache Herrn Grote mit Hotho bekannt. — Professor Roß, der dreizehn Jahr in Athen war und jetzt nach Halle geht, redet mich an und wir gehen eine Weile zusammen. — Gräfin von S. — Herr Matthießen aus St. Petersburg, den ich schon in Berlin gekannt, Neveroff's Freund und Granoffski's; letzterer in Moskau glücklich verheirathet.

Abends beim Thee Gräfin von S., Fräulein von Wrede, später Herr von Könneritz. Muntre Gespräche, besonders mit der Gräfin.

Kissingen, Freitag, den 15. August 1845.

Unverändert kalt und regnicht, man möchte das Bett gar nicht verlassen und ist immer schläfrig. — So schlimm wie heute war es noch nicht, morgens nur acht Grad Wärme, den ganzen Tag Regengüsse, alles schwimmt in Nässe.

Ich wollte zu Grote gehen, der Regen zwang mich umzukehren, dann, auf dem Hin- und Herwege vom Staatsrath Reiſſig, doch durchnäßt. Ich brachte dieſem meinen offnen Brief an Oliva. — Bei der Gräfin von S. fand ich Tettenborn, wir waren munter, die Gräfin erzählte mir von ihrer Jugend, ihrem Unterricht; ihre Tante, die Landgräfin von Fürſtenberg, verlangte von ihr, daß ſie von jedem Menſchen, den ſie ſah, den erſten Eindruck zu Papier bringen mußte, die gute und die böſe Seite; das war eine gute Uebung, ſchärfte Aufmerkſamkeit und Urtheil, und die Vergleichung des erſten Eindrucks mit ſpäterer Einſicht war nicht nur belehrend, ſondern auch vergnüglich. — Wir beſuchten auch Fräulein von Wrede, die unwohl war, aber doch zu Tiſche kam. Gräfin von Wimpffen dort. — Reverend Smithwick ermahnt mich, für mein ſichtbares Beſſerbefinden doch nur ja Gott recht dankbar zu ſein; ich beruhige ihn, dieſes Gefühl ſei beſtändig bei mir wach und rege; der Mann nimmt dieſe Sache, als gälte es, täglich ſeinen Groſchen abzutragen, und als dürfe man die Schuld nicht in Einer Zahlung abthun, er will tägliches Gebet. Er meint es aber in ſeiner Beſchränktheit äußerſt gut.

Beim Mittageſſen lauter Klagen und Unluſt wegen des Wetters. Das Papierflechten war nachher äußerſt willkommen, Frau von Tettenborn hat es ſchnell erlernt, die Gräfin von S. will es in Iſchl als Winterzeitvertreib einführen. — General von Both und Frau nahmen Abſchied. — Der Regen war ſo ſtark und anhaltend, daß an Ausgehen gar nicht mehr zu denken war. Die Gräfin konnte nicht nach Hauſe, blieb gleich zum Abend. — Ich ſchrieb einige Zeilen an Herrn Grote.

Der Thee kam früher als sonst. Außer der Gräfin von S. waren noch Herr von Könneritz, Graf von Wimpffen und der ältere Sohn, dann Herr von Küstner zugegen. Später kam Lord Leveson. In diesem hab' ich mich gröblich geirrt; er unterhielt den ganzen Abend mit Tettenborn und dann auch mit mir ein ernstes, gehaltvolles Gespräch über Staats- und Kriegssachen, wußte vieles, fragte sehr gescheidt und bewies lebhafte und verständige Theilnahme. Auch hörte ich, daß er in dem Ministerium Palmerston's eine ganze Zeit Unterstaatssekretair gewesen. Lady Fullerton, Verfasserin des puseyitischen Romans, ist seine Schwester und eben jetzt wieder mit einem Werke beschäftigt; Lord Egerton (früher Sir Francis Leveson Gower), der Uebersetzer des „Faust", ist sein leiblicher Vetter. — Er ist ungemein höflich und zuvorkommend.

Noch muß ich anmerken, daß der schlesische Minister Schlabrendorf der Urgroßvater der Gräfin von S. war, der pariser Schlabrendorf aber der Bruder ihres Großvaters. — Frau Josephine von Münch, die in Rahel's Briefen aus Wien öfters vorkommt, ist schon lange todt, artige Gedichte von ihr sind unter dem Namen Sephine gedruckt worden. Ueber die Walhalla wurde viel gesprochen, die Treppe von der Donau herauf erlitt allgemeinen Tadel, nur Küstner wollte sie loben. Nachrichten von Stolzenfels hatte Graf von Redern ihm geschrieben. Wenn dort das Wetter nicht besser ist, so werden die Lustbarkeiten schlecht ausfallen! Die Königin wollte nur drei Tage — statt vier — dort bleiben, morgen soll sie in Würzburg übernachten.

Kiſſingen, Sonnabend, den 16. Auguſt 1845.

Das Wetter iſt wo möglich ärger noch als geſtern, zwiſchen dem Regen ſtürmt ein rauher Wind. Alles ſieht und fühlt ſich wie im unangenehmſten Herbſt. Man friert grauſamlich.

Beim Mittageſſen war Herr von Könneritz. Leveſon's ſind nach Würzburg gefahren und gehen von da weiter. Bald nach Tiſche kam die Gräfin von S. und wir plauderten uns bis gegen fünf Uhr hinan, unter ernſten Mittheilungen, Scherz und Lachen, Flechten und Ausſchneiden, während draußen der Regen ſtürmte. — Um fünf Uhr, da es unmöglich war auszugehen, zog ich mich auf meine Stube zurück, nur um allein zu ſein, da klopft' es gleich an meine Thüre, und herein tritt der Reverend Smithwick, diesmal ſehr unwillkommen, aber ich ließ es ihn nicht merken. Er hielt mir eine Predigt über Tod und Ewigkeit, ſprach von ewigem Heil und ewiger Verdammniß, die über der Sterbeſtunde ſchwebten, und daß man je älter je näher dem Tode ſei. Das Letztere läugnete ich und fand in den Beiſpielen von ſpäter Bekehrung und Vorbereitung zum Tode, die er von namhaften Weltkindern erzählte, nur Beiſpiele von Schwäche und Feigheit. Als er meinen lieben Voltaire ſchmähen wollte, wurd' ich etwas böſe und ſagte ihm, meiner Ueberzeugung nach ſeien Chriſtus und Voltaire die beſten Freunde. Doch lenkt' ich wieder ein, um den guten Mann nicht zu ſehr zu ärgern, obſchon die pfäffiſche Anmaßlichkeit, mir Gewiſſen und Urtheil ſtimmen zu wollen, einige Strafe wohl verdient hätte. Der Regen hielt den Mann bei mir feſt, ich litt ſehr an dem erzwungnen Geſpräch, ſah es aber endlich als eine engliſche Sprachſtunde an und dauerte aus, ſo gut ich konnte.

Um sieben Uhr wieder zu Tettenborn's, wo Könneritz, die Gräfin von S., die ganze Familie Wimpffen, der Graf von Lynar. — Mit Könneritz und Wimpffen neue Staatsverhältnisse besprochen, die Religionsunruhen — in Leipzig und Halberstadt gewaltsame Auftritte —, das Adelswesen, die Ranganssprüche, die Hoheit, Durchlaucht und Erlaucht, die Freiherrnschaft! Merkwürdig war mir die Aeußerung, daß die Ahnenprobe der Kammerherren, die noch in Dresden und Wien besteht, bald abgeschafft werden müsse, denn in Sachsen könne sie bald niemand mehr leisten, und die Kammerherren würden aufhören müssen; in Oesterreich aber sei der Mißstand auffallend, daß nun schon mehrere Fürsten sie nicht machen können, der junge Fürst Richard von Metternich, der junge Fürst Esterhazy, sogar, wenn ich mich recht erinnere, ein junger Fürst von Liechtenstein nicht. Solche Einrichtungen sterben wirklich natürlichen Todes, aus Erlöschen der Lebenskraft, man braucht sie nicht abzuschlachten!

Kissingen, Sonntag, den 17. August 1845.

Herbstlich kalt, ein paar Sonnenblicke früh, doch der kalte Wind führt gleich wieder schwere Wolken herbei und der ganze Himmel ist trüb' umzogen.

Besuch bei Fräulein von Wrede, die noch unwohl ist, Frau von Tettenborn und Gräfin Gudowitsch. Von hier auf's neue auf den Kurplatz und in das Lesekabinet. Nachrichten über die Vorfälle in Dresden, Herr von Küstner theilt einen Brief mit, der sehr genaue Umstände giebt und sehr gegen den Prinzen Johann von Sachsen spricht. Die Erbitterung scheint groß, und keine solche, die schnell vorübergeht oder örtlich beschränkt bleibt. Herrn von Kön-

neritz ist sehr übel bei diesen Sachen zu Muth; er möchte gern die Schärfe gutheißen, obwohl er zugiebt, daß sie hauptsächlich die Unschuldigen getroffen habe.

Fräulein von Wrede wieder mit bei Tisch. — Nach dem Essen kam die Gräfin von S. in schönstem, geschmackvollstem Anzuge. Es war vom Paradies die Rede, „dort hätten Sie das schöne Kleid nicht an!“ — Herr von Könneritz, Frau von Bartholomei ꝛc.

Ich wurde gerufen, Herr Grote war zum Besuche bei mir. — Er ist ein gründlicher Gelehrter und in allen Stücken wohldenkend. Er hat „Hans von Held“ gelesen und fragt gescheidt nach den heutigen Zuständen Preußens, die ihm sehr bedenklich scheinen. „Der König hat den ganzen Staat aufgewühlt, das ganze Volk unruhig gemacht, der ist ein Agitator, gegen den kein andrer aufkommt, O'Connell selbst muß ihm nachstehen.“

Nach fünf Uhr, bei etwas Sonnenschein, mit Tettenborn's, mit Gräfin von S., Fräulein von Wrede, Graf von Wimpffen unter den Bäumen. Um die Sonne besser zu genießen, geh' ich allein eine Strecke zur Lindles-Mühle hin und habe zwischen Feldern und Wiesen gleich ganz andre Gedankenfolge. Zurückgekehrt, find' ich Herrn Grote, den ich aber Herrn Professor Hotho überlasse, und gehe lange mit Mrs. Grote, die mit großem Verstand und vieler Herzenswärme spricht; sie scheint mit den ersten Männern Englands in Verkehr gestanden zu haben; von Herrn Grote, sagte sie mir, werden jetzt eben zwei Bände einer Geschichte von Griechenland gedruckt, Niebuhr schätzte ihn und Böckh schreibt ihm.

Freiherr von Hallberg, der Eremit von Gauting, ein elender Possentreiber für den vornehmen Pöbel. — Frau von Lauer redet mich an und ich gehe eine Weile mit ihr.

Staatsrath von Reiſſig. — Frau von Bartholomei im Rollſtuhl und in Pelz eingehüllt. Es bleibt kalt, ungeachtet der Sonne.

Abends zum Thee die Gräfin von S., die Familie Wimpffen, Graf von Lynar, Herr von Küſtner, Herr von Könneritz, Frau von Bartholomei, Fürſtin Tſcherniſchoff (geb. Sotoff) und Tochter ꝛc. Die Gräfin von W. weiß noch recht gut, daß ſie als Kind in mich verliebt war und darüber geneckt wurde; aber auch ſpäterhin, als ich in meinen „Denkwürdigkeiten" geſagt, ſie habe als Kind ſich mir angeſchmiegt, iſt ſie darüber ſehr geneckt worden. Ich glaubte, das alles wäre bei ihr längſt vergeſſen. Eine ſonderbare Frau; ſie hat Geſichtszüge wie eine Heldin, und iſt übermäßig weich; jetzt weint ſie, weil der Mann nicht auf ihre Bitten länger bleiben will —, ſein Urlaub iſt ſchon lange abgelaufen, und doch will ſie allein nach den Niederlanden und Paris reiſen.

Man ſprach davon, daß wir am Mittwoch Alle fortreiſen, die Gräfin von Wimpffen dann ſehr allein bleiben wird; es wurde ſehr beklagt. „Ich könnte allenfalls noch bleiben." — Ja? Nun ſo thun Sie's doch! — „Ich muß vorher wiſſen, was man für mich thun will." — Für Sie thun? O alles! — „Dann bleib' ich." — Tauſend Scherze mit der Gräfin, die man, ohne Wien und Wiener Leben und Art zu kennen, gar nicht verſtehen kann.

Kiſſingen, Montag, den 18. Auguſt 1845.

Bedeckter Himmel, doch zerreißen die Wolken bald und die Sonne bricht hervor. — Im Bette gefrühſtückt um halb ſieben Uhr, aber gleich nachher aufgeſtanden und geſchrieben. — Um neun Uhr bei Tettenborn, dann unter die

Arkaden zur Gräfin von S., die mich noch zum zweiten Kaffee beſonders geladen hatte. Graf von Wimpffen und ſeine Söhne, Graf von Lynar und ein Herr von Bredow ſchloſſen ſich an. Alles gut und angenehm, es wurde einiges geſprochen, man freute ſich der Sonne, die doch bald zu heiß brannte. Nach einigem Schlendern auf dem Kurplatze — Bello hatte ſchon durch ſeine Sprünge Ehre eingelegt — wurde ein Spazirgang zur Lindles-Mühle gemacht. Man erörterte und genoß die kleinen Vorzüge der Gegend, alles ſah friſch und heiter aus. Die Gräfin erzählte natürlich von ihren Gegenden bei Iſchl und machte mit lebhafter, doch bequemer Rede die anziehendſte Schilderung der dortigen Schönheiten, beſchrieb Spazirgänge, die Herrlichkeit der Vegetation, des Himmels, die nach der Verſchiedenheit der Jahreszeit wechſelnden Eindrücke. Sie liebt das Landleben und findet es auch im Winter ſchön. Sie hört die Lawinen an ihrem Schreibtiſch! Sie ſchildert mir ihr durch Haushaltung, durch die Sorge für den Mann und ſechs Kinder genugſam beſchäftigtes Leben, ſie wünſcht kein anderes. — Wir kamen nach zehn Uhr zurück und trennten uns, um jeder ſeine Briefe zu ſchreiben. Der Spazirgang, lang entbehrt, that uns Allen wohl.

Mittags mit Tettenborn's, Wimpffen's, Könneritz und der Gräfin von S. unter den Bäumen, geſchlendert, geplaudert, — mir alles zu viel Müſſiggang. Manche gute Bemerkung und Angabe fällt doch ab; ich zeichne mir folgende auf: Gentz kam eines Tages zu Tettenborn und fragte ihn vertraulich, ob es denn wahr ſei, daß man ihn eines unnatürlichen Geſchmacks beſchuldige? Und als jener verſetzte, geſagt werde es allerdings, ſo brach Gentz in Thränen aus und rief: „Sie wiſſen aber doch gewiß,

wie fern ich von ſolchem Abwege, wie ſehr ich auf dem rechten Wege bin!"

Nach dem Eſſen mit Frau von Teltenborn und Fräulein von Wrede das muſikaliſche Album der Gräfin Wimpffen durchgeſehen. Ich hätte die Blätter von Mozart, Haydn, Paganini und einigen Andern gern herausgeſchnitten. Die Damen wollten es nicht erlauben.

Beſuch von Herrn Grote, er lud mich zu einem Spazirgang ein; ich mußt' es ablehnen, weil ich verſprochen hatte mit unſrer Geſellſchaft zur Saline zu gehen. Als ich dazu auf dem Kurplatz mich einſtellte, waren die Damen andern Sinnes geworden, und man ging und ſaß, trat in Läden, ging wieder. Ich wurde deſſen überdrüſſig und ging für mich allein umher, meinen Gedanken nachhängend, die ziemlich ſchwermüthig waren. Nachher entdeckte ſich's, daß Wimpffen's, Lynar und Andre, die nach Trimberg hatten fahren wollen, dies aufgegeben hatten, und in der Hoffnung, uns dort zu finden, nach der Saline gegangen waren. Alles ſchlug heute fehl.

Als ich wieder zu meinen Leuten kam, rief mir Teltenborn ſogleich die „Hiobspoſt" entgegen, daß er, anſtatt am 20., erſt am 26. abreiſen werde, und hoffe, ich werde nun auch nicht eher abreiſen wollen. Unter den waltenden Umſtänden konnt' ich nur zuſagen; aber die Sache ſelbſt verurſacht mir große Störung. Ich muß wieder meine Ordnung und Beſchäftigung zu Hauſe haben, ich entbehre zu viel!

Grote's und Smithwick freuen ſich meines längern Bleibens. Mrs. Grote iſt eine ausgezeichnete Frau, von großem Verſtand und Sinn, und wie den tiefen Ernſt verſteht ſie auch leichten Scherz. Ich erzählte ihr, in Smithwick's Gegenwart, wie derſelbe mich neulich habe auf den

Tod vorbereiten wollen, und einen anders Gestimmten, als ich grade war, dadurch hätte zum Tod erschrecken können. Daß ich behauptete, an Bello's Seelenheil nicht zu zweifeln, war mehr als spaßhaft.

Tettenborn erzählte mir lachend, als er mit Herrn von Könneritz Arm in Arm gegangen, sei derselbe für mich angesehen worden; ein Vorübergehender habe zu seinen Gefährten hastig gesagt: „Der da mit dem General Tettenborn geht, das ist der berühmte Varnhagen!" worauf Alle auf Könneritz gesehen! Der Spaß war für die Gesellschaft eine große Ergötzlichkeit. — Wie erbärmlich war dem berühmten V. grade zu Muth! Er hatte vergangnes Glück, vergangnen Lebensreiz überdacht und sehnte sich nach neuen Belehrungen, großen Aufschlüssen, wie er in lehrreichen Jugendjahren sie so reich empfangen.

Abends zu Graf und Gräfin Gudowitsch, wo große Gesellschaft. Die Wirthe sehr zuvorkommend, auch ihre Tochter, Schwiegertochter des Generals Dochtoroff. Fürstin Tschernüschoff und Tochter, Fürstin Kallimachi aus der Moldau, eine glänzende Schönheit, Herr Strukoff, ein eleganter russischer Offizier, der französische Konsul aus Stettin 2c. Bücher lagen umher; der Graf prüfte mich gleich im Russischen, voll Verwunderung, er meinte, ich sei der einzige Deutsche 2c. Er fragte mich „indiskret", wie er selbst es nannte, ob die Russen bei uns wirklich so verhaßt wären? Ich antwortete gelassen: Allerdings! — „Aber warum?" — Weil uns von ihnen nur schlechte, despotische Einrichtungen kommen. — „Ein Oberst, der hier war und den ich das Gleiche fragte, meinte, nur einige erhitzte liberale Köpfe seien es, die wider uns eiferten! Tettenborn! Wie hieß doch der Oberst, der hier war aus Preußen? Heister! Richtig, so hieß er. Aber

ich seh' wohl, der war nicht aufrichtig, und Sie sagen die Wahrheit!" — Gegen zehn Uhr gingen wir nach Hause, im schönsten, kältesten Vollmondschein!

Kissingen, Dienstag, den 19. August 1845.

Eine fast schlaflos hingebrachte Nacht, Gedanken und Träume gleich peinlich. — Der Himmel sehr umzogen. Ich lehne die Einladung zum Kaffee auf der Oelmühle, wo die Damen uns bewirthen wollen, standhaft ab und bleibe bis neun Uhr im Bette, doch ohne den versäumten Schlaf einbringen zu können. — Noch sind Alle dort beisammen, da rauscht plötzlich strömender Regen vom Himmel, und es hat ganz den Anschein, als sei es mit dem bessern Wetter schon wieder vorbei. — Das wird eine traurige Woche werden.

Bis zum Mittagessen auf meinem Zimmer geblieben, dann mit Tettenborn's, Fräulein von Wrede und Herrn von Könneritz gegessen. Große Unterredung über Deutschlands politischen Zustand, die Stellung des Fürsten von Metternich dabei, dessen Ansichten und Erwartungen. Er hat schon einmal gesagt, er könne die Verantwortung, dem Könige von Preußen Rath zu ertheilen, nicht auf sich nehmen, er wisse aber auch keinen, und erkläre sich für den Augenblick bankerott, er könne nur den weitern Entwicklungen aufmerksam zusehn und die Gelegenheiten, wo mit Erfolg einzugreifen sei, abwarten. Er hat sich schon oft in diese Zuschauerrolle zurückgezogen. Den Anträgen auf Preßfreiheit, denen man am Bundestag entgegensieht, wird er nie für Oesterreich beistimmen; dem Könige von Preußen jedoch, meint man, sei weniger am Erfolge gelegen als am Vorschlage, und das dürfte wohl richtig sein.

Metternich hatte Vertrauen zu Canitz, aber zu Radowitz würde er es nicht haben, vielleicht zu Liebermann; übrigens ist sein Grundsatz, einen vorgeschlagenen Gesandten nie bestimmt abzulehnen, wohl aber ihn, wenn er ihm nicht gefällt, gänzlich bei Seite stehen zu lassen und alle wichtigen Geschäfte an dessen Hofe selbst durch den österreichischen Gesandten zu betreiben. Wichtigkeit des Wiener Hofes in diplomatischer Beziehung, Schwierigkeit der Stellung eines Gesandten dort, dem nichts mehr schadet als zu eifrige Thätigkeit. Ueber Radowitz viel Ungünstiges, von Wien und von München her, an beiden Orten wollte er imponiren und ist durchgefallen. Ueber Bunsen auch viel Ungünstiges, man wisse recht gut, daß er den König zu Phantastereien zu verleiten suche. Canitz wurde gelobt. — Ob ich den Fürsten nicht auf dem Johannisberg besuchen wolle? Es kann weder mir nützen, noch der Sache!

Den Damen gefällt es, in's Theater zu gehen; Tettenborn und Könneritz wollen die Spielbank besuchen. Ich gehe auf mein Zimmer. Die Luft ist plötzlich ganz warm geworden, aber furchtbar strömt der Regen vom Himmel. — Einschläferndes Wetter. Trostlos!

Nach sechs Uhr bei wahrer Scirocco-Luft unter die Arkaden gegangen. Frau von Lauer gesprochen, Wimpffen's, Eichhorn, Professor Roß, Staatsrath von Reissig, Herr von Hohenhausen. — Frau von Rommel aus Kassel, die mir Grüße von ihrem Manne bringt und sein Bedauern, nicht mit hier zu sein; Reverend Smithwick unterrichtete mich auf's neue wegen des Erlösungswerkes. — Ich setzte mich auf eine Bank mit Herrn Matthießen, der mir erzählte, mein junger Freund Skatschkoff, der in Berlin den Buchhandel studirte, habe dieses Fach verlassen, weil dabei in Rußland

zu viele Schwierigkeiten vorkämen, und ſei jetzt in Archangel als Lehrer bei der Handelsſchule angeſtellt; über Bakunin und ſein Geſchick.

Unerwartet zeigt ſich der wunderbarſte Lichthimmel, die Sonne uns durch eine ungeheure durchſcheinende goldglänzende Wolke entzogen, aber zauberiſch fällt ihr Glanz auf die Ruinen der Bodenlaube und der nächſten Bergabhänge, während zugleich ein Regenbogen in hellen Farben prangt. Hunderte von Menſchen ſtanden am Brunnen ſtill und ſtaunten das herrliche Schauſpiel an, deſſen duftige Schimmer und ſchwebende Farbenzüge — von eilendem Gewölke hingetragen — gewiß alles übertrafen, was am Rhein in den letzten Tagen mit bengaliſchem Feuer geleiſtet worden, — mit bengaliſchem Feuer, ohne das ſchon keine Majeſtät mehr erſcheinen kann, es iſt das „Heil dir im Siegerkranz" der Dekorateurs! — Ich ſaß nachher mit Tettenborn, Wimpffen, Gudowitſch, Frau von Bartholomei, auch Küſtner kam heran.

Den Abend zum Thee bei Gräfin von S., ich zuerſt bei ihr allein, und mache ihr eine Szene, bei der ſie anfangs völlig getäuſcht war, nachher ſehr mit mir lachte, dann in ernſte Freundlichkeit überging. Tettenborn's kamen, alle Wimpffen's, Fräulein von Wrede, Könneritz, Herr von Bredow, Gutsnachbar von Nennhauſen, mit der Fouqué'ſchen Familie genau bekannt. — Frau von Tettenborn und ich mit Flechten beſchäftigt. — Ueberreiche Bewirthung, der Brunnenkur nicht angemeſſen! — Mancherlei Erzählungen, Könneritz in beſter Laune.

Der König von Baiern hat dem Könige von Preußen gute Rathſchläge geſchrieben, wie er ſich in ſeinen Verwicklungen benehmen ſolle, hat dabei ſeine längere Erfahrung angeführt und dem Könige, wenn er nicht darauf einginge

und sich warnen ließe, Unheil prophezeiht. Dazu braucht man nicht erst die Erfahrung des Königs von Baiern! „Und was glauben Sie", fragte dieser, als er seinen guten Willen für seinen Schwager jemanden erzählte, „was darauf erfolgt ist? Er hat mir gar nicht geantwortet." Die süddeutschen Regierungen fürchten alle den Gedanken preußischer Reichsstände wie ein gräßliches Gespenst, das ihnen Angst und Noth verursachen muß.

Es bestätigt sich, daß die Festlichkeiten am Rhein und besonders die Theilnahme des Volks weit geringer waren, als die Zeitungsnachrichten es angeben. Der Toast des Königs, auf den letzten großen Sieg gegen Frankreich anspielend und dazu den Namen der Königin gebrauchend, soll dieser etwas mißfällig geworden sein, nachdem sie darauf gebracht worden, daß dergleichen dem Freundnachbar Louis Philippe unangenehm klingen müsse.

Kissingen, Mittwoch, den 20. August 1845.

Furchtbarer Sturm wüthete die Nacht hindurch und dauerte etwas schwächer auch in den Morgen hinein fort. Es war kaum Donnerschlag und Windstoß zu unterscheiden. Wenigstens trocknet dabei der Fußboden! Heute war früher die Abreise bestimmt. Nun steht sie auf den 26. angesetzt. Ich für mein Theil bleibe auch nicht länger.

Besuch bei Smithwick, bei Grote, mit letzterm die kirchlichen Bewegungen im nördlichen Deutschland, der Katholiken und der Protestanten, ausführlich besprochen, er stimmt meinen Ansichten bei. — Einen Spazirgang konnt' ich bei dem unfreundlichen Wetter nicht machen. Als ich wieder

auf meiner Stube saß, kam Graf Gudowitsch, der lange bei mir blieb und viel sprach.

Die Nachrichten vom Rhein lauten matt; der König scheint mit allen großen Anstalten und Beeiferungen wenig Wirkung gethan und wenig Dank verdient zu haben. Außerdem hat auch der Fürst von Metternich von seiner Reise wenig Befriedigung, ihm ist nicht die erwartete Auszeichnung widerfahren, und verwöhnt wie er ist, empfindet er das fast als Beleidigung; die Königin scheint ihn ganz auf den Fuß andrer gewöhnlichen Minister behandelt zu haben. — Wir flechten, erzählen, lachen; Könneritz guter Laune.

Unter den Arkaden eine Weile bei Frau von Lauer und Tochter gesessen; Frau Geheimräthin Kölz giebt sich mir zu erkennen, ich hatte sie in fünfundzwanzig Jahren nicht gesehen! — Besuch bei der Gräfin von S., die unwohl auf dem Sopha liegt; Tettenborn's, Könneritz, Wimpfen 2c. Große Munterkeit und guter Scherz über des Herrn von Könneritz Uebereilung, uns gemeinschaftlich mit der Gräfin einen Abschiedsschmaus zu geben. Die Gräfin sucht die Kosten immer höher hinaufzutreiben, Könneritz hingegen sie möglichst niederzuhalten, mit bester Laune und Art, es kommt viel Komisches an den Tag.

Mit Tettenborn und Könneritz beim Brunnen. Gespräch über Freimaurerei und des Prinzen von Preußen Verhältniß zu derselben. — Mit Hotho gegangen und mit Konsistorialrath Thilo aus Halle, der noch in Leipzig nach den dortigen Vorfällen war und sie ganz zum Nachtheile des Prinzen Johann erzählt. — Smithwick. — Der griechische Pope aus Weimar, und Professor Stepanoff aus Charkoff, der aber nur russisch kann; Professor der Staatswirthschaft und des Völkerrechts. — Grote's nicht gesehen, Mrs. Grote

ist sehr leidend, wie ich höre. — Artige Engländerin, die auf einer Bank den übrigen dritten Platz neben Tettenborn und Könneritz ohne Umstände einnimmt, auf deren Ansprache frank antwortet und sogar scherzt; edles Selbstbewußtsein und Vornehmheit und Unschuld, die den besten Eindruck machten; sie ist eine Tochter des Generals Hamilton.

Bei Tettenborn's zum Thee sehr lebhaft, alle Wimpffen's, Fräulein von Wrede, Frau von Bartholomei, Herr von Bredow, Herr von Könneritz, Fürstin Tschernüschoff und Tochter 2c. Die Fürstin sprach mit mir sehr freundlich und angelegen, als mit einem alten Bekannten und Kriegsgenossen des Fürsten, nicht ahndend, daß derselbe mir stets fremd und in manchen Zeiten gradezu feind gewesen; ich war wenigstens so ehrlich, keinerlei Schein anzunehmen, als sei das anders gewesen, und ließ das Gespräch auch bald abgleiten. — Unterhaltungen aus der Kriegsgeschichte mit Tettenborn. — Herrlicher Mondschein, gestirnter Himmel, kühle Luft.

Kissingen, Donnerstag, den 21. August 1845.

Der Wind kämpft mit den Wolken und macht der Sonne Raum, doch ist es noch äußerst rauh, und erst gegen Abend wird es milder; von den Wiesen aber kommt kalter Dunst.

Den Grafen Gudowitsch besucht. Die Fürstin Kallimachi. — Unter den Bäumen mit Tettenborn's, Könneritz, Fräulein von Wrede und Gräfin von S.; kleine Spannungen und Zwiste wegen des beabsichtigten Gastmahls; die Gräfin hat die Einladungen ausgedehnt. Könneritz

droht, nun auch * einzuladen! Der Scherz überwiegt und die kleine Verdrießlichkeit verzieht ſich ohne weitere Störung. — Ich gehe mit der Gräfin etwas allein ſpaziren. Ihr Schwiegervater war in hoher Gunſt bei der Kaiſerin Maria Ludowika, gebornen von Eſte, auch bei dem Kaiſer Franz ſelber; er las der Kaiſerin oft Abends vor, hatte ihr volles Vertrauen und ſie ſchrieb ihm auch häufig. Die Gräfin weiß von den Sachen, die mir Hormayr erzählt hat, daß die Mutter der Kaiſerin, durch das Beiſpiel ihrer Tochter, der Kurfürſtin von Baiern, erſchreckt, die zweite Tochter für das Kloſter beſtimmt. Ueber die Geſchichte, welche Schiller in den „Räubern" bearbeitet, als auch in der Familie Sickingen wurzelnd; hievon wußte die Gräfin nichts. Ueber Franz von Sickingen, ſeine Plane, Verdienſte, ſeinen Karakter.

Miß Bethell, Kouſine von Mrs. Grote, redete mich an, ihre Mutter kam dazu und wir gingen eine Weile auf und ab; Mrs. Grote hat auch geſchrieben, über Muſik — ſie ſoll eine große Kennerin und Meiſterin ſein —, über Staatswirthſchaft, Polizei ꝛc. Sie hat eine ſtarke Richtung zur Politik und iſt äußerſt thätig in der freiſinnigſten Weiſe.

Ich führe Herrn Profeſſor Roß zu Tettenborn. — Herr von Bredow.

Mittags viel Scherz über die Zwiſtigkeiten. Könneritz aß mit uns. Daß in Tivoli bei Berlin der Brief Uhlich's, der nicht geleſen werden durfte, geſungen wurde, macht vielen Spaß.

Nachmittags, nachdem ich eine Weile geruht, ging ich allein zur Lindles-Mühle, den artigen einſamen Weg zwiſchen Feld und Wieſen. Dieſer Weg iſt meinen innigſten Gedanken beſonders günſtig, faſt immer giebt er mir eine

erhöhte Stimmung, wenn auch eine meist schwermüthige. Manche Spannungen und Eindrücke fallen weg und geben einem Gefühl von Befreiung Raum, wie es ein Müder hat, der die Kleider abwirft. Es war zu kalt, um zu sitzen, und ich ging gleich wieder zurück. Auf dem Kurplatze gesellte sich Herr Grote zu mir, wir gingen und saßen abwechselnd, und hatten gutes Gespräch; Mrs. Grote noch krank und zu Bette. — Hotho, Frau von Bartholomei, Professor Roß. Zwei Engländerinnen, befreundet mit Grote's, Misses Maberly, von denen die eine vortrefflich singt. — Fräulein Hamilton, Tochter des blinden Generals, wieder auf der Bank ausruhend, und Tettenborn setzt sich zu ihr, hernach die Fürstin Tschernüschoff, die schon längst mit ihr bekannt ist. — Graf Gudowitsch, Strukoff, der Professor Stepanoff und der Pope aus Weimar. — Ein großes, verblühtes, gedrückt aussehendes Fräulein geht vorüber, noch Schönheit verrathend, aber keine mir angenehme, man sagt mir, es sei Fräulein von *, die letzte Geliebte unsers Prinzen August; ihr Begleiter scheint ein völlig gleichgültiger Mensch zu sein. — Ich setze mich zur Fürstin Tschernüschoff, die mir allerliebste Geschichten vom klugen Hündchen der Miß Hamilton erzählt.

Abends beim Thee große Munterkeit mit Gräfin S., das Lachen will nicht aufhören. Tollheiten, Probe von: „O lieber, lieber Varnhagen!“ Sie macht aus dem Scherze die liebenswürdigste Artigkeit, indem sie betheuert, sie sage nie etwas, was sie nicht meine. — Spät kamen noch Wimpffen's, die nach Trimberg gefahren waren. Die Gesellschaft blieb sehr lebhaft, und besonders wurden Wiener Verhältnisse verhandelt, auch die Prozeßsachen von Wald-

ſtein, Windiſchgrätz ꝛc. Um halb elf Uhr trennte ſich die Geſellſchaft. — Heller Mondſchein.

Kiſſingen, Freitag, den 22. Auguſt 1845.

Frühmorgens empfindlich kalt und dicker Nebel, langſam vergeht er und die Sonne dringt durch. Herbſtlich. — Gegen elf Uhr auf dem Kurplatz, anfangs ganz allein; Bello luſtig. — Der weimariſche Pope Sabinin erzählt mir mancherlei von der griechiſchen Kirche, unter andern ein artiges Geſchichtchen von einem ruſſiſchen Bauer, der zur Beichte geht: „Ach, lieber Vater", ſagt er, „ich habe Tauben geſtohlen!" — Tauben? Und was haſt du damit gemacht? Wo ſind ſie? — „Dort in der Ecke liegen ſie." — Laß ſie liegen! — Und der Beichtvater legt ihm eine Buße auf und nimmt dann die Tauben mit. Das nächſtemal beichtet der Bauer auf's neue: „Ich liebe ein ſchönes Mädchen, und ſie war mir ſchon oft zu Willen." — Was, ein ſchönes Mädchen? Wie heißt ſie, wo iſt ſie? — „Ach nein, lieber Vater! Das iſt nicht wie die Tauben!" — Profeſſor Stepanoff, Graf Gudowitſch, Strukoff, Herr von Bredow. — Frau von Tettenborn, Fräulein von Wrede, Gräfin von S.; letztere hat eine Porzellanfigur zugeſandt erhalten, die einen knieenden Herrn vorſtellt, es war geſchickt eingerichtet, ſo daß ſie das Päckchen annehmen und eröffnen mußte, Frau von Tettenborn hatte den Scherz veranſtaltet, nun ſinnt die Gräfin, von wem es herrühren und wie ſie ſich rächen könnte; jedem wird der Verdacht anprobirt, auch mir. Herr von Könneritz, Graf und Gräfin von Wimpffen. Einladung zu heute Abend bei Wimpffen's.

Mittags Könneritz bei uns. Mancherlei diplomatische Gegenstände besprochen, der Fürst von Metternich ist immer ein Hauptthema, auf das man stets zurückkommt. Es ist gewiß, daß den Fürsten die Reise der Königin nicht erfreut. Auch der König von Preußen soll mit dem Verlauf des Besuches wenig zufrieden sein.

Fürstin Tschernüschoff hat Briefe vom Fürsten aus St. Petersburg, daß die Russen im Kaukasus einen großen, blutigen Sieg erfochten, zwei Generale sind geblieben, viele Offiziere. Ob es ein Sieg ist? ein blutiges Treffen war es ohne Zweifel.

Nachdem ich zu Hause eine Weile gelesen, ging ich mit Tettenborn's um acht Uhr zu Wimpffen's, wo Könneritz, Küstner 2c. Die Gräfin von S.

Kissingen, Sonnabend, den 23. August 1845.

Man beschuldigt den jetzigen Badekommissair und Landrichter Herrn von Zu Rhein, daß er die Badegesellschaft ganz sich selbst überlasse, nichts anrege oder veranstalte, sich um niemanden bekümmere; und rühmt dagegen den vorigen Badekommissair Herrn von Rotenhan, der sehr thätig gewesen sei. Ich aber finde, daß es jetzt weit besser ist, und sogar die Geselligkeit eher gewinnt, als verliert; denn der unselige Rotenhan dachte nur an die Vornehmen, beförderte aristokratische Absonderung, war augendienerisch gegen die Großen, hoffährtig und grob gegen die Geringen; seine Aufsicht auf dem Kurplatze war auch mehr verdrießlich als gedeihlich, alle Augenblicke schritten die Gendarmen ein, wiesen jemanden zurecht oder weg, verjagten die Hunde — nämlich diejenigen, die nicht hohen

Herrschaften gehörten —, jetzt geschieht nichts der Art, und es findet doch keinerlei Unfug Statt; die Reunion ist nicht anders wie damals, auch damals war sie gewöhnlich leer und steif, und niemand wollte tanzen, als die Kissinger Einwohner, die aber gewöhnlich warteten, bis die vornehmen Fremden und Rotenhan weggegangen waren.

Um elf Uhr auf dem Kurplatze traf ich Herrn Grote und wir saßen lange zusammen auf einer Bank. Er gab mir wichtige Aufschlüsse über englische Aristokratie und englische Kirche, den engen Zusammenhang beider, und sprach die Ueberzeugung aus, daß das englische Volk beiderlei Gebilde noch lange festhalten und sorgsam bewahren würde. Herr Smithwick unterbrach uns auf kurze Zeit. — Miß Bethell.

Nach ein Uhr fing die Gesellschaft zum Mittagsmahl in der Oelmühle sich zu versammeln an. Könneritz, Tettenborn's, Fräulein von Wrede, die Gräfin von S., Küstner, Bredow, Wimpffen's, mit Ausnahme der Gräfin, die uns spät auf dem Weg einholte. — Der Wimpffen'sche Hofmeister, Herr Werowa, ein steirischer Wende, gefiel mir gut, ein ernster, fester, wohlunterrichteter junger Mann. Könneritz erzählte manches Angenehme, unter andern, daß er den Fürsten von Metternich wohl dreimal den Hergang des berühmten Schwarzenbergischen Festes habe erzählen hören, und immer sehr übereinstimmend mit meiner Darstellung; auch andre Zeugen, namentlich die Schwarzenbergische Familie, erklärten meine Schilderung für wahr und treu, — welches ich doch hier angemerkt haben will!

Nachdem ich zu Hause etwas geruht, traf ich auf dem Kurplatze Mrs. Grote und blieb anderthalb Stunden mit

ihr in lebhaftem Gespräch von unerwartetem Inhalt; ich brachte sie dann nach Hause, als es schon dunkelte und nebelte, und der weite Rückweg wurde mir etwas ängstlich, wegen meines Schwindels, doch kam ich ohne Unfall glücklich an.

Bei Tettenborn's zum Thee große Gesellschaft, Graf und Gräfin Gudowitsch, alle Wimpffen's, Könneritz, Bredow, Frau von Bartholomei, Gräfin von S. ꝛc. Ich sprach viel mit Gudowitsch, Wimpffen, Tettenborn, dann mit der Gräfin von S. Wiener Gesellschaft verhandelt; ehmals und jetzt verglichen; große Klagen; den Tod von Gentz bedauert; seinesgleichen nicht vorhanden; auch solche Männer nicht mehr, wie Wallmoden, Neipperg, Rugent waren; kein Fürst von Ligne, kein Graf Trogoff, kein Fürst Kosloffski! Der Baron von H. zum Sterben langweilig, Hammer gemieden, Marmont deßgleichen, Zedlitz ohne Eigenthümlichkeit, Grillparzer'n sieht man nirgends. — Berlin gepriesen. — Alle Stimmen vereinigen sich für Paris, als den besten Ort für Leben und Geselligkeit.

Die Kaiserin von Rußland wird nach Italien reisen.

Kissingen, Sonntag, den 24. August 1845.

Morgennebel und sehr kalt, nur fünf Grad Wärme. — Abschiedsbesuch bei Herrn Grote, die Frau schon im Bade; er begleitet mich zum Kurplatz, wir setzen uns unter den Bäumen und haben ein ernstes Gespräch über die Religionen, ihren jetzigen Zustand, ihr Verhältniß zum Staate, zur Vernunft. Das Christenthum ist größtentheils in das Heidenthum zurückgefallen, und in solcher Gestalt schlimmer als das Heidenthum, doch liegt in ihm die Fähigkeit, aus

jeder Verderbniß wieder rein emporzusteigen. — Mit Tettenborn's bei der Gräfin von S., sie zu ihrem Hochzeitstage zu beglückwünschen. Als wir dort waren, kam ihre Schwägerin Frau von Speth, geborene S., mit ihrer Tochter aus Würzburg zu gleichem Zweck, nur auf Einen Tag; die freudigste Ueberraschung. — Ich saß dann lange mit Tettenborn und Wimpffen unter den Bäumen; Professor Roß; Könneritz.

Mittags mit dem Würzburger Besuch, acht Personen. Toast auf die Hochzeit der Gräfin von S., auf die Geburt Alexander's von Tettenborn. Große Munterkeit. Könneritz in guter Laune. Nachher auf dem Balkon. Die Luft schwer und dunstig.

Nachdem ich etwas geruht, ging ich zu Gudowitsch und Wimpffen, um Abschied zu nehmen. Mit Tettenborn und Könneritz auf einer Bank gesessen, in ernsten Gesprächen über Metternich, den Krieg im Kaukasus 2c. Küstner trat hinzu, er reist morgen nach München ab. — Ich ging mit Frau von Lauer eine Strecke. — Dann redete mich eine Dame an, ich kannte sie nicht, sie mußte ihren Namen sagen, es war die Gräfin von Rechteren, geb. Prinzessin von Hohenlohe-Kirchberg, die ihre liebliche Tochter so grausam verloren hat! Ich sprach in großer Rührung mit ihr, sie war sehr ergriffen. — Herr Grote kam und benachrichtigte mich, daß Mrs. Grote gekommen sei, mir Lebewohl zu sagen; ich wurde aber von der Fürstin Tschernüschoff und ihrer Tochter aufgefangen, und ehe ich mit ihnen fertig war, hatte ich Grote's aus den Augen verloren. — Endlich fand ich Mrs. Grote, wir saßen wohl eine Stunde beisammen. Ernstes, inniges Gespräch; viel Persönliches, und dann wieder ganz Allgemeines. Sie freute sich, eine geborne Lewin zu sein, so nahe dem Namen Rahel's,

obſchon der ihre nicht gleichen Urſprungs, ſondern altſächſiſch iſt. Jetzt hab' ich ihr auch von Autographen geſprochen und große Zuſagen empfangen. Als es dunkelte, begleitete ich ſie in das Haus, wo die Gräfin von S. wohnt, und wo ſie eine Freundin zu beſuchen hatte, dann ging ich zur Gräfin, wo wir zum Thee waren.

Beleuchtung des Kurplatzes, Fackelzug, alles unter den Fenſtern der Gräfin, bengaliſches Feuer, Muſik, Geſang, Böllerſchüſſe, zu Ehren des morgenden Ludwigstages. — Frau von Speth erinnert mich an Fräulein von Bode aus Karlsruhe, jetzige Frau von Gebſattel, die gewöhnlich in Würzburg lebt. Sie gedenkt oft meiner, beſonders aber Rahel's und der ſchönen geſelligen Abende bei uns, preiſt Rahel's Güte und Geiſt mit den lebhafteſten Ausdrücken, freut ſich innigſt jeder Erinnerung! Ich laſſe ihr vielerlei ſagen, was ſie an die alte gute Zeit — jetzt ſcheint ſie's, damals war ſie's nicht — noch mehr erinnern wird. — Fräulein von Speth ſieht auffallend der verſtorbenen Toni von Schönfeld ähnlich, in Geſichtszügen, Weſen, ſogar die Sprache klingt ähnlich ſanft; eine prächtige Erſcheinung! Frau von Bartholomei, Wimpffen's, Bredow. — Ich ſitze mit Tettenborn und Könneritz beiſeit. Merkwürdigkeiten aus der diplomatiſchen Welt; über Geſchäftsverfahren, Depeſchen, Leichtſinnigkeiten, Pozzo di Borgo's trauriger Ausgang, er hatte in kindiſcher Alterſchwäche alles vergeſſen, ſogar ſeine Sprachen alle, verſtand und ſprach in den letzten Zeiten nur noch Italiäniſch. — Lob der Memoiren Lord Malmesbury's. Der jetzt zweiundſiebzigjährige Graf von der Schulenburg-Kloſterroda hat, bloß um ſie leſen zu können, jetzt noch Engliſch gelernt. — Gräfin von Wimpffen von ungemeiner Freundlichkeit; ſie fragt mancherlei wegen Paris, freut ſich, daß ſie eine Empfehlung

an den Maler Gudin bekommen hat. — Um zehn Uhr nach Hause.

Kissingen, Montag, den 25. August 1845.

Nebel und Kälte, aber die Sonne dringt durch und der Tag verspricht schön zu werden. — Gepackt, bezahlt. Sehr bald fertig; unter die Bäume gegangen, bald kamen auch Tettenborn, Könneritz, Wimpffen; alles ist noch mit dem Ludwigstage beschäftigt, großes Mittagsmahl im Kurhause, Abends Ball. — Die Gräfin von S. hat ihre Schwägerin und Nichte von Speth bis Poppenhausen begleitet, ist aber eilig zurückgekommen, um uns zum Abschiede zu bewirthen. — Ehe wir zu ihr gehen, kommt noch Herr Grote, bringt mir ein Briefchen von seiner Frau und eine Bestellung für Berlin, und wir wechseln noch viele gute Versicherungen. Das sind in kürzester Frist für die längste Dauer gewonnene Freunde! — Bei der Gräfin, die schon zum Mittag prächtig angezogen ist, das auserlesenste Frühstück, ein völliges Mittagessen, sogar mit Suppe, Champagner 2c. Ich hatte gestern eine Schäferin von Porzellan Abends auf meinem Tische gefunden, die ein Zettelchen in der Hand trug, worauf stand: „Liebster Herr von Varnhagen.“ Das sollte die Antwort sein auf den knieenden Herrn, den sie empfangen hatte, der aber nicht, wie sie glaubte, von mir, sondern von Frau von Tettenborn kam; ich half mir mit Goethe's: Irrte die Schöne? Wohlan! Laß mir des Irrthums Gewinn!“ was allgemein sehr schön gefunden und mir angerechnet wurde, als hätte ich's erfunden. Dergleichen Geschenke und andre Kleinigkeiten des Benehmens sind für die Geselligkeit wichtiger, als man denkt; sie befestigen nicht nur das Vorhandene,

ſie bringen auch Neues hervor, und das franzöſiſche Sprichwort hat über und über Recht! Es zeigt ſich darin auch, wie in den größten Hauptſachen, die ſeltne Gabe des Geſchmacks und der Feinheit des Sinnes in günſtigſtem Lichte; das erkenne ich an, der ſelber in dieſen Dingen, ich geſtehe es, oft ganz rathlos iſt! Aber nicht ſowohl aus Mangel an Sinn für die Perſonen, als vielmehr aus nicht geläufiger Kenntniß der Sachen, weil ich von früher Zeit her nicht gewohnt war, etwas zu kaufen, als Bücher. — Als wir gehen wollten, kam noch Wimpffen und ſeine Söhne. Der Abſchied von der Gräfin von S. war voll Herzlichkeit und Ernſt, von den dringendſten Einladungen nach Iſchl begleitet, von den lebhafteſten Verſicherungen dauernden Andenkens. — Zu Hauſe wieder angekommen, ſahen wir noch Frau von Bartholomei, Gräfin von Wimpffen, Könneritz, Doktor Balling und ſeine Frau, endlich ſtiegen wir ein, erſt Frau von Tettenborn, die tief gerührt war, dann der General, endlich zuletzt ich, und ſo fuhren wir nach drei verſchiedenen Seiten ab, nach Lohr, Bamberg und Meiningen.

Meiningen, den 25. Auguſt 1845.

Ich kam bei gutem Wetter nach raſcher Fahrt Abends um acht Uhr in Meiningen an, aß etwas und ging zu Bette. Als ich das Licht gelöſcht hatte, ſah ich aus dem Nebenzimmer durch die Thürſpalten hellen Schein, und bald auch wurden Stimmen vernehmlich, eine Engländerin, welche dazwiſchen mit unruhigen Kindern ſprach, ſang Bravourarien bis tief in die Nacht, und bei dieſem Geſang, der mich lange wach hielt, mußt' ich doch zuletzt einſchlafen! „Sie lieben wohl nicht Muſik?“ fragen

dann die Leute noch, und bemitleiden mich, nicht wegen der Musik, die ich höre, sondern wegen der, die ich nicht höre!

Sondershausen, Dienstag, den 26. August 1845.

In Meiningen immer Verdruß mit den Postpferden, immer kommen sie zu spät; schlechte Postanstalt, alle Klagen, sagt auch der Wirth, fruchten nicht. Ich war froh, in Benshausen eine preußische Postanstalt zu finden. Hier sammelten sich schon Postillone und Pferde zur nächsten Durchreise der Königin Victoria nach Gotha. Man wußte schon, daß die Königin sich überall sehr unfreundlich und gar nicht freigebig gezeigt habe. In Würzburg hatte sie sehr geringe Geschenke gegeben, die sorgfältigste Aufnahme kaum beachtet, um Mitternacht alle Leute in Allarm gesetzt, weil sie eine Klingel auf ihrem Tische haben wollte, und man schickte noch spät in die vornehmsten Häuser, um eine silberne aufzutreiben! Kein freundliches, kein gutes Wort von ihr ist in Umlauf. — In Oberhof mehrten sich Pferde und Postillone. Die Königin berührt auf ihrer Fahrt drei preußische Posten, auf jeder braucht sie gegen 200 Pferde, die zum Theil von Nordhausen, Erfurt und noch weiter geholt werden, also beinah 600 Pferde, deren jedes im Durchschnitt auf zwölf Thaler zu stehen kommt; der König hat alle diese Kosten übernommen, was die Königin von England ihm nicht einmal danken, ja kaum erfahren wird!

In Gotha zu Mittag gegessen; Ehrenpforten, Tanngewinde mit Vogelkirschen untermischt an allen Häusern, viel Fremde in der Stadt. „Die Königin wird unsre armen Anstalten belächeln, was können wir thun? wir können nur den guten Willen zeigen, und aus dem scheint

ſie nicht viel zu machen.“ Man hat von Koburg nicht viel Tröſtliches gehört; einzig an dem Kinderfeſt, das dort gehalten worden, ſcheint ſie einiges Vergnügen gehabt zu haben. — Ich war froh, weiterzureiſen und der Unruhe aus dem Wege zu gehen. — Immerfort begegneten mir noch Poſtzüge. — Selbſt bei dem trocknen Wetter war der Weg hinter Langenſalza höchſt beſchwerlich, und mein Wagen oft in Gefahr zu brechen. Glücklicherweiſe war ich wieder auf Chauſſee, als die Nacht einbrach und ein Gewitter heranzog. Blitz und Donner waren ſo heftig, daß die Augen erblindeten und die Pferde ausreißen wollten. Wir traten in ein ärmliches Haus, wo eine junge Frau mit zwei Kindern — eines auf dem Arm — uns faſt erſchrocken aufnahm, eben kam auch der Mann nach Hauſe, der den ganzen Tag auf der Chauſſee Steine geklopft hatte, ſie wollten ihr Abendbrot verzehren und der ältere Knabe wartete ungeduldig darauf; aber ſie leiſteten uns zuerſt alle Hülfe, ſträngten die Pferde ab, führten ſie an die geſchützte Seite der Hütte, gaben Auskunft über Entfernung, Wetter ꝛc., alles in einem faſt unverſtändlichen Harzdialekt. Als wir nach einer halben Stunde weiterzufahren wagten, gab ich der Frau einen neuen blanken Gulden, den ſie aber unter freundlichen Verſicherungen ablehnte, ſie hätte ja gar nichts für uns gethan, das ſei ja erſchrecklich, daß ich das bloße Eintreten bezahlen wolle; indeß hatte das Kind auf dem Arme ſchon nach dem blanken Stücke gegriffen, und ſo ließ es die Frau denn auch geſchehen und behielt das Geld, das den Arbeitslohn mehrerer Tage betrug und ſie wohl locken durfte. Welche Anſtrengung müßte ein Reicher machen, die dem Edelmuthe dieſer armen Frau ſich gleichſtellen dürfte! — In Sondershauſen unter Donner und Blitz eingekehrt, in dem beſten Gaſthof. Ich

hatte den dummen Einfall, hier Thee zu begehren, und bekam welchen mit Zimmt! Auf meine Klage hieß es, die Köchin habe es recht gut zu machen gemeint, die Kellnerin klagte dann, die Köchin wolle es immer beſſer wiſſen, und ſtreite ihr alles ab, ich wurde aufgefordert, gegen dieſe Parthei zu nehmen und ihr für immer im Hauſe eine Niederlage beizubringen, entzog mich aber dieſem bürgerlichen Kriege und ſuchte zu ſchlafen, wogegen eine klappende Thür noch lange Einſpruch that. Ganzmann mit mir in demſelben Zimmer.

Berlin, Mittwoch, den 3. September 1845.

Um ſieben Uhr geſtern Abend in Berlin angekommen. Die Stadt machte mir den gewohnten Eindruck: öde und ruppig, aber ich begrüßte ſie doch mit größter Freude, als Heimath, als Berufsort.

Heute früh der erſte Beſuch, der mir gemeldet wird: *! Ich will mich retten und gehe aus. Bei Dümmler treff' ich den Miniſter von Kamptz, der freundlich ſcherzen will; neue Flucht! — Als ich wieder zu Hauſe war, kam Bettina von Arnim, ſie wollte fragen, ob ich ſchon angekommen ſei. Sie giebt mir zu meiner Verwunderung den unerwarteten Aufſchluß, daß nicht ihr Bemühen beim Könige die Freilaſſung Schlöffel's erwirkt hat, ſondern das Kammergericht ſelber ſich dazu veranlaßt geſehen. Der König hat ihr ſehr ausführlich und freundlich geſchrieben, die Schuld des Mannes ſei erwieſen, derſelbe habe ihn und die Königin ermorden wollen ꝛc. Bettina ſei durch falſche Angaben hintergangen ꝛc., aber das Gericht werde demſelben doch nichts thun, ſie ſolle nur ruhig ſein. Der Vertheidiger Schlöffel's, Gräff aus Breslau, hat das ganze

Verdienſt, die Freilaſſung jetzt ſchon erzwungen zu haben, er hat entdeckt, daß ein aktenwidriger Bericht erſtattet worden, und drohte dies zu veröffentlichen, wenn man Schlöffel nicht augenblicklich freiließe. So erzählt Bettina. Sie bedauert die Befangenheit, die völlige Verblendung des Königs.

Neuigkeiten: Des Konſiſtorialpräſidenten Göſchel's Erlaß gegen die Lichtfreunde ꝛc. Starke Eingabe des hieſigen Magiſtrats an den König, daß die Prediger ſich weigern dürfen, eine geſetzlich erlaubte Ehe einzuſegnen, wenn der eine Theil geſchieden worden. Stille Gährung herrſcht, die Regierung erſcheint ohnmächtig und rathlos.

Freitag, den 5. September 1845.

Geheimrath Bunſen iſt hier, eilt aber nach London. Der König hatte ihm beim Abſchied am Rhein geſagt: „Lieber Bunſen, Sie müſſen Ihre Rückreiſe über Berlin nehmen, ich muß Sie noch ſprechen.“ Bunſen's Buch über Aegypten iſt erſchienen, auch eines über die Verfaſſung der Kirche der Zukunft, er ſoll in letzterem ſagen, die Verfaſſung ſei wichtiger als die Lehre; das iſt ein harter Tadel gegen Chriſtus, denn dieſer gab nur Lehre, keine Spur von Verfaſſung.

Sonntag, den 7. September 1845.

Der König wollte am Rhein die Königin Victoria zu einem glänzenden Konzert abholen, aber findet ſie zu ſeiner Ueberraſchung im Negligee, ſie gähnt ihm entgegen, ſagt, ſie ſei müde, habe Kopfweh, er möge es ihr erlaſſen. Der König kam zu ſeiner Gemahlin zurück und ſagte: „Ich

habe eben in einen tiefen engliſchen Schlund hineingeſehen!“ Das Konzert war verdorben.

Mittwoch, den 10. September 1845.

Heute die Geheimräthin S. beſucht. — Bunſen — der nur anderthalb Tage hier war — hat ſie beſucht und ihr vielerlei erzählt, unter andern, daß die Königin Victoria ihm geſagt, ihr Mann habe den Rang vor dem öſterreichiſchen Erzherzog, und Bunſen möge dem Könige ſagen, daß die Königin mit Unrecht dem Erzherzoge den Arm gegeben habe; der König ging darauf zur Königin Victoria und entſchuldigte das Geſchehene, er habe es nicht beſſer gewußt, das Verſehen ſolle aber nicht wieder vorkommen; man habe darauf auch den Anlaß vermieden, und beide Prinzen ſeien nicht wieder ſo zuſammengetroffen, um dem einen oder dem andern einen Vorrang anweiſen zu müſſen.

— Indem ich aus dem Hauſe trat, ſtieß ich auf Canitz, der eben hineingehen wollte. Ich ſprach ihm von Tettenborn, Könneritz ꝛc. Er verſicherte, noch ſei er nicht Miniſter, ſondern nur einſtweilen beauftragt. Doch ſcheint er an ſeiner nahen Ernennung nicht zu zweifeln.

Freitag, den 12. September 1845.

Unſre Zeitungen ſind voll von religiöſen und kirchlichen Plänkeleien, das beſtändige Knallen, wobei ſeltnes Treffen und vieles Fehlſchießen, unterhält die Aufregung und jederman glaubt ſeine Weisheit dabei vorbringen zu dürfen! — Die Mißſtimmung des Publikums, beſonders der

eigentlichen Bürgerſchaft, iſt ſehr groß. — Man ſieht mit Widrigkeit auf die vielen Reiſen des Königs, man fragt, ob denn gar nichts zu thun ſei? — Der Victoria-Beſuch am Rhein bringt dem Könige auch nur üble Nachrede, man beſchuldigt ihn der übertriebenen Beeiferung, des unmäßigen Prunkes, und grade dadurch ſei alles kalt und unerquicklich geworden, eine ganz einfache Aufnahme und Bewirthung hätte weit beſſer gewirkt; anderthalb Millionen Thaler ſeien nun ganz nutzlos vergeudet. Man hat ein Bild, wo eine Schaar verhungerter Weber ſich an den Feuerwerken wärmt! — Daß die Königin Victoria den Fürſten von Metternich zu beſuchen verſäumt hat, wird als eine Kränkung für dieſen angeſehen, und er ſoll es bereuen, daß er der Einladung des Königs gefolgt iſt. Daß die Königin nun noch den König Louis Philippe in Eu beſucht, mißfällt hier überaus.

Dahlmann's „Geſchichte der franzöſiſchen Revolution" (Leipzig 1845). Ein Buch, das nicht ohne Wirkung bleiben wird. Er nimmt, wie auch Rahel that, die Antwort Mirabeau's an Brézé für den Wendepunkt der Dinge an und ſagt, nachdem er den Hergang erzählt: „Das war die Revolution!"

Sonntag, den 14. September 1845.

„Leipzigs Todten!" ein Gedicht von Freiligrath, fliegendes Blatt, mir zugeſandt.

Die Staatsgeſchäfte, klagt man, ſtocken, die nothwendigſten Sachen harren umſonſt auf Erledigung. Was ſich bewegt, ſchreitet deßhalb noch nicht, und am wenigſten in übereinſtimmender, feſter Richtung, alles folgt großentheils der Laune, dem Zufall, die Behörden haben keinen leitenden

Grundſatz mehr, ſie ſchwanken zwiſchen Freiheit und Gewalt, und verkümmern alles durch ihre Einmiſchung. Die Frömmler haben jetzt im Staate, das iſt unläugbar, die Macht, aber ſie wiſſen ſie nicht zu gebrauchen und vieles mißglückt ihnen. Der Sieg, daß es dem Prediger überlaſſen bleiben ſoll, ob er Geſchiedene zu zweiter Ehe trauen will, ein Sieg, deſſen ſich Otto von Gerlach rühmt, kommt ihnen theuer zu ſtehen, er hat die ſtarke Forderung der bürgerlichen Ehe hervorgerufen, die eine große Niederlage des Pfaffenthums wäre. Die öffentliche Stimme gegen Hengſtenberg, Tholuk und das übrige Geſindel verſtärkt ſich mit jedem Tage; zwar verſucht man es von manchen Seiten, auch in den Zeitungen, ihm das Wort zu reden und die Unterzeichner der berühmten Erklärung, Dräſeke und Eylert an der Spitze, anzugreifen, aber bis jetzt ohne Erfolg, nur geiſtlos und gemein. Und dabei ſind doch Dräſeke und Eylert auch noch nicht die rechten Leute, man traut ihnen nicht, denn ſie ſelber ſind auch noch Pfaffen, — welchen Erfolg und Beifall würde ein Führer haben, der frei und klar in voller Geiſtesfreiheit aufträte!

In Fichte geleſen, in Goethe; „Le Meunier d'Angibault", von Frau von Dudevant.

Heute iſt Humboldt ſechsundſiebzig Jahr alt geworden. Bleibe er noch lange rüſtig und thätig!

Montag, den 15. September 1845.

Ich höre von guter Seite her, daß der König ernſtlichſt an Reichsſtände denkt und ſchon Entwürfe für deren Koſtum gezeichnet hat; man weiß aber nicht, ob die verſchiedenen Stände in den Reichsſtänden verſchiedene, oder alle die gleiche Kleidung bekommen ſollen. — Der König

iſt jetzt durch den Beſuch der Kaiſerin von Rußland ganz in Anſpruch genommen, ſie ſoll durch Feſte, Schauſpiele, Fahrten unterhalten werden, ihr Zuſtand iſt bedenklich und ſelbſt gefährlich, hindert ſie aber nicht an äußerer Beweglichkeit, im Gegentheil, macht ihr dieſe nothwendig.

Den Beſuch der Königin Victoria in Eu ſieht man hier mit ſcheelen Augen an. Die Höflinge haben Schadenfreude, daß dem Könige auf ſeinen Toaſt ſolche Erwiederung gegeben wird, und ſie übertreiben abſichtlich den Tadel, den ſie auf die Königin von England häufen.

Wenn ich Abends ausfahre und wieder heimkehre, ſehe ich gewöhnlich den General von Canitz in ſeiner Stube unten bei der Arbeit ſitzen; wenn ich bedenke, welche Arbeit dies iſt, zu welchem Zweck, in welchen Formen und zu welchem Erfolg und Ruhm, — dann preiſ' ich mich jedesmal glücklich, mit all dieſem nichts zu thun zu haben und in freiem Geiſte meine Abende hinzuleben!

Bülow ſoll faſt ganz in den früheren Zuſtand hergeſtellt ſein, aber auf ſeinem Abſchiedsgeſuch beharren. Ich kann es ihm nicht verdenken.

„Canitz wird früher mit dem Könige in Zwieſpalt gerathen, als mit den andern Richtungen ſeiner Thätigkeit; er wird nach oben verfitzt ſein, ehe er es nach unten wird."

Das glauben wir Alle. Doch — wenn wir uns nun Alle irrten? — Canitz hat zu ſpät erlangt, was er längſt anſtrebte, er wird vor allem ſeinen Poſten feſthalten und gegen den höchſten Einfluß geſchmeidiger ſein, als ſein ſonſtiger Karakter erwarten ließe. Als Vierzigjähriger, als Fünfzigjähriger noch, da hätte er die Miniſterſchaft leicht wieder fahren laſſen, als Ueberſechzigjähriger hat er ſie zu lieb.

Ich finde diese Meinung eines guten Kenners von Canitz und den Verhältnissen gar nicht abzuweisen! Wollen sehen!

Donnerstag, den 18. September 1845.

Vorgestern bekam ich einen Brief von dem gewesenen Divisions-Auditeur Gustav Nicolai, dem wegen seines Buches über Italien berüchtigten Nicolai, und von dem ich auch sonst nur Uebles gehört hatte. Sein Brief aber flößte mir schmerzliche Theilnahme für ihn ein, und ihm scheint ungeheures Unrecht geschehen, besonders auf Betrieb des General-Auditeurs Friccius, der persönlichen Argwohn gegen ihn zu bitterster Verfolgung gesteigert. Der Eindruck dieser Sache und das Gefühl der Unmacht dabei lag mir den ganzen Abend schwer auf der Seele.

Gestern am 17. gleich an Nicolai geschrieben. — Bald darauf kam ein Brief und eine Denkschrift vom gewesenen Justizrath Wiese aus Rathenau, dieser klagt ebenfalls über Ungerechtigkeit, die ihm durch Minister und König zugefügt worden sei, er will mich sprechen. Ich antworte ihm, er möge kommen. Es scheint, meine Held-Schrift führt mir solche Bedrängte zu! Ja, wer ihnen helfen könnte! Aber durch die Rechtspflege und durch die Gerichte Verunglückte, deren Schicksalen ist am schwersten beizukommen!

An den Minister von Kamptz, der mich um Konstitutionsbücher angegangen hatte, schrieb ich zur Antwort, ich hätte die verlangten nicht, und fügte ein Wort hinzu, ihm zu sagen, wie ich mich in jetziger Zeit zu unsren Konstitutionserwartungen verhielte.

Freitag, den 19. September 1845.

Von elf bis gegen zwei Uhr war der Justizrath Wiese bei mir und trug seine Sache umständlich vor. Wenn nicht große Irrthümer in Angabe der Thatsachen Statt finden, so ist ihm allerdings das größte Unrecht widerfahren, vom Kammergericht, den Justizministern, vom Könige selbst (dem vorigen nämlich). Es scheint Grundsatz bei den Gerichten zu sein, die Anklage gegen höhere Staatsbeamte fürerst als Injurien zu behandeln und zu bestrafen, nachher aber auf die Erörterung der Sache selbst gar nicht einzugehen! Und der König selbst scheint auch diesem Grundsatz beizupflichten. Schrecklich! Hier heißt es also: „Sehe ruhig zu, daß Staat und König betrogen und verrathen werden, halt's Maul und kümmere dich nicht darum!" — Mitten in diese Verhandlung kam Herr Oberlandesgerichts-Assessor Schnitger aus Münster und nahm an dem Gespräche lebhaft Antheil; er kam von Töplitz zurück, hatte Pfuel's gesprochen, den Grafen von Kleist-Loß, Herrn von Langenn, Herrn von Ammon; sie stimmen alle überein, daß die öffentlichen Sachen in der jetzigen gräuelhaften Verwirrung, bei der Schwäche und Rathlosigkeit der Regierungen, sich nicht mehr halten lassen, daß Verfassungen zur Stütze der Fürsten nöthig sind. Schnitger ist ein heller und geschwinder Kopf, von bester Gesinnung, der es mit der Regierung redlich meint, die Zeiten erkennt ꝛc.

Montag, den 22. September 1845.

Die Kaiserin war gestern im Opernhause und sah die „Hugenotten". Morgen reist sie ab, der König begleitet sie bis Halle. Immer unterwegs! Die Berliner machen

den Witz, ein Postkondukteur könne nicht stärker die Landstraße befahren!

Der König war sehr unzufrieden mit den Manövern, besonders heute mit den Gardedükorps, er spie aus, warf mit „Eseleien", „Hornviehdummheiten", „dummen Eseln" um sich, fertigte auch den Prinzen von Preußen schnöd' ab, sagte, wenn es Ernst wäre, würde der ganze Truppentheil in dem Engwege verloren sein, schrie: „Wollt ihr heraus, ihr Pack!" Die Sachen sollen wirklich den möglichst schlechten Verlauf gehabt haben, die Generale ganz rathlos gewesen sein. Der Prinz von Preußen wird sehr getadelt, als unfähig eine größere Truppenstärke zu befehligen. Man tadelt den Kriegsminister von Boyen, als welcher alle alten dienstunfähigen Generale wieder anstelle 2c. Auch hier, im Militair, greift die Auflösung um sich.

Dahlmann's „Geschichte der französischen Revolution" ist noch furchtbarer, als seine englische Geschichte. Er rückt diesmal der Sache näher, die Beziehungen auf unsre Zustände sind deutlicher, absichtlicher, einschneidender. Das Buch ist als politische Erscheinung wichtig, es gebraucht, wie Rotteck, die Geschichte zu bestimmtem Zweck. Mich setzt in Erstaunen, wie revolutionair der Mann geworden. Er urtheilt wunderbillig über Voltaire, hochanerkennend über Mirabeau.

Dienstag, den 23. September 1845.

Die Kronprinzessin von Hannover hat einen Prinzen geboren. Also ist die Erbfolge gesichert! Viele meinen, es wäre besser, das Geschlecht stürbe aus.

Musterung unserer deutschen Regentenhäuser, die mei-

ſten ſchwach oder gar verächtlich! Vergleich mit denen vor der Revolution, viele vortrefflich und ausgezeichnet, wie Baden, Deſſau, Weimar, Braunſchweig, Neuwied, einige geiſtliche Fürſten; Friedrich den Großen und Joſeph den Zweiten ungerechnet!

Mittwoch, den 24. September 1845.

Unſer politiſcher Zuſtand beſchäftigt mich mehr als billig; da mir keine eingreifende Thätigkeit mehr dabei zugewieſen ſein kann, ſo ſollt' ich mich davon abwenden, aber es iſt ein ſchauervoller Reiz, der mich nöthigt immer hinzuſehen, wo und wie ſich etwas ereignet. Ich ſehe nach oben ſchreckliche Verblendung, die jeder ſogleich theilt, wie er hinaufkommt; was man thut, führt zum Uebel, und eben ſo ſchlimm und verhängnißvoll iſt, was man verſäumt! Ich komme dabei ſtets auf's neue auf die Betrachtung zurück, daß Preußen auf das übrige Deutſchland und dieſes auf Preußen einwirkt, hiedurch werden alle Fragen ungemein verwickelt und der Spielraum der Möglichkeiten unabſehbar erweitert. Aber langſam, langſam geht alles, obſchon das Einzelne oft ſehr zu eilen ſcheint.

Heute früh brachte mir der Juſtizrath Wieſe ſein Buch über Moral und Religion in der Gerechtigkeitspflege (1825), eine Schrift, welche der General von Thile und der Miniſter von Kamptz revolutionair nannten. Herr Sougey kam und empfahl mir einen Neger aus Guadeloupe. Beſuch eines jungen Mannes aus Wien, ein großer ſchlanker Mann voll Entſchiedenheit und Begeiſterung, hat in Halle den Prediger Wislicenus und in Pömmelte den Prediger Uhlich beſucht, verſichert mich lebhaft ſeiner Anhänglichkeit, geht nach einer Viertelſtunde befriedigt fort;

er ist katholisch und heißt Wirth, kennt niemanden von meinen Wiener Freunden.

In Dahlmann's neustem Buch ist alles zum Tagesgebrauch eingerichtet, Kürze und Ausführlichkeit einzelner Absätze ist ganz darnach bemessen. Das Buch ist ein der jetzigen Ansicht und Richtung des Königs und seiner Vertrauten durchaus feindliches, auf allen Seiten stehen Warnungen, Schelte, Drohungen. — Ich seh' es täglich mehr, ohne Stöße geht es nicht ab.

Freitag, den 26. September 1845.

Der Minister von Kamptz, dessen frühere Kritik gegen des Stadtgerichtsrathes Heinrich Simon Buch über das preußische Richterverhältniß von diesem mit grimmer Schärfe in Staub getreten worden, hat die Polemik nochmals aufgenommen, recht böse nach seiner Art, aber schwerfällig und auch unwahr, er möchte sich weißbrennen gegen die Vorwürfe in Betreff der plumpen Verfolgung sogenannter Demagogen, er verschanzt sich hinter die gesetzlichen Behörden, aber man weiß doch, daß er das Triebrad war, und er bleibt schwarz.

Besuch des Fürsten von Solms-Lich.

Sonnabend, den 27. September 1845.

Unsre Staatssachen gehen schlaff und trübe. Der König hat seit seinem letzten Anlauf zu Reichsständen schon wieder ein Jahr verloren, und wer weiß, wie viele Zeit er noch verliert, ehe er damit an den Tag treten kann, während sein Wollen doch nicht gewechselt hat. Aber freilich hat er durch das Säumen allen Glanz und alle Frucht

der frischen That verloren! Das fühlt er auch, und darum hat er an der Sache nicht mehr die frühere Lust. In der Verwaltung ist alles schlaff, unschlüssig und verdrießlich; nur die einstweilige Verfolgung der Deutschkatholiken und der Lichtfreunde setzt den knechtischen Eifer mancher Behörden etwas in Schwung. Und das grade taugt am wenigsten.

Die Depesche Aberdeen's an Westmoreland, von der augsburger „Allgemeinen" ganz und von unsern Blättern theilweise gegeben, greift des Ministers von Bülow früheres Schreiben an Westmoreland über die Handelssachen bitter an. Die Hofleute thun, als wenn Bülow dadurch ganz niedergeworfen wäre, sehen den abtretenden Minister gern als einen schuldbeladenen an, und werfen ihm auch vor, daß er das Verfassungswesen begünstigt und die Absichten des Königs zu früh habe in's Publikum gelangen lassen. Bei dem letztern Vorwurf hat man auch mich im Auge, man weiß in den höheren Kreisen, daß eine Folge von Artikeln in der „Allgemeinen Zeitung" voriges Frühjahr von mir geschrieben worden. Aber ich habe der Sachen nicht eher erwähnt, als bis sie in Berlin stadtkundig geworden, ich stellte nur das bis dahin wenig Geglaubte als Glaubwürdiges fest und suchte alles zur Ehre des Königs zu richten, wobei ich zugleich auf manches Unstatthafte aufmerksam machte. Letzteres hat mehr Mißfallen als das Erstere Gefallen erregt; natürlich, der Hofkreis will sich nichts einsprechen lassen, der König hat seine gefaßten Vorstellungen lieb, die ihm Vertrauten wollen auch nichts andres wissen, verblenden sich über ihre Geistesmacht und Staatsmacht, und denken, sie werden schon mit allem fertig werden. So ging es von jeher und so wird es immer gehen, so lange ähnliche Verhältnisse walten.

Alter Staatssekretair Antonio Perez: „Wenn Gott der Monarchieen müde wird“... welch ein Wort!

Besuch beim Fürsten von Solms-Lich (Meinhard's Hotel), wo ich den Grafen von R. traf; ich störte die beiden Aristokraten sichtlich, sie mochten von ihren höchsten Anliegen gesprochen haben; die Rede kam bald auf Zeitungen, der Fürst empfahl den „Rheinischen Beobachter“, von Doktor Bercht redigirt, ich sagte, daß ich das Blatt nicht kennte, aber wüßte, daß niemand es lesen wolle. R. that schmeichlerisch und anschmiegend zu dem Fürsten, der aber, was den Stand betrifft, den Grafen tief unter sich stellt.

K. H. Hermes über sein Verhältniß zur preußischen Staatszeitung; eine Schande für die preußischen Minister Graf von Arnim, General von Thile 2c., für den Geheimrath Bitter 2c. Gegen diese Leute alle ist Hermes im größten Rechte!

In Dahlmann gelesen, in Mirabeau's „Memoiren“.

Sonntag, den 28. September 1845.

So steht jetzt die Sache bei uns: Die Hofpolitiker wollen Reichsstände, dazu bequemen sie sich, weil ja doch die Macht der Zeitstimme und sogar nun auch der Wille des Königs dergleichen verlangt; aber dabei soll alles bleiben wie es ist, besonders der Adel, und dieser noch neuen Glanz und neue Festigkeit erlangen; der vornehme Adel rechnet auf hohe Unterscheidungsstufen für sich, der reiche hofft auch auf diese zu treten, der geringere wähnt sich mit in erster Reihe, der Bürger und Bauer soll nur so mitgehen, weil er doch nicht abzuweisen ist. Die sogenannten „Herren“ wollen das Ruder behalten und alle Vor-

theile. Und auf „Stände“ legt man den größten Werth grade im Augenblicke, wo sie schon in Auflösung begriffen, gar nicht mehr recht zu finden und zu sondern sind! — Nein, an dem, was diese Leute wollen, kann ich keinen Antheil nehmen; wenn mich etwas reizt und belebt, so ist es nur die Bewegung, welche entstehen muß, und deren unhemmbares Fortschreiten ganz andre Ergebnisse bringen wird, als jene Leute sich träumen lassen.

Schon hört man auf allen Seiten an den Fähigkeiten von Canitz, an seinem Karakter zweifeln; der Prinz von Preußen und sein Anhang betrachtet ihn als einen Mann der Falschheit und der Ränke, des maßlosen Ehrgeizes; als hochfahrender Kriegsmann war er so willkommen, warum mischt er sich jetzt in Verfassungskram! Eines wird als löblich anerkannt, daß er Bunsen haßt! — Daß Bülow jedoch fortkommt, ist den Widersachern der Reichsstände lieb; jemehr es bekannt wird, daß er für Reichsstände war, desto höhnischer sieht man ihn in seinem geschwächten Zustande, findet diesen eine gerechte Strafe.

Daß sich nur niemand einbilde, auf unsre Staatsleute, auf die Lenker, oder gar auf den König selbst, einzuwirken, andren Sinn dort aufzuschließen, andre Ideen rege zu machen! Bettina von Arnim hat es erfahren, wessen man sich da zu versehen hat, was für Antwort ist ihr geworden auf ihre schönen Zuschriften, die noch dazu die schmeichelndste, unterhaltendste, begeistertste Form hatten! Diese Leute sind in sich selber ganz fest und sicher, abgeschlossen jedem Zweifel, der ganze Zuschnitt aller Dinge spricht noch für sie. Und was könnte man dem Könige sagen? Gar nichts Neues, nichts Geistreiches, Tiefes, nur Allbekanntes, ganz Gewöhnliches, die gemeinsten Wahrheiten, man kann den Propheten, der solche Weisheit bringt, gradezu auslachen.

Dagegen wird sie sich einst von der Tribüne herab hören lassen, und dann wird man nicht mehr lachen.

Es macht einigen Lärm in der Stadt, daß die Opernaufführung im Königstädter Theater, mit Madame Viardot-Garcia, zu morgen in den Zeitungen angekündigt, vom Könige plötzlich nach Potsdam gezogen worden ist. Der vorige König, heißt es, würde gegen die Berliner nicht so rücksichtslos verfahren sein.

Die Abführung Bauer's zu Fuß nach der Festung ist noch nicht vergessen, man rechnet sie der Regierung als eine russische Rohheit an. Schon aber heißt es auf's neue, auch Wehl solle auf neun Monate zur Festung wandern, wegen geringfügiger Scherze, die das Gericht für Beleidigungen des Königs ausgiebt. Und der Verurtheilung von Prutz wegen seiner „Wochenstube" sieht man auch entgegen.

Montag, den 29. September 1845.

Schlechte Nacht, unruhiger Morgen, stärkende Vorsätze.

Wir haben große Freiheit, das ist wahr, aber keine, auf die wir rechnen können, die nicht von Zufall und Willkür abhinge, mit Einem Worte, keinen Freiheitsboden, und den werden wir nicht eher haben, bis er der Macht durch ein Parlament abgerungen ist. Diese Thatsache darf nicht vergessen werden, ohne daß sogleich sich die Folgen des Außerachtlassens zeigen. Ich sage nicht, daß man nicht bisweilen absichtlich vergessen solle, aber man muß wissen, woran man ist. Es geht ein Schreiben umher, das Unterschriften zu einer Erklärung sammeln soll, worin die politischen Wünsche der Zeit ausgesprochen werden; dieses halt' ich für ein eitles Beginnen, da solche Wünsche noch gar nicht feststehen können, alles Grund und Bodens entbehren, und

die Regierung dergleichen Unternehmen als ein Verbrechen ansieht. Möge man dergleichen immerhin thun, aber man wundre sich nicht über die Folgen! Das ist Muth am unrechten Ort! Ich und meinesgleichen stehen im Nachhalt, der muß die Plänkler ihr Spiel treiben lassen; und die Ausdauer abzuwarten, bis es Zeit ist, ist auch Tapferkeit.

Herr Professor Hillebrand in Gießen schickt mir den zweiten Band seiner „Deutschen Nationallitteratur".

Die „christliche Ehrerbietung", mit der Herr Bunsen sich unterschreibt, besprochen! — Des Bischof Eylert's Auftreten gegen den Regierungs- und Schulrath Striez in Potsdam; wie weit ist es gekommen, wenn ein Eylert — selber doch ein Pfaff — unsre Sache gegen die Pfäffisch-gesinnten führen muß! So war die konstitutionelle Sache in Frankreich, während der letzten Jahre der Restauration, von Hyde de Neufville vertheidigt, von Martignac und Chateaubriand! — Unsre Polizei, hohe und niedre, wird immer kleinlicher, beengender und quälerischer gegen die kirchlichen Bewegungen, und erlangt in der Sache selbst doch nicht den geringsten Vortheil!

Die italiänische Vorstellung mit Madame Viardot-Garcia war nun dennoch hier, der König und die Königin — eben von Ischl zurückgekehrt — zogen es vor, hieher zu kommen. In der Bestellung der Plätze herrschte die größte Verwirrung. Im Königstädter Theater hatte man alle Anmeldungen zurück und nach Potsdam verwiesen, nach zwölf Stunden nahm man deren wieder an, und so sind viele Leute genarrt worden.

In Thiers gelesen und in Hillebrand's zweitem Theil, wo über den zweiten Theil des „Faust" leider wieder die alte Leier gespielt wird, über das Greisenalter, die symbolische und gelehrte Dichtung ꝛc. Niemand will das

natürlich und einfach anschauen, jeder bringt einseitige Forderungen. Man will den Dante erklären, aber Goethe'n nicht. Manche Stücke des zweiten Theils glänzen so hell von reinster, lebensfrischer Poesie wie nur die besten des ersten Theils, manche haben dieselbe Herzenswärme, ja stammen sogar aus derselben Zeit, was die Leute wissen, aber immer nicht beachten. Und was die klassische Walpurgisnacht betrifft, so ist sie das Erzeugniß eines Mannes, der, von allen jenen Anschauungen und Kenntnissen erfüllt, auch ihnen seine Dichtergabe widmet, widmen muß, und dabei wahrlich so herrliche Einzelheiten bringt, wie nur irgend ein Dichter.

Dienstag, den 30. September 1845.

In der „Staatszeitung" steht endlich der Austritt Bülow's, der Eintritt von Canitz. Ich las die wenigen Zeilen mit innerer Bewegung von sehr gemischter Art!

Der Minister von Thile hatte dem hiesigen Magistrat geschrieben, er habe die Eingabe wegen der Frömmlinge, der Zivil-Ehe 2c. dem Könige noch nicht vorgetragen, die Sache habe dadurch, daß inzwischen Stücke der Eingabe in den Zeitungen veröffentlicht worden, eine unangenehme Gestalt bekommen, auch dürfte es nicht schicklich sein, dem Könige schriftlich Dinge zu sagen, die man ihm in's Angesicht auszusprechen doch nicht wagen werde, er trüge auf Zurücknahme an. Dem Bürgermeister Krausnick soll er in diesem Sinne noch besonders geschrieben haben. Der Magistrat aber, Krausnick an der Spitze, hat geantwortet, er beharre auf seiner Eingabe, und jedes seiner Mitglieder werde den Inhalt auch mündlich gegen den König zu vertreten wissen. Hierauf soll nun die Antwort erfolgt sein,

der König beſcheide den ganzen Magiſtrat zum Donnerstag Morgen um neun Uhr hier auf das Schloß. Man ſieht daher übermorgen einem merkwürdigen Auftritt entgegen. Ohne Zweifel wird der König den Magiſtrat das Uebergewicht ſeiner Beredſamkeit fühlen laſſen, wahrſcheinlich gar keine Entgegnung annehmen. Aber dabei bleibt auch die Gefahr des Mißlingens! Bedauerlich, wenn der König ſich erfolglos bloßſtellt, bedauerlich, wenn der Magiſtrat ſich demüthigt und verblüffen läßt! Der einzig denkbare gute Gang wäre, wenn der König erklärte, die Petition ſei gewährt! — Krausnick iſt immer der Mann des Hofes, diesmal aber muß er der Mann der Stadt ſein, denn er ſelbſt bedarf nächſtens wieder der Stimmen der Bürger.

In Thiers die Kataſtrophe des Herzogs von Enghien geleſen; dieſer vielbelobte Abſchnitt gefällt mir nicht, er iſt viel zu ſachwalteriſch und rhetoriſch-ſophiſtiſch für die Ehre der Franzoſen. So wird Moreau von ſeinem Adjutanten verrathen, und nichtsdeſtoweniger es der allgemeinen Ehrenhaftigkeit der Zeit angerechnet, daß Georges nicht verrathen wird!

Mittwoch, den 1. Oktober 1845.

Der Graf von Kleiſt-Loß beſuchte mich und blieb eine gute Stande. Er war in Karlsbad und Töplitz, iſt voll muntrer Geſchichten und ſcharfer Mißreden, ſeine Laune und ſein Witz über gewiſſe Gegenſtände ſind unerſchöpflich, die Frommen beſonders ſind ihm ein Dorn im Auge. Er ſpricht aber auch ſehr ernſt und ſorgenvoll. Was ſoll aus den Dingen werden? Les rois s'en vont! Das iſt wahr, auch wenn ſie noch lange bleiben. — Er lieſt Dahlmann's „Franzöſiſche Revolution".

Es ist ganz richtig, der Magistrat ist morgen auf das Schloß beschieden; er besteht in etwa dreißig Personen, sie wollen in fünfzehn Wagen feierlich auffahren. Die Bürger wollen ihnen auf dem Wege rauschenden Beifallsruf zur Begleitung geben. Die Sache nimmt ein bedeutendes Ansehen, und wird dem Könige zum Verdruß ausschlagen. Ganz Berlin ist in gespannter Erwartung. —

Ich habe heute zufällig ein älteres Blatt gelesen, worin ein Rezensent, unter großen Lobsprüchen, doch mit der Art meines Auftretens gar nicht zufrieden ist; er will mich heftiger, schonungsloser, polternder, er möchte mich in Gefahr sehen, ja am liebsten schon auf der Festung, und sollt' ich für meine Kühnheit mit dem Leben büßen, so soll ich, ihm zu Gefallen, wie ein Held mit Trotz und Hohn sterben! Das ist eine Art von Wahnsinn unter den jungen Schreiern, daß sie Andern die Rollen, den Karakter, den Gebrauch der Talente sogar, bestimmen und vorschreiben wollen. Freilich, sie selber können nichts, als solche Artikel schreiben, und unfähig etwas Tüchtiges zu leisten, möchten sie Andern befehlen! Wenn ich das nun auch thun wollte? Wenn ich dem naseweisen Rezensenten auch seine Rolle vorschriebe, und ihm sagte, er sei zum Gassenkehren, zum Stiefelputzen bestimmt, er solle seinen Beruf doch erkennen und erfüllen?

Mich hat es nie gereizt, meine Sachen in's Französische, in's Englische übertragen zu sehen, oft waren mir deßhalb Anerbietungen gemacht, und ich habe sie stets nachlässig behandelt. Ich fühle ganz den Sinn Goethe's, wenn er sagt:

Im Vaterlande
Schreibe, was dir gefällt;
Da sind Liebesbande,
Da ist deine Welt.

Wenn meine Sachen hier bei uns gedeihen, dann mögen sie als solche auch auswärts gelten. Aber auswärts ein Gedeihen zu suchen, damit sie darauf auch hier gelten, das dünkt mich sehr verkehrt. Mit geringer Nachhülfe von Betreibung könnte ich meinen Blücher französisch und englisch gesehen haben, Oelsner und Doktor Lappenberg boten sich an; es ist mir nicht leid, daß es unterblieben ist. Aber das Anerbieten einer Dame in Kiel, welche Rahel's Sachen in's Französische übersetzen wollte, nicht thätiger aufgefaßt zu haben, reut mich etwas.

Freitag, den 3. Oktober 1845.

Gestern war der Vorgang auf dem Schloß. Als der Magistrat vom Könige herunterkam, empfing ihn von dem dort am Portal versammelten Volk ein lebhaftes Hurrah, aber es waren nicht über vierhundert Menschen beisammen, die Polizei hatte absichtlich verbreitet, erst um elf Uhr würde die Audienz Statt finden. Die Magistratsmitglieder sahen niedergeschlagen aus, und einige winkten abwehrend, man solle nicht rufen und jubeln. Sie begaben sich unmittelbar auf das Rathhaus und hielten eine lange Sitzung, in der sie eine zweite Eingabe beschlossen. Heute steht in der Zeitung ganz kurz, daß die Audienz gewesen, von ihrem näheren Inhalte jedoch wisse man noch nichts. Der König soll indeß gesagt haben, daß er solche Eingaben mißfällig ansehe und daß sie unmächtig seien, den geringsten Einfluß auf seine Ansichten und Entschließungen zu haben; zuletzt gab er dem Oberbürgermeister Krausnick die Hand. Im Ganzen ging es glimpflich genug her, der König schien etwas matt. Sein persönliches Auftreten scheint ganz vergebens gewesen zu sein, er hat damit nichts bewirkt.

Heute Besuch von Theremin, der mir seinen „Demosthenes und Massillon“ und die neuste Auflage seiner „Abendstunden“ bringt. Er erzählt von seiner Schweizerreise, von den Predigern in Genf 2c. Er liest Humboldt's „Kosmos“ mit Eifer und Belehrung, verabscheut die Verketzerungen des Buches, klagt überhaupt die Liebloſigkeit an, die jetzt unter den Geistlichen herrscht, und meint, er könne im Dogma wohl der „Evangelischen Kirchenzeitung“ beistimmen, aber in ihrem Verfahren nimmermehr, denn das sei ganz ohne Liebe, hart und bitter, und deßhalb auch wirke sie so wenig zum Guten. Er sagt, er stehe kirchlich ganz allein, habe keine Parthei für sich, werde von jeder angefeindet; kürzlich habe sogar sein sonstiger Freund Tholuk, der ihm früher einen Band Predigten zugeeignet, von ihm drucken lassen, „zum Glauben habe Theremin es nie gebracht“, welches ihn doch auf's äußerste betroffen mache, da er sich bewußt sei, seit mehr als dreißig Jahren den Glauben an Christus rein zu predigen und zu lehren; es sei ihm unbegreiflich, wie man so absprechen, einem Prediger so das Vertrauen der Seinen wankend machen könne 2c. Natürlich, lieber Theremin, das ist schwer zu verdauen; aber bedenke, daß du selber über Andre auch schon so abgesprochen hast, und noch heute absprichst, in einem Gebiete, wohin der Blick nur unsicher schweift!

Abends las ich in Theremin's Gedichten und Reflexionen. Er hat unläugbare Gaben der Poesie und der Betrachtung, aber auf allen Seiten hemmt ihn der Theolog, der Prediger. In seinen Gedichten und Reflexionen ist mir merkwürdig, daß er den Stil der besten Schlegel'schen Zeit, des „Athenäum's“ 2c. glücklich festgehalten hat, aber auch dabei stehen geblieben ist. Ueber Goethe hat er viel Verdrehtes, über den zweiten Theil des „Faust“ die alten

Wirren und ein theologiſches Gericht dazu! Er ſpricht von der „Oede ſeines Greiſenalters“, aber Goethe ſelbſt empfand dieſe weit weniger, als Theremin ſelbſt — obwohl noch lange nicht ſo alt, wie Goethe geworden — dieſe Oede empfindet, ſeinen eignen Klagen nach, und dann wieder die unchriſtliche Hoffahrt auf das Chriſtenthum! — Dieſe Leute meinen immer, Goethe hätte ſeinen Genius in den Dienſt der Kirche ſtellen ſollen — wie auch Sieveking ſo dünkelvoll von Bettinen verlangte —; ich meine, Schleiermacher und Theremin hätten nicht Schwarzröcke werden ſollen, denn im ſchwarzen Rock erſtickte der beſte Theil ihrer Gaben.

Sonnabend, den 4. Oktober 1845.

Der Magiſtrat wird es bei ſeiner gehabten Audienz nicht bewenden laſſen; in einer Sitzung unmittelbar nachher iſt die Rede des Königs aus dem Gedächtniß zu Papier gebracht worden, um darauf zu antworten. Der König hat dem Magiſtrat ſorgſam bemerklich gemacht, wieviel er thue, daß er ihn perſönlich vorlaſſe, das ſei ganz unerhört, und ganz Europa ſehe auf ſolche Handlung. Er war mild und ſcharf, alles durcheinander, der Eindruck war peinlich. Der Miniſter General von Thile war ſeinerſeits auch gar nicht zufrieden, er warf dem Könige vor, daß er ihn und Eichhorn durch ſeine Worte doch gewiſſermaßen bloßgeſtellt habe! Thile wollte zuletzt den Magiſtrat zur Geheimhaltung des ganzen Hergangs verpflichten, ihm wurde geantwortet, man werde ſehen, was zu thun ſei. Verdrießliche Geſchichte!

Sonntag, den 5. Oktober 1845.

Für Canitz läßt ſich in ſeiner neuen Stellung und Wirkſamkeit nur Eine Weiſe des Ruhmes und Gelingens denken, wenn er nämlich frank und offen ſich auf die Seite der Freiheit und des Fortſchritts wendete, hier an die Spitze träte und alles Entgegenſtehende kräftig niederwürfe. Er müßte freilich grade das bekämpfen, was er bisher gehegt, die Standesvorurtheile, die Frömmelei, aber ſolcher Wechſel iſt ſchon oft vorgekommen, und der ſeltne Fall, daß er vom Schlechten zum Guten geſchähe, würde nur den Lobpreis aller Guten hervorrufen. Iſt zu ſolchem Beginnen irgend Ausſicht? Ich zweifle ganz und gar. Canitz hat große Eigenſchaften, aber er wird ſie in einer Richtung gebrauchen wollen, in der ſie nutzlos verwendet werden, in der ſie den Sachen und ihm ſelbſt zum Schaden gereichen. Was kann er von Freunden und Gefährten, wie Leopold von Gerlach, Radowitz, Voß, Haſſenpflug ꝛc. für Beiſtand erwarten? Sie ſind dem Volke verhaßt, und mit Recht! Bunſen überflügelt ihn in den Kirchenſachen und in der Gunſt des Königs, und der ihm eine Hülfe ſein ſollte, iſt ihm verhaßt! Warum? In den Sachen ſtimmen ſie doch ganz überein! Aber man ſieht, nicht die Sachen ſind das Erſte, ſondern das perſönliche Dünken, die Selbſtſucht, welche Neid und Eiferſucht in ſich ſchließt. Aus dieſem Punkte droht Canitzen die größte Gefahr. Ich kenne ihn von jeher als ſtolz und ehrgeizig; aber die Leute verſichern, daß dieſe edleren Eigenſchaften längſt in die kleinlichſte Eitelkeit zuſammengeſchrumpft ſeien, daß er ſich in ſeinem neuen Amte wohlgefällig ſpiegle, gleich dem geringſten Parvenu, daß er ſich prunkend aufbläḧe und Schmeichelei nicht nur anhöre, ſondern fordere. Ein trauriges Bild, ich wünſche, daß es ſich als ein übertriebenes erweiſe!

Ich arbeitete in meinen Papieren, merkte an, machte Zusätze ꝛc., las dann in Theremin, mit großer Wärme und vielen Betrachtungen; auf allen Seiten bestätigt sich mir, was ich schon aufschrieb: Schade, daß er ein Prediger geworden! Wenn er mitten in der Bewunderung Demosthenischer Reden plötzlich auf Predigten einlenkt, wird es gradezu komisch, und seine beständige Erinnerung, daß man es doch nur mit einem Heiden zu thun hat, ist mir jedesmal widerlich. Er hätte, wäre er kein Prediger, nicht Massillon, sondern Mirabeau zur Vergleichung mit Demosthenes herangebracht, aber als Prediger wagte er das nicht. Sonst hat er viele schöne Stellen und gerechte Urtheile, zum Beispiel über den Zorn, über Oeffentlichkeit ꝛc.

Montag, den 6. Oktober 1845.

Die Verblendung und Thorheit unsrer Regierenden sind sichtbar, sie arbeiten an ihrem eignen Untergang. Wie unredlich, wie schlaff und selbstvergessen sie handeln, sieht man zumeist am deutschen Bundestag; welche Versprechungen sind von ihm erfüllt, was leistet er? Er ist ein Werkzeug der Unterdrückung in der Hand der Mächtigen, das ist alles! Seine eigne Oeffentlichkeit, seine eigne Permanenz hat er abgeschafft. Und im übrigen, wie sieht es aus? Ist es nicht, als ob alle Regierungen sich verschworen hätten, irgend Freies, Selbstständiges, Schwungvolles, im größeren Sinne Vaterländisches, sogleich zu hemmen? Die edle deutsche Gesinnung für Schleswig-Holstein, wie scheel wird sie angesehen, wie mürrisch ruft man den Badnern, den Sachsen zu, was sie das angehe! Und ist wohl unter allen deutschen Fürsten einer so freisinnig, so großmüthig,

ſo ſtaatsklug dürfte man ſagen, ſich offen als Beſchützer der Deutſchkatholiſchen, der Lichtfreunde aufzuſtellen? Nein, ſie arbeiten insgeſammt für den Sieg der Pfaffen, der Fanatiker, und welche Freunde ſie an dieſen haben, iſt ihnen durch den Erzbiſchof von Köln noch nicht gehörig eingetränkt! So werden ſie's denn auf's neue erfahren! —

Man ſagt, der General Leopold von Gerlach ſei als Canitzens Nachfolger zum Geſandten nach Wien beſtimmt. Abſcheuliche Wahl! Und doch wird er dort unſchädlicher ſein, als er hier am Hof iſt. —

Von der Rede des Königs an den Magiſtrat wird viel erzählt und geſprochen. Sie ſoll unglaubliche Blößen geben und hat niemanden imponirt. Viele Bürger behaupten, wenn die nächſte Eingabe nichts fruchte, ſo müßten Magiſtrat und Stadtverordnete ihre Stellen niederlegen, und wenn auch die ganze Städteordnung darüber zum Teufel ginge; Berlin würde die Schande davon nicht tragen, ſondern die ſchlechten Miniſter, die den König irrleiten.

Donnerstag, den 9. Oktober 1845.

Vorgeſtern Brief aus München von Hormayr, eine ſehr ungünſtige Schilderung von Metternich's jetzigem Erſcheinen enthaltend.

Prächtiger Trinkſpruch vom Geheimenrath Böckh in der Philologenverſammlung zu Darmſtadt; er kleiner Mann habe mit einem großen, mit Perikles, das gemein, nicht gern unvorbereitet zu ſprechen, und dann rede er auch nicht gern allein, ſondern lieber in dialogiſcher Form, womit jetzt an gewiſſen Orten große Gunſt zu erwerben ſei; —

man freut ſich hier der guten Maulſchelle für den Miniſter Eichhorn.

Herr von Küſtner hat wieder eine Kabinetsordre des Königs zu Gunſten Meyerbeer's erhalten und will wieder ſeinen Abſchied fordern. Der Fürſt von Wittgenſtein ſagt ihm: „Das müſſen Sie ſo genau nicht nehmen, mein Lieber! Dieſer Herr iſt immer wie im Nebel, ſieht und hört nicht recht, thut was der Augenblick ihm eingiebt, und denkt nicht an den Zuſammenhang. Seine Umgebung nennt das geiſtreich und genial, ich aber ſage Ihnen, es iſt nur Zerſtreutheit, alles geſchieht wie im Nebel, und morgen das Gegentheil von dem heute Befohlenen. Laſſen Sie das alles ruhig an ſich vorübergehen.“

Freitag, den 10. Oktober 1845.

Beſuch vom General von Pfuel; er iſt in ſeinem Eifer für die Deutſchkatholiſchen ſtandhaft, bedauert, daß man den König gegen ſie geſtimmt, betheuert, daß die Sache keinen politiſchen Beſtandtheil habe, ſondern ganz innerliche religiöſe Ueberzeugung dabei die urſprüngliche Triebfeder ſei, der Staat aber nehme die Sache als eine politiſche und mache ſie erſt zu einer ſolchen. Ob denn der Graf von Sedlnizki nicht dafür zu gewinnen ſei? Was der für eine große ruhmvolle Laufbahn betreten könnte, ſein Name würde in der Geſchichte glänzen! „Ach, der fragt viel nach einem Namen in der Geſchichte! Der hat ſeinen Ehrgeiz auf einen Rothen Adlerorden erſter Klaſſe in Brillanten geſtellt.“ Ueber unſre Reichsſtände; „nur bald, nur bald!“ ſagt Pfuel. Der König lechzt nach Ruhm und den ſchon über ihm fertig ſchwebenden läßt er ſich wieder verziehen!

Mein alter Waffengefährte, der österreichische Feldmarschalllieutenant und Oberſthofmeiſter des Erzherzogs Ferdinand von Este, Freiherr von Droſte-Viſchering, in Olmütz geſtorben! Pfuel meint, er müſſe achtundſechzig Jahr alt geworden ſein. Wie ſchnell beſeitigt man das Andenken eines ſolchen Todten! Dieſer Droſte war ſehr eigenthümlich, ein tapfrer Offizier und guter Kammerad!

Sonnabend, den 11. Oktober 1845.

Heute früh ein Billet von Frau von Gemmingen, die ſeit kurzem wieder hier iſt; ſie ſchickt mir einen Brief vom achtzigjährigen Kabinetsminiſter von Reizenſtein aus Karlsruhe, der mir auf die freundlichſte, ſchmeichelhafteſte Art ſchreibt, von dem Genuß, den er aus meinen Schriften ſchöpft; von ſeinem Alter und ſeiner Krankheit, ja von ſeinem wie er meint ganz nahen Tode ſpricht er mit Seelenruhe und ſcherzender Grazie, höchſt ehrenwerth und liebenswürdig! Der Brief erregte mich ungemein, und ich antwortete auf der Stelle, alles zuſammenfaſſend, was den alten Mann vor dem Tode vielleicht noch freundlich anſprechen kann!

Beſuch von Doktor Ludwig Auguſt Frankl aus Wien, Verfaſſer des Gedichts „Colombo“ ꝛc. Er bringt mir einen Brief von Kuranda und erzählt mir vielerlei von Wien. Der Fürſt von Metternich hat die Petition wegen freierer und geſetzmäßig beſtimmter Zenſur ſehr übel aufgenommen und kleinlich geſagt, er ſelbſt habe dergleichen im Sinne gehabt und ſchon bearbeitet, die Petition komme ihm ſehr ungelegen, denn nun könne nichts geſchehen, weil es ja ſonſt ausſehen würde, als ließe die Regierung ſich etwas

abtrotzen! Welche Schwäche und Armseligkeit liegt in dem Bekenntniß! Fühlt das der eitle Greis denn nicht? — Doktor Frankl gefällt mir, er hat ein offnes und festes Wesen, feinen Sinn.

Sonntag, den 12. Oktober 1845.

Bei der entschiedenen, festen Vorliebe des Königs für die Leute, die einmal seine Gunst haben, ist es ein Wunder, daß er die Richtung, in der sie ihn bestärken, nicht leidenschaftlicher verfolgt, nicht heftiger wider die Gegner verfährt. Freilich sind diese Leute auch untereinander nicht einig, sondern in geheimem, bisweilen auch in offnem Kriege wider einander. Immer jedoch bleibt es ein schöner Freisinn des Königs, neben jenen Leuten auch Humboldt, Pfuel, Willisen 2c. zu schätzen und zu hören. Die Eingenommenheit für Bunsen, Radowitz, Gröben, Thile, Gerlach, Hassenpflug 2c. soll jede Vorstellung übersteigen.

Die Rede des Königs an den Berliner Magistrat wird fürchterlich durchgemustert, berichtigt, zerfetzt, man läßt keinen ganzen Faden an ihr. Sie giebt in der That viele Blößen, und ist im Ganzen nur eine Blöße, die er sich nicht hätte geben sollen! — Französische und englische Blätter haben sich darüber hergemacht. Ein französisches Blatt soll prophezeihen, der König werde sich auf seinem Throne nicht halten können.

Canitz ist nach Wien gereist, um seine Abberufungsschreiben zu übergeben und seine Familie zu holen. Man fürchtet, Metternich werde ihm schlimme Einflüsterungen mitgeben.

Die Annahme des nach Rom ernannten Geſandten von Uſedom ſoll bei der päbſtlichen Regierung durch Verſicherungen und Verſprechungen hieſigerſeits bewirkt worden ſein, über welche die Altpreußen als über eine Herabwürdigung ſeufzen, — wenn ſie auch geheim bleiben ſoll, ſie wird immer bekannt genug!

Montag, den 13. Oktober 1845.

Herr Konrad Meyer aus Zürich bringt mir einen Brief von dem dortigen Staatsarchivar Gerold Meyer von Knonau, der vor mehr als zwanzig Jahren hier war und mir damals eine Empfehlung von Schloſſer in Heidelberg brachte. Jener iſt ein friſcher, muthiger Jüngling, regſamen Geiſtes und liebenswürdigen Gemüthes, mit welchem ich ſogleich in raſcher Art die Schweizerſachen beſprechen kann; ich vertheidige zu ſeinem Erſtaunen den Grundſatz, aus dem die Freiſchaaren hervorgehen — nicht dieſe ſelbſt, da mir das Oertliche gar nicht bekannt iſt —, denn die Gewalt der Schufte und Heuchler, welche die Jeſuiten berufen, iſt auf jede Weiſe zu ſtürzen, durch Aufruhr und Ueberfall, die Vernunft darf ſich ihr Geſetz nicht unter dem Vorwande, daß es der Geſetzlichkeit entbehre, rauben laſſen; hier ſind Harmodios und Ariſtogiton am Platze, hier das Schwert unter Myrthenzweigen! — Großer Wohlſtand in der Schweiz, Gedeihen Zürich's ꝛc.

Nachrichten vom Miniſter von Bülow in Tegel, er iſt doch noch ſehr ſchwach und ſpricht langſam und angeſtrengt. Der Geheime Juſtizrath Voß im Kabinet des Königs, gemeinhin der rothnaſige Voß genannt, hat neulich einen Schlaganfall gehabt. Sterblich ſind dieſe Leute denn doch auch, indeß durch die Folgereihe der Nachrückenden ſcheinen

ſie gleichwohl nicht auszuſterben, und jeder Wechſel iſt vor der Hand eine Verſchlimmerung.

In der „Staatszeitung“ ſteht heute der ganze Handel mit dem Magiſtrat ausführlich, die Petition an den König, des Königs Antwort, alles wieder ungeſchickt ſpät, nachdem man erſt verſucht hat, aus der Sache ein Geheimniß zu machen! Die Petition iſt ſtark, die Antwort ſchwach und in manchem Sinne bedenklich, zum Beiſpiel, daß der König geſteht, die Kirchengewalt ſei in ſeinen Händen nicht in den rechten, — und dabei will und muß er ſie doch noch behalten! Man ſieht jetzt im ganzen Umfange, wie unklug dem Könige von denen gerathen worden, die ihn zu dieſer umſtändlichen und mündlichen Antwort verleitet haben! Daß der Miniſter Eichhorn „Oeffentlichkeit und Licht will“, glaubt dem Könige kein Menſch, das Lob klingt wie eine Deriſion, und der „elende“ Eichhorn, wie ihn Humboldt nennt, wird ſchwer daran tragen.

In Goethe geleſen, im Neuen Teſtament. — Betrachtungen über das was bleibt, und das was vergeht, in der litterariſchen Welt, das heißt in der Welt des Gedächtniſſes. Das Gehäſſige, Hemmende, Gemeine vergeht am ſchnellſten, ganze Maſſen deſſelben ſterben ohne Spur dahin; doch galten ſie im Augenblick immer etwas, und oft mehr als das gleichzeitige Edle, Geniale; aber die Zeit, welche dieſes auf ihre Schwingen nimmt, läßt jene fallen.

Dienstag, den 14. Oktober 1845.

— Dann ging ich vor das Potsdamer Thor zur Konſiſtorialräthin Ilgen, ich fand ſie zu Bette, ſie erzählte mir ſchön und ſinnig von ihrem Sommeraufenthalt bei Meißen, ihrem Leben dort, eine Reihe wohlthuender Bil-

der! Sie war darauf in Leipzig, wo ſie Verwandte und zahlreiche Bekannte hat. Sie meint, das Wahre der Leipziger Vorfälle ſei genug ermittelt, werde aber zum Theil verſchwiegen bleiben. Die Patronen waren ſehr alt, das Blei ſchon etwas verkalkt, daher die Wunden der Getroffenen nicht heilen wollten; die Aerzte ſagen, daß viel mehr Menſchen verwundet worden, als angegeben wird, manche haben ſich geſchämt und ihr Unglück verheimlicht.

Als ich durch den Thiergarten nach Hauſe ging, begegnete mir der Fürſt von Solms-Lich. Er nahm einen zufälligen Anlaß, mir mit Bedeutung die Worte zu ſagen: „Man muß nie eine Sache heftig anfangen!“ Ein Wink in Betreff der Verfaſſungsfrage, ohne Zweifel iſt ein Verſuch mit Reichsſtänden nah. Ich ließ es bei dem Winke bewenden, fragte nicht weiter und wir ſchieden. Dieſe Geheimniſſe werden früh genug an den Tag kommen — und ſchlecht genug! — Fürſt von Carolath verſäumt.

„Memoirs of the Lady Hester Stanhope“ (London 1845, 3 Bände). Das Buch iſt ſehr anziehend und unterhaltend. Der Arzt der Lady iſt ihr Eckermann geworden. Sie war offenbar etwas verrückt, aber höchſt begabt und genial. Alle Krankheiten europäiſcher Verwöhnung waren in ihr, gebieteriſche Herrſchſucht, Geiſtesſtolz, Tollkühnheit, Eitelkeit, Empfindſamkeit. Sie hatte die größte Härte, ein bischen türkiſcher Paſcha, ein bischen engliſcher Miſſionair, ein bischen Bettine, Schlabrendorf und wer weiß was noch alles! Das weiß ich, mich hätte ſie weder bezaubert noch unterworfen, ich wär' ihr anders gekommen! Doch wahrſcheinlich hätte ſie mich nicht vorgelaſſen, oder doch nicht zum zweitenmale. Bei aller Genialität, bei allem Unglück und Unrecht, das ſie erfahren, muß ich zuletzt doch ſagen: Ein abſcheuliches Weibsbild!

Freitag, den 17. Oktober 1845.

Vorgestern Geburtstag des Königs, schönes Wetter, aber dessen ungeachtet keine Volksluftbarkeit; außer den herkömmlichen Reden in der Universitätshalle, in den Theatern ꝛc. und außer den amtlichen Gastmählern — alles still. — Die neuen Kostüme der Universität waren schon zuvor besprochen, man sieht sie mit Gleichgültigkeit.

Der Magistrat hat dem Könige wirklich schon geantwortet und ganz tüchtig; er beweist durch thatsächliche Angaben, daß die Vorwürfe, die der König ihm gemacht, völlig grundlos sind, daß seine Eichhorn und Thile ihm Falsches gesagt und ihn Falsches haben sagen lassen, wegen der englischen Kirche, der Vermehrung hiesiger Kirchen und Prediger ꝛc. Des Königs Rede, schon außerdem übel glossirt, wird nun gänzlich zu nichte gemacht. Und dazu so großes Gepränge, zu solchem Erfolg? Es ist wahrlich zum Bedauern!

Ich habe zwei Bände der Memoiren über Lady Esther Stanhope durchgelesen, mit großer Spannung. Außer den schon erwähnten Aehnlichkeiten fand ich auch eine gute mit Rahel und trug einige Worte darüber in das Buch „Rahel" ein; dann eine andre Aehnlichkeit mit der Gräfin von Schlabrendorf, der Freundin Rahel's, eine andre mit der Gräfin Luise zu S., mit der Frau von Arnstein ꝛc. Lady Esther hatte sich auf dem Libanon freiwillig eine Existenz geschaffen gleich der von Napoleon auf St. Helena durch Zwang erduldeten, und der Doktor war ihr Lascases. Ihre Rückblicke auf ihr früheres Leben, die Züge von Pitt und dergleichen sind mir besonders willkommen. Mit ihr selbst hat man großes Mitleid, aber ihm hält der Widerwille die Wage.

Diese beiden Abende, von gestern und heute, waren

ganz von Saint-Martin erfüllt, ihn zu leſen und auszuſchreiben. Eine edle, troſtreiche, erhebende Beſchäftigung!

Sonntag, den 19. Oktober 1845.

Im „Militairwochenblatt“ ſoll „auf allerhöchſten Befehl“ eine Berichtigung eingerückt ſtehen, wonach die Gefangennehmung Blücher's, im Siebenjährigen Kriege, nicht wie ich es erzähle geſchehen ſein ſoll, ſondern durch einen Huſaren Landeck. Eine rechte Miſere „auf allerhöchſten Befehl“! Und ich halte mich dennoch für ganz berechtigt, meine Angabe ſo zu laſſen, wie ſie daſteht. Der König hat Macht, die werdende Geſchichte ein bischen mitzubeſtimmen, aber gar nicht, die vergangne feſtzuſetzen. Das Stückchen geht übrigens vom Hofmarſchall von Schöning aus; ſollt' ich mit dem Schächer ſtreiten?!

Dienstag, den 21. Oktober 1845.

Geſtern in meiner Arbeit fortgefahren; auf die Dauer macht mich doch Saint-Martin verdrießlich, ſo wie Fenelon und ſogar Tauler; die edelſte Weisheit und reinſte Liebe immer aus Aberglauben und willkürlicher Annahme heraus, und davon triefend empfangen zu müſſen, das beläſtigt und erzürnt am Ende; nimmt man einzelne Sätze und läßt die anhängende Feuchtigkeit erſt ablaufen, ſo fährt man unſtreitig beſſer.

Ungeachtet des Regens war ich Vormittags in die nahe Ausſtellung von Sachen gegangen, die zum Beſten der Deutſchkatholiſchen verkauft werden. Ich kaufte mancherlei, auch Ronge's Bildniß, und gab mehr als den Kaufpreis.

Die Damen rühmten den glänzenden Fortgang ihres Unternehmens.

Der Magistrat von Königsberg hat erklärt, er trete der Berliner Petition mit voller Gesinnung bei. Was will der König nun machen, will er auch diese Leute vor sein Antlitz rufen und ihnen eine Rede halten? — Hier ist allgemein das Gerücht verbreitet, der König wolle seine Unzufriedenheit dem Magistrat hier auch damit bezeigen, daß er für das Schloß und alle Königlichen Gebäude das Gaslicht nicht von der Stadtanstalt, sondern von der englischen Gesellschaft beziehen werde. Die Sache ist ohne Zweifel ungegründet, zeigt aber, was man dem Könige zutrauen will.

Der Herzog von Anhalt-Köthen hat mit seinen Staatsschulden eine Art Bankrott gemacht. Der König, heißt es, will ihm durch beträchtliche Summen aus der Klemme helfen.

Unsre Stadtverordneten wollen den König durch eine Deputation um bedingte Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen angehen; alle stimmberechtigten Bürger sollen Zutritt haben. Der König wird sie, behauptet man, hart abweisen.

Der Minister Eichhorn hat sich ein neues Schandenkmal bereitet, die Absetzung des Konsistorialrathes David Schulz in Breslau, wegen seiner Unterschrift gegen die Hengstenbergische „Kirchenzeitung". Der Minister wollte ihm Rang, Titel und Besoldung lassen — Professor an der Universität bleibt er ohnehin —, aber Schulz hat sogleich auf diese Niederträchtigkeit geantwortet, ohne das Amt wolle er keine Besoldung. Diese Geschichte wird noch viele Folgen haben. Eichhorn brandmarkt sich stets auf's neue, und an den Bischöfen Eylert und Dräseke sich zu vergreifen, ist er doch zu feig! Schulz hat nur gethan was diese.

In Lord Brougham geleſen, über Chatham und Pitt. Alles von Gans hervorgeſucht, zum Ueberblick und zur Prüfung. — In meinen Papieren gearbeitet.

Donnerstag, den 23. Oktober 1845.

Geſtern vor meinem Bette früh ein Herr aus Königsberg, deſſen Namen ich weder bei der Anmeldung noch von ihm ſelbſt verſtand, er ſieht aus wie Friedrich Perthes und Peter Friedrich Röding zuſammen; Grüße von Doktor Jung und Profeſſor Roſenkranz; über die Unzufriedenheit in Preußen, den Muth, die Feſtigkeit der Leute dort. — Nachher kam der Prinz Ludwig von Carolath und ſaß zwei Stunden, für mich ermüdend, aber doch fruchtbar, er ſagte mir alles von Schleſien und darunter viel Bedeutendes; ſeine Sonderbarkeiten treten immer mehr zurück, er zeigt Verſtand und macht ſatiriſche Bemerkungen.

Nachricht, daß der Erzbiſchof Freiherr von Droſte geſtorben. Der alte Mann hat viel Unfug angezettelt! — Der Fürſt von Solms-Lich abgereiſt.

Der König hat dieſer Tage den Miniſter Bülow in Tegel beſucht und ſoll ungemein freundlich geweſen ſein.

Man verbreitet, der König wolle den Winter diesmal gar nicht nach Berlin ziehen, um die Stadt ſeine Unzufriedenheit fühlen zu laſſen, er wolle in Sansſouci bleiben, oder auch in Charlottenburg wohnen. Da ſtrafte er am meiſten die vornehme Geſellſchaft, die nicht gegen ihn geſündigt hat. Ein Bürgersmann ſagte bei dem Gerücht: „Das hält die Stadt wohl aus, aber der König nicht.“

Es heißt, der Prinz von Preußen habe ſeine Zuſtimmung gegeben, daß die Freimaurer den Deutſchkatholiſchen die Maurerlogen zum Gottesdienſt einräumen.

Hiedurch, meint man, werde neuer Zwiſt mit dem Könige entſtehen, Andre beſorgen dann von Oeſterreich her eine große Verfolgung der Maurerei.

Die Prinzeſſin Albrecht hat ſich bitter beklagt, daß ſie die ruſſiſche Kaiſerin habe aufnehmen müſſen; nie ſei ihr eingefallen, ihre reiche Villa am Comoſee den Ruſſen zur Verwüſtung preiszugeben; ſie habe, ohne daß von ihrer Seite ein Anerbieten geſchehen ſei, ein Schreiben bekommen — von wem wurde nicht geſagt —, die Kaiſerin nehme eine Wohnung dort an ꝛc.

In Thiers geleſen, mit vielem Unwillen und Bedauern, der Mann iſt zum Schmeichler und Zurechtmacher hinabgeſunken; in großen Umriſſen verträgt man allenfalls noch ſolche abſichtliche Einſeitigkeit, aber bis in's kleinſte Einzelne verfolgt, bei ſolcher Ausführlichkeit, wird der Fehler rieſengroß und gar nicht zu dulden. Eine Partheiſchrift von zehn Bänden, das geht nicht! Und alles ſo kühl, ſo berechnet, ſo klar, — und ſo offenbar unredlich und gleißneriſch!

Sonnabend, den 25. Oktober 1845.

Beſuch von Doktor Julius Altmann, ein erfahrner kluger junger Mann, von ſchönen Kenntniſſen und friſcher Arbeit. Aus dem kann etwas Tüchtiges werden.

Heute wird in den Zeitungen erklärt, das Gerücht, der König habe für die Königlichen Gebäude mit der engliſchen Gaskompanie abgeſchloſſen, ſei unwahr. Man weiß aber nun ganz beſtimmt, daß alles bis zur Unterſchrift fertig war, der Bürgermeiſter Naunyn hat den Vertrag geſehen, und die Unterſchrift würde ohne das ſchlimme Gerücht wahrſcheinlich erfolgt ſein.

In der „Bremer Zeitung“ ſteht die zweite Eingabe

des hiesigen Magistrats, durch die er sich gegen die Rede des Königs rechtfertigt, nun auch abgedruckt. Es macht einen häßlichen Eindruck, daß der König, der seine Rede und die erste Petition in die Zeitungen gegeben, diese zweite Petition bisher von der Veröffentlichung zurückgehalten hat. Die ganze Sache wird immer übler für den König, jedermann kritisirt die Rede, und mit den härtesten Ausdrücken. Die Bürger sind erbittert, der gemeine Mann schimpft unverhohlen. Man hat eine rechte Schadenfreude an den Blößen, die der König giebt. Wohin führt das alles? Ohne eigentliche Stöße, ohne erhebliche Vorfälle, in lauter Armseligkeiten, in lauter ungeschickten und trüben Wendungen, kommen wir ganz herunter, bis alles im Kothe steckt und dann doch zuletzt am gefährlichen Abgrunde hängt!

Der Königsberger Jacoby hat ein Buch drucken lassen, das nichts enthält, als Königliche Kabinetsordren, Reden, Briefe ꝛc. des jetzigen Königs, und in dieser bloßen Zusammenstellung die bitterste Satire sein soll, so arg treten die Widersprüche und Unklarheiten, sagt man, daraus hervor. Die Polizei ist scharf dahinter her und nimmt das Buch überall in Beschlag. Das ist wieder eine Satire! — Dem gewesenen Konsistorialrath David Schulz in Breslau sollte ein Fackelzug gebracht werden nach seiner Absetzung, die Polizei verbot es; „ein beabsichtigter, ein verbotener, — das ist so gut wie zwei Fackelzüge".

Der junge Graf von Reichenbach in Schlesien gilt als großer Demagoge, der einen Anhang von vielen Tausenden hat, er ist ein Freund Itzstein's, Ronge's; mehr als genug, um der Regierung verhaßt zu sein! Der Regierungspräsident Graf von Pückler bekam aus dem hiesigen Ministerium den Befehl, über Reichenbach einen

umſtändlichen Bericht zu erſtatten; wider alles Verhoffen fiel der Bericht ſehr günſtig aus; dafür iſt Pückler nicht Oberpräſident geworden. So gehen dieſe Sachen!

In Thiers geleſen, in Lord Byron, und viel in Rahel.

Dienstag, den 28. Oktober 1845.

Brief aus London, von Carlyle. — Beſuch von Herrn Thomas, Erzählung beiderſeits über Herrn Thiers, Einladung zur Mitarbeit an der „Revue des deux mondes", ich lehne ſie jedoch ab, wenigſtens jede beſtimmte Verpflichtung. Herr Thomas hat hier Schelling'en beſucht, und hat ſich etwas von ihm imponiren laſſen; Schelling hat den von Couſin Empfohlenen beſtens aufgenommen, ihn verſichert, er ſei freiſinnig, wolle keinen Rückſchritt, verlange Preßfreiheit, Oeffentlichkeit, freie Verfaſſung! „Das ſagt er Ihnen, damit Sie ihn deßhalb in Frankreich rühmen, während er hier mit den Frömmlern und Finſterlingen verbunden iſt, die Hofgunſt genießt und den verderblichſten Miniſter, den Preußen je gehabt hat, zu partheiiſcher Gehäſſigkeit anreizt! Er will, der Charlatan, Beifall von allen Seiten und um jeden Preis!" Von Leroux's Aufſätzen über Schelling ſagte ich, ſie ſeien die dickſte Verwirrung, der Mann rede in's Blaue, ohne alle Kenntniß; da verſetzte Herr Thomas lächelnd, grade dieſe Aufſätze habe Schelling für das Beſte erklärt, was über ihn erſchienen ſei! „Sie ſehen, es iſt ihm nur um das Lob zu thun, das freilich hier maßlos verſchwendet iſt, auf die Grundlage kommt es ihm nicht an!" Wie muß er in der That Caglioſtro'n beneiden, der doch ganz andres Staunen erregte! Mir fällt hiebei wieder ein, was ich lange vergeſſen hatte, daß ſchon 1806 Schleiermacher von

Schelling zweideutig ſprach und ihm geniale Blicke, aber keine ſtändige Klarheit zugeſtehen wollte.

Der Graf von Kleiſt ſandte mir das „Journal des débats", worin ſehr ehrenvoll von dem Berliner Magiſtrat und ſeiner Eingabe die Rede iſt. Die Sache nimmt ſich franzöſiſch ſehr gut aus.

Die Eingabe des Königsberger Magiſtrats, ähnlich der des hieſigen, ſteht nun auch in der „Staatszeitung", ſo wie des Königs ſchriftliche Antwort; dieſe letztere aber befriedigt wenig, und man ſagt, der König ſtelle ſich, als habe er die Eingabe nicht recht verſtanden, indem er nur belobt, was der Beſchwerde zur Seite geſtellt iſt, die Beſchwerde und Anklage dagegen überſieht.

Die Terraſſe vor dem Schloſſe, die der König hat bauen laſſen, wo die ruſſiſchen Pferde ſtehen, wird hier jetzt der „Hengſtenberg" genannt. Der König habe ſeinen Hengſtenberg, heißt es, ganz nahe haben wollen! — Ein Vorgang, daß ein Handwerker mit Gewalt zu Hengſtenberg habe eindringen wollen, wird verſchiedentlich ausgebeutet; der Mann ſoll eine Forderung gehabt haben, ſagen die Einen, die Andern möchten es als eine Verfolgung darſtellen, die aus der Eingabe des Magiſtrats entſtanden ſei.

In Thiers geleſen, in Uhland's „Volksliedern", in Prutz' Abhandlung über die politiſche Poeſie der Deutſchen.

Donnerstag, den 30. Oktober 1845.

Der König iſt auf der Jagd. Humboldt ſagt, in Sansſouci ſei man jetzt ausſchließlich mit der Frage beſchäftigt, ob die Israeliten an einem Dienstag oder Mittwoch durch das rothe Meer gegangen; man höre gar nichts andres,

es ſei dies der wichtigſte Gegenſtand, hinter den alles andre zurückträte; was in der Welt jetzt vorgehe und andringe, falle daneben ganz weg! (Bunſen hat über Aegypten geſchrieben, Lepſius kommt von dort zurück, Berichte, Zeichnungen ꝛc.) — Großes Aufſehen und Mißfallen erregt es, beſonders unter den Offizieren, daß der König dem Miniſter Grafen zu Stolberg am 23. Oktober mit der Ernennung ſeines jüngſten Sohnes zum Offizier ein Geburtstagsgeſchenk gemacht hat, ohne Examen oder vielmehr gegen das Examen. Kurz vorher hatte der König in einer Angelegenheit ähnlicher Art ſtreng erklärt, er wolle vom Buchſtaben der Vorſchriften niemals abweichen; es war freilich kein Sohn eines Günſtlings, den die Sache betraf. Am meiſten nimmt man es dem frommen Grafen übel, daß er ſich ſolche Gunſt zu Nutze macht. — Canitz iſt von Wien zurück.

Sonnabend, den 1. November 1845.

Beſuch von Herrn Thomas, er wird nach Potsdam fahren, die erſte Aufführung des „Oedipus auf Kolonos" mitanzuſehen, wozu Humboldt ihm ein Billet geſandt.

Der Reiz der griechiſchen Aufführungen in Potsdam iſt ſchon großentheils erloſchen; ſelbſt Reumont wollte heute nicht hinüber, die Ehre und der Genuß halten nicht vor. Ludwig Tieck iſt durch Krankheit zurückgehalten, da mag Friedrich auch nicht hin. Von den Schauſpielern ſpricht man gar mit Verachtung.

Sehr verbreitet iſt das Gerücht, der Prinz von Preußen werde auf lange Zeit nach Italien reiſen, wegen Zwiſtigkeit mit dem Könige, dem er die Reichsſtände und die Pietiſterei täglich als den Untergang des Landes vorſtelle. Eine zweite

Auflage des Prinzen Heinrich in Rom, mit dem Unterſchiede, daß dieſer nicht der Nächſte am Throne war. — Der penſionirte Generallieutenant Graf Henckel von Donnersmarck, der in Deſſau lebt, bekannt wegen ſeiner Heftigkeit und ſchreienden Stimme, hat hierüber ausgerufen: „Natürlich kann der König das nicht aushalten! Er hat ſeinen Bruder aufgefordert, ſo oft er ihn einen dummen Streich machen ſehe, ihn zu warnen, nun aber habe der König noch nichts gethan, als lauter dumme Streiche, und wenn der Bruder nun ſeine Pflicht thue, ſo werde das freilich unerträglich.“ Solche Reden hört man immerfort, bald gröber, bald feiner, immer derſelbe Inhalt!

Montag, den 3. November 1845.

Bei dem Könige wechſeln auffallend die heftigſte Lebhaftigkeit und die matteſte Verfallenheit; ſeine Nerven ſind ſehr zerrüttet und bedürfen ſtarker Reizungen; Volksjubel, Aufzüge, Feſte, vor allem das Bewußtſein perſönlichen großen Eindrucks, ſtarker Anregungen, erweckter Bewunderung, aber auch Körperbewegung, Ortswechſel, Beſichtigungen und Befehlgeben ſind ihm nöthig.

Die kirchlichen Bewegungen wollten ſchon etwas einſchlafen, da weckt man ſie auf's neue durch Quälereien, Verhöre, Abſetzungen, und im Großen durch Berufung von Abgeordneten der deutſchen Regierungen nach Berlin, wo man einen ſogenannten „Kirchentag“ einſetzen will. Nicht alle Regierungen ſtimmen dazu, einige geben dem Wunſche des Königs nur ungern nach, und Geiſtliche und Laien erklären im voraus, daß dergleichen Abgeordnete nicht die geringſte Macht in Glaubensſachen haben, daß ihre Beſchlüſſe für keinen Menſchen bindende Kraft ausüben können.

Der ſächſiſche Landtag bringt die Miniſter in's Gedränge, dieſe haben die Auflöſung in Antrag gebracht, der König aber will davon nichts hören.

„Beſchränkung der Redefreiheit. Eine Provokation auf rechtliches Gehör von Dr. Johann Jacoby" (Mannheim, Baſſermann, 1846). Eine neue ſcharfe Schrift, mit bündigen Folgerungen. Der Königsberger muß in Mannheim ſeine Druckpreſſe ſuchen!

„Lady Heſter Stanhope." Aufſatz des Fürſten von Pückler. Sehr gut zu leſen; im Ganzen mehr als man hoffen durfte übereinſtimmend mit den Memoiren des Arztes, den der Fürſt hier bei Namen nennt: Dr. Merion.

Mittwoch, den 5. November 1845.

Geſtern den halben Vormittag war Eberty bei mir mit ſeiner Ueberſetzung aus dem Engliſchen. Darauf kam Dr. Arens, wir ſprachen über Zeitungsweſen, Zenſur, Politik, dann ausführlich über Hormayr's Karakter, ſeine Leidenſchaft, Unruhe, Heftigkeit, ſein wildes Toben, Umherſtürmen, Schimpfen und Fluchen — wenn es möglich iſt: Stoßen und Schlagen! Es iſt ein Prediger Kapuziner an ihm verloren, das iſt gewiß. Aber gegen andre Vorwürfe nehm' ich ihn in Schutz; er iſt ohne Eigennutz, ohne Ränke und ſogar ohne eigentlichen Haß; er haßt nur bedingungsweiſe, weil er gereizt worden, weil man ihn nicht gelten läßt, weil er betrogen worden; das iſt ſein Fall mit Oeſterreich, mit Metternich. Dr. Arens findet ihn ſehr unbequem mit ſeinem Vielthun und Auffahren, und ich kann ihm das gern glauben.

Herr Geh. Obertribunalsrath G. macht mir mehrere Mittheilungen über die Gerichte; manche unſrer Urtheils-

ſprüche, ſagt er, ſind nicht beſſer, als ob ſie durch Würfel erlooſt wären! Er ſagt mir heimlich, bei einer Unterſuchung in Poſen wegen Umtrieben habe der verruchte Tzſchoppe in die weggenommenen Papiere falſche einſchieben laſſen, um die armen Verfolgten einer Schuld überführen zu können! Der Gräuel!

Freitag, den 7. November 1845.

Canitz fängt ſchon an bitter zu klagen, daß die Geſchäfte ihn überwältigen, daß ſeine Nerven leiden, daß ſeine Faſſung und Laune ſich verlieren. Er klagt beſonders über die Zerſplitterung ſeiner Zeit und Arbeit, über die unaufhörlichen Unterbrechungen und Beſchickungen, meiſt durch den König ſelbſt, oft auch durch andre Miniſter. Die nöthigſte Sache wäre, die Geſchäftsweiſe zu ändern; allein wer vermag das? Es iſt ſchon viel, wenn Canitz andre Gehülfen gewinnt, als die jetzigen, die allerdings großentheils ſchadhaft ſind und daher auch ſchädlich. Zuerſt hat er den Geh. Rath Philipsborn zur Ausſcheidung beſtimmt und ihm ſchon jetzt die freie Hand genommen.

In Malcolm's „History of Persia" geleſen, in Feriſchta's „Geſchichte von Hindoſtan". Franzöſiſche Zeitſchriften, deutſche Flugblätter. — In Goethe geleſen, in Friedrich Heinrich Jacobi, in Friedrich Schlegel.

Sonntag, den 9. November 1845.

Der plötzliche Tod des Kommiſſionsraths Cerf, Eigenthümers und Direktors des Königsſtädter Theaters, wurde beſprochen — man fand den alten Mann Abends im Thiergarten vom Schlage getroffen —; daß er ſeinen Namen

nicht habe ſchreiben können, iſt eine Fabel, ich habe ein Autographon von ihm; er ſoll in früheſter Zeit einmal von einem Gerichtshandel dadurch losgekommen ſein, daß er verſicherte, nicht ſchreiben zu können, was er denn nachher viele Jahre fortbehaupten mußte.

Sendung des Diploms eines Doktors der Philoſophie und Magiſters der freien Künſte von der Univerſität Tübingen, — große Ehre, und von Tübingen her wirklich willkommen!

Ich hatte aber in dieſen Tagen, trotz des heitern Wetters und meines rüſtigen Einherſchreitens, ganz andre als litterariſche und wiſſenſchaftliche Gedanken, ſehr ſchwere und düſtre politiſche. Wie ich mir ſo die offne Welt anſah, zeigte ſie mir erſchreckend ihre vielen argen Schäden, und namentlich unſer hieſiges Weſen ſeine troſtloſe Verkehrtheit. Unſre Regierung erſcheint ganz gottverlaſſen. Ueberall wimmeln Lumpe, Wichte, Narren. Wenn dieſe Wirthſchaft nicht zur Revolution führt, ſo muß die Vorſehung ein Wunder thun. Wenn noch Kraft des Böſen in dem Hanthieren wäre, aber es iſt die pure Jämmerlichkeit, Phantaſterei, blinde Schwäche!

Der „Neue Reineke Fuchs", von Adolf Glasbrenner (Leipzig 1846). — Unſre Polizei hat wieder den Aberwitz gehabt, nicht nur das Buch zu verbieten, ſondern auch vierzehn Tage lang einen Späher in Leipzig darauf paſſen zu laſſen, um es gleich beim Erſcheinen wegzunehmen. Das Buch iſt überall zu haben und man lacht die Behörden aus.

Dienstag, den 11. November 1845.

Betrachtung, daß das Beſte in der Welt doch ſtets das Allgemeine iſt, daß man aber Glück und Unglück, Ver-

gnügen und Unluſt, faſt immer nur nach den näheren Beſtimmungen dieſes Allgemeinen abſchätzt. Die Entbehrungen höherer Art werden gewöhnlich zu hoch angeſchlagen. Naturgenuß iſt unermeßlich reich vorhanden; Sonnenlicht, Frühlingsluft, Himmelsbläue, Waſſerfriſche, Wald, Wieſe, Blumen — wie hoch ſteht dieſes Elementariſche über allem Beſondern ſeiner näheren Beſtimmungen! Eben ſo iſt es mit der Wirkſamkeit nach außen, jeder Menſch hat ſich ſelber als unendliches Gebiet des Herrſchens, Waltens, Ordnens, ja ſelbſt des Genießens. Troſt für Menſchen in beſchränkten Verhältniſſen. — Was iſt alle Verfeinerung der Geſchmacksfreuden gegen einen friſchen Trunk Waſſer, gegen den Biß in einen ſchönen Apfel? Was alles Entzücken an der herrlichſten Oper gegen die Freude an Muſik und Drama überhaupt? Das heißt, die Verfeinerung iſt allerdings eine Steigerung, aber in ihr iſt das eigentlich Wirkſame doch hauptſächlich der Stoff, der gehoben worden, das Urſprüngliche.

Heute bekam ich den Beſuch des Herrn von *, er ſagte mir, der alte General von dem Kneſebeck habe geäußert, er ſähe die Revolution unvermeidlich hereinbrechen, ſie werde mit aller Anſtrengung bewerkſtelligt und könne nicht ausbleiben; er ſieht nämlich die jetzige Regierungsweiſe als das Werkzeug dazu an. Er lieſt Dahlmann's „Engliſche Revolution"; wenn er nun erſt an die franzöſiſche kommt! Vor zehn Jahren hätte Kneſebeck eine ſolche Aeußerung als eine revolutionaire Bosheit gerügt.

„Preußen im Jahr 1845. Von Dr. Johann Jacoby" (Mannheim, Baſſermann). Nur 16 Seiten, aber von ſchwerem Inhalt! Eine Zuſammenſtellung von Thatſachen, die eine furchtbare Anklage bilden! Bravo, edler Jacoby! Muth und Maß in ſchönem Verein.

Donnerstag, den 13. November 1845.

Gestern den ganzen Tag fieberig im Bette, nichts genossen, niemand gesehen.

— Später fiel ich in düstre Gedanken, die es vorzüglich dadurch waren, daß ich zu ihrem Gegenstande persönlich in schwachem Verhältnisse stand. Ich betrachtete die Lage der Welt und die Befürchtungen der nächsten Zukunft. Ich fühlte mich zu alt und kränklich, um in den uns bevorstehenden Veränderungen noch eine thätige Rolle haben zu können, für mich kommen die Ereignisse zu spät! Ueberdies kommen sie in keiner annehmlichen Gestalt, sondern in widerwärtiger, trostloser, als höchste Verwirrung! Mein Sinn und meine Geistesart sehen für sich keine Bahn, jeder in dieser Verwirrung zu gehende Weg ist nicht der meine, überall ist etwas Falsches, Einseitiges, Verderbliches eingemischt, überall müßte ich noch heucheln oder mich einengen, auch für das Thun kein offner Raum, kein freier Kampfplatz, wo Muth und Ansicht klar hervortreten könnte. Das ist alles sehr betrübt. Und dann seh' ich so vieles, was mir theuer ist, was ich sichern möchte, unrettbar dem Untergange zueilen! Soll denn Unsinn und Dummheit wiederum alles zum Aeußersten bringen? Es scheint, uns soll nichts erspart werden! — Ich möchte den Urtheilsspruch verhüten, nicht aber, ist er einmal gesprochen, seine Ausführung. Im Gegentheil! Thut es noth, so kann auch ich zum Aeußersten stimmen, und ich weiß, kommt es dazu, so werd' ich manches, was ich heute noch retten möchte, mit Freuden und Behagen in den Abgrund stürzen sehen. Aber bis dahin, welche Anhäufung von Wust und Thorheit!

Blum schreibt mir arge Dinge über den Zustand der russischen deutschen Provinzen. Auch hier stellen sich die Sachen nicht rein; das Deutsche wehrt sich dort, das wäre

gut, aber es iſt zugleich Ariſtokratiſches, und das iſt ſchlimm! Das Ruſſiſche dringt vor, das iſt ſchlimm, aber die katholiſche Hierarchie und die Feudalzuſtände werden mitbekämpft, und das wollen wir uns gefallen laſſen!

Sonntag, den 16. November 1845.

Am Freitag Abend wieder ausgefahren, zu Olfers. — Ich ſprach den halben Abend mit Rauch, anfangs über den verſtorbenen d'Alton, dann über das Denkmal Friedrich's des Großen, des Königs Thaten, Helden, Freunde, Zeitgenoſſen ꝛc. Er ſagte mit liebenswürdiger Unbefangenheit manches Treffende, Wohlgeſehene und Wohlgedachte, zeigte für ſeine Aufgabe den redlichſten Eifer. Mit Friedrich Tieck über ſeinen Bruder geſprochen, über Bernhardi und deſſen Schriften. Ludwig Tieck iſt über die Frömmler ſehr aufgebracht, ſieht großes Unheil durch ſie kommen, weiſt alle Verbindung mit ihnen ab; auch Friedrich erklärt ſich gegen ſie und beklagt, daß nach Bülow's Austritt jetzt nur „Männer der Parthei" im Miniſterium ſind, mit Ausnahme Boyen's, der aber alt und auf ſein Fach beſchränkt ſei. Immer viel von beiden Tieck's, denn eigentlich iſt Oppoſition ihre Sache nicht.

Heute Beſuch des Antiquars Raphael Friedländer, der mir ein Anliegen in Betreff des jüdiſchen Waiſenhauſes vorträgt, mit Redlichkeit und Klugheit, ich unterhielt mich gern mit ihm und verſprach ſeine Wünſche zu berückſichtigen. — Beſuch von Dr. Michael Sachs. Großes Geſpräch über die jüdiſchen Beſorgniſſe, neue Beſchränkungen abſeiten der Staatsbehörde ꝛc. Der ſchändliche Miniſter Eichhorn auch hiebei ſehr thätig und den Fanatikern gehorſam!

In der geſtrigen „Spener'ſchen Zeitung" ſteht ein

Artikel vom Stadtgerichtsrath Simon in Breslau zur Erwiederung gegen den Miniſter von Kamptz, der in Staub zermalmt wird; ihm wird Verfälſchung und Verdrehung der Buchſtellen, Anführung erdichteter, verläumderiſche Anklage, unwürdiges Schimpfen, falſche Schlußfolgerung ꝛc. vorgeworfen, ſein langwieriger unheilvoller Einfluß als Staatsbeamter beklagt u. ſ. w. Die Zenſur hatte den Druck unterſagt, das Oberzenſurgericht aber geſtattet ihn mit Gründen, die gleichfalls abgedruckt ſind. Das iſt ein großer Sieg, ein ſchöner Sieg, und lange hat mich nichts ſo gefreut. Freilich weiß ich, daß Kamptz ein abgeſetzter Miniſter, daß er dem König und den Frömmlern zuwider, daß er beſonders Savigny'n verhaßt iſt, — das alles gab dem Oberzenſurgerichte Muth!

Kleine furchtbare Schrift von Karl Heinzen: „Preußiſches und Deutſches" (Bellevue bei Konſtanz). Er will nicht einmal leiden, daß man ſage, der König habe großen Geiſt! Uebrigens ſagt er in ſeiner Schärfe tiefe Wahrheiten.

Niebuhr's „Vorleſungen über die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution", von ſeinem Sohne Markus herausgegeben. Schwach und unreif. Durch Dahlmann im voraus abgewieſen.

Mittwoch, den 19. November 1845.

Mit X. beſprach ich geſtern ausführlich unſern hieſigen Zuſtand und das Ergebniß war ſehr betrübt. Es iſt keine Frage, daß bei einem ſcheinbar geordneten Verwaltungsweſen das ganze Land voll Bedrückung und Scheererei iſt, die dadurch, daß ſie den Schein der Geſetzlichkeit haben, nur um ſo empörender werden; denn jedermann ſieht, daß es nur um ein äußerliches Rechthaben zu thun iſt, daß alles in Advokatenkniffe verwickelt wird, und Kniffe mit der Macht vereinigt, ſind der größte Hohn; die

Regierung wird ganz und gar in praktiſche Sophiſtik aufgelöſt. Und doch iſt es nicht das Volk, das am meiſten leidet, das zur Umwälzung drängt, ſondern die Regierung ſelbſt, ſie leidet am meiſten, ſie kann es am wenigſten aushalten, ſie macht die ſtärkſte Oppoſition! Niemand iſt unzufriedner, mißbehaglicher, als die Miniſter, den König ausgenommen, der noch ſchlimmer dran iſt.

X. beklagt, daß er ſchon ſechzig Jahr alt, aber freut ſich ſeiner Geſundheit und Rüſtigkeit. Jedoch rühmt er ſich der letztern ſchon etwas zu viel, als müſſe das Wort ſchon etwas aushelfen, und ich ſehe mit Bedauern, daß er auf die Entbehrungen des Alters gar wenig vorbereitet iſt, daß er, wenn ſie erſt mit Macht einbrechen, überaus unglücklich ſein wird. Es iſt allerdings eine eigne Sache, erſt erfährt man die Jugend und denkt, es ſei damit abgemacht, iſt nachher ſehr erſtaunt, auch das Alter erfahren zu müſſen, und zwar auch als etwas Neues. Das Letztere hat doch ſeinen Reiz! Das Gefühl übrigens kann ſich von den Einwirkungen noch ziemlich frei halten; die Jugend, die Kindheit können darin noch friſch leben. Wäre nicht eine dämoniſche Stimme, die einem immerfort in die Ohren raunte: „Du biſt ſechzig Jahr, ſechzig, gleich einundſechzig!“ man fühlte noch anders!

Donnerstag, den 20. November 1845.

Umlauf einer Adreſſe an den Magiſtrat, um denſelben wegen ſeines Schrittes beim Könige zu beloben und zu neuen Schritten zu ermuthigen; alles in höflichen Umſchweifen, die man endlich unterlaſſen, oder doch mäßigen ſollte! — Der Magiſtrat hatte auf Verſetzung des Predigers Kunze wegen deſſen unanſtändigen Eifers angetragen, der Miniſter Eichhorn hat aber den Antrag abgewieſen

und dem Prediger eine Art Belobung zufertigen laſſen. Damit hat der Magiſtrat freilich nichts gewonnen, der Miniſter aber auch nichts, als erhöhte Feindſchaft; der Kampf dauert fort, man wechſelt Schüſſe von hüben und drüben. — Dem Superintendenten Schmutter in Sonnenburg hat die Polizei eine Geſellſchaft, wobei Perſonen verſchiedener Stände betheiligt ſein ſollten, verboten. Der Hergang ſteht in der „Voſſiſchen Zeitung“, nachdem das Oberzenſurgericht den Druck des Berichts erlaubt hat. — In Poſen zahlreiche Verhaftungen wegen Umtrieben, die man jetzt immer kommuniſtiſche nennt. Seit dreißig Jahren dauert die Plackerei nun fort, die Regierung lebt in lauter Mißtrauen und Unruhe; aber ihr Mißtrauen einmal gegen ſich ſelber zu wenden, fällt ihr nicht ein! Von ſolchen polizeilichen Aufwühlungen leben unſre Miniſter, und wenn dergleichen Nahrung vorliegt, laſſen ſie alles andre Freſſen ſtehen! Dadurch bekommt dergleichen Zeug die verderblichſte Wichtigkeit, man ſchüchtert den Hof, den König ein. Eine ſolche Polizeiſache wird Urſache, daß man betheuert, es ſei mit der Verfaſſung noch keine Zeit, oder daß man die Zenſur verſchärft ꝛc. Eine recht lumpige Regierungsart!

In Shakeſpeare geleſen, in Raynal. Es war doch eine geiſtig hohe Zeit, als Bücher wie Raynal's Werk, Diderot's und d'Alembert's Unternehmungen, Rouſſeau's, Voltaire's, Montesquieu's, Buffon's ꝛc. erſchienen! Damals war alles in edlen und ſtarken Geiſtern zuſammengedrängt, jetzt iſt alles in Mittelmäßigkeit verdünnt und ausgebreitet.

Freitag, den 21. November 1845.

Die Schrift von Gervinus verdient alles Lob, ſie giebt die ſchlagendſten Wahrheiten, die beſten Lehren und War-

nungen, allein ich kann ihren Gesichtspunkt nicht annehmen. Vergebens hofft er noch milde, friedliche Entwicklung, — es ist schon zu spät, die Sachen haben schon eine andre Richtung genommen, der Bruch zwischen Volk und Regierungen ist in Deutschland unheilbar geworden, und die letztern thun noch immer aus Leibeskräften alles, was ihn erweitern kann. Seitdem die großen Erwartungen und das unendliche Vertrauen, welche der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's des Vierten anfangs erweckt hatte, in Schaum und Dunst zerronnen sind, giebt sich das Volk keiner Täuschung mehr hin; Unlust, Widerwillen und Verachtung wachsen immerfort. Ein so schönes Emporsteigen, wie Gervinus es andeutet, wird uns nicht mehr beschieden, mit jedem Tage kommen wir weiter davon ab. Die Geschichte lenkt auf Revolution ein. Auch die Schrift von Gervinus wirkt unwillkürlich dahin; dadurch, daß er die Linie zeigt, welche die Regierungen gehen sollten, wenn sie aufrichtig, muthvoll, klug wären, zeigt er auch, wie sehr sie jeden Tag von dieser Linie abweichen, wie arglistig, feig und dumm sie sind. — Ich bin aber auch in Betreff des nationalen Gesichtspunktes mit Gervinus nicht einverstanden. Die Deutschen zu einem politischen Volk machen zu wollen, ist ganz löblich, aber es darf nicht auf Kosten der Eigenschaften geschehen, in denen sie bisher tüchtig waren. Ich will meine Deutschen behalten, wie sie sind! Dabei kann mächtige Einheit sehr wohl bestehen. Aber was soll uns eine politische Entwicklung, wobei wir nach außen geböten, wie die Franzosen unter Napoleon, Handel und Gewerbe führten, wie jetzt die Engländer? Wir bedauerten damals die Franzosen, wir bedauern jetzt die Engländer, trotz aller Macht und alles Ansehens, beide sind zu theuer erkauft. Ein deutsches Parlament wünsch'

ich, und ich bin überzeugt, wir werden es bekommen, — auf welchen Wegen, das weiß Gott, — aber nur wenn unſre Mannigfaltigkeit dabei beſteht, ja ſich in neuer Fülle zeigt, kann ich ſolche Einheit preiſen; nie aber wünſch' ich dieſe als eine nach außen ſtrebende, als eine erobernde ſich ausbilden zu ſehen.

— Der Abend war ganz angenehm, konnte aber doch die Verſtimmung des Tages nicht überwältigen, die mir aus den politiſchen Betrachtungen erwachſen war und die ich nicht mehr los wurde.

Sonntag, den 23. November 1845.

Geſtern Beſuch von Direktor Baruch Auerbach; er iſt ganz durchdrungen von Dank für mein gutgemeintes Wort; er ſagt, er könne nicht zwei Schritte gehen, ohne Glückwünſche zu empfangen, ja ihm ſeien auch ſchon Gaben für ſeine Waiſen um jenes Wortes willen zugefloſſen. Der Mann iſt an ſeinem Platz, und damit gut.

„Gleim's Leben und Schriften", acht Bände, eilig durchlaufen, wie auf der Jagd, und mit wenig Beute heimgekehrt. Schreckliche Leſerei! Unglaubliche Armſeligkeiten. Liebevolle Regſamkeit und Hülfleiſtung war es, durch welche Gleim ſich dergeſtalt anſchloß und hob, daß er ſogar für einen Dichter galt. Die Anmaßung, mit der er Fichte'n weiſe belehren und anleiten wollte, erregt das tiefſte Mitleid; der arme Fichte hatte ſich dieſe Schmach zugezogen, indem er ſeine „Appellation" in ſeiner Noth auch an Gleim geſendet hatte, mit der Bitte, derſelbe möchte ſeine vielgeltende Stimme mündlich oder ſchriftſtelleriſch für Fichte's Sache geben; Gleim gab ihm dafür den Rath, ſich künftig vorſichtiger zu benehmen, ſeine

Philoſophie mit der Gleim's zu vertauſchen, wenigſtens die eigne gemeinverſtändlich vorzutragen!

Die bevorſtehenden Reichsſtände werden wieder lebhaft beſprochen. Man erwartet ihre Zuſammenberufung nun im Februar; ein ganzes Jahr iſt alſo ſeit der vorigen Erwartung verfloſſen! Etwas Gutes, Reifes, Angemeſſenes, erwartet eigentlich niemand; alles Vertrauen zu den Leuten, auf die der König hört, iſt erloſchen; von daher, meint man, könne nur Verkehrtes, Schlechtes kommen. — Die ſämmtlichen Provinzialſtände ſollen berufen werden, nach Brandenburg, oder nach Schwedt, nur nicht nach Berlin!

Neue Dummheit, neue Schwäche: Der Miniſter des Innern hatte den Befehl erlaſſen, wenn Ronge wieder im Preußiſchen erſchiene, ſolle er verhaftet werden; das wäre auch in Halle, Frankfurt a. d. Oder und andern Orten unfehlbar geſchehen; nun kam er aber gradezu nach Berlin, da hätte das Miniſterium ſelbſt handeln müſſen, und wagte es nicht! Der Präſident von Wißmann in Frankfurt ſagt nun, da man Ronge'n in Berlin frei laſſe, ſo würde es eine Albernheit ſein, ihn in Frankfurt zu verhaften, und derſelbe möge nur ruhig kommen. — Der Polizeidirektor Duncker ſagt, ſo könne es mit unſern Sachen auf die Dauer nicht gehen, alles ſolle die Polizei leiſten, alles was die Verwaltung verſäume oder verderbe, und es werde ein Heer von Polizeimannſchaft nöthig, das ſelber dann nicht mehr zu leiten ſein werde.

Bei dem letzten Städteordnungs-Feſt iſt der Miniſter von Bodelſchwingh mitten in ſeiner Rede, wo er dem Magiſtrat und der Bürgerſchaft von Berlin ſeine weiſen Lehren geben wollte, ausgeſcharrt worden. Anfangs wollte er ſich ereifern, ſchrie laut und lauter, mußte aber bald

vor dem Lärm und Toben verſtummen. Solcherlei melden die Zeitungen nicht!

Dienstag, den 25. November 1845.

„Die Thätigkeit der deutſchen Bundesverſammlung, von Karl Nauwerck“ (zwei Hefte, Berlin 1845). Hauptſächlich Aktenſtücke, aber auch ſo ſchon lehrreich.

Unſre hieſigen Zuſtände verdüſtern ſich mehr und mehr. Alle Poſten werden ſchlecht beſetzt. Eichhorn iſt eine Peſt für alle Univerſitäten und Gymnaſien! Der Lizentiat der Theologie Schwarz in Halle muß ſeine ſtarkbeſuchten Vorträge über Kirchengeſchichte abbrechen, weil Eichhorn ſie zu rationaliſtiſch findet, natürlich auf partheiiſche Angebereien hin! Eichhorn würde ſeinem Freunde Schleiermacher jetzt gewiß das Predigen verbieten! Ein gräuelhafter Kerl! — Am Hofe hält man ſich mit den geringſten Läppereien hin, mit byzantiniſchen Streitigkeiten, mit Vermehrung der Hofdamen, der Lakaien ꝛc.; man ahndet nicht, daß die Zeiten bedenklich ſind, und daß man ſie immer bedenklicher werden läßt!

Donnerstag, den 27. November 1845.

Geſtern früh ein Brief aus Weinsberg von Juſtinus Kerner. Er ſchreibt unter andern: „Kürzlich war Herr Ronge bei mir. Ich erzählte ihm, was Du über den Deutſchkatholizismus ſchriebeſt, die Worte in Deinem Brief. Er kennt Deine Werke. Er gefiel mir als Menſch wohl, aber wie man ſich einen Reformator vorſtellt, ſieht er nicht aus. Das iſt aber wohl auch nicht nöthig. Die Natur treibt dieſes Wachsthum, es liegt in der Geſammtheit. —

Strauß läßt Dich herzlich grüßen. Er freut ſich insgeheim der kirchlichen Bewegungen und Ronge's. Dieſer wollte zu ihm, man hielt ihn aber ab. Ronge bedauerte es. Ich kneipte ihn oftmals in den Rücken und er ſchrie gewaltig. Ich aber ſagte ihm, das müſſe er als Reformator leiden können, ich ſpicke ihn nur, er müſſe noch das Braten aushalten. Ich bat als Romantiker den Ronge, er ſoll doch nur die Jungfrau Maria laſſen, er aber ſagte: «Sie muß fort!» — Der arme Kerner klagt ſehr, auch über die Augen.

Hübſcher Zug vom Könige! Er ſprach vor kurzem mit Humboldt darüber, daß die Frauen von Geiſt jetzt ſo ſelten wären, und Humboldt erwähnte der Hofräthin Herz; da erinnerte ſich der König, daß er als Kind in die Lehrvorträge von Markus Herz über Phyſik mitgenommen worden, und daß die ſchöne Frau bisweilen zu den Verſuchen hülfreiche Hand geboten, was ihm eines der angenehmſten Jugendbilder geblieben, und da er hörte, daß ſie bloß von ihrer Penſion aus der Wittwenkaſſe lebe, ſo beſchloß er ihr ſeinerſeits eine Penſion zu geben; er ſah nach und fand, daß nur dreihundert Thaler jetzt in ſeiner Penſionskaſſe verfügbar, ſagte aber, er wolle zweihundert zulegen, die Frau ſei ja ohnehin ſo hochbetagt und würde das Geld nicht lange beziehen. Das Beſte aber iſt, daß er ſie durch ein eigenhändiges Schreiben und durch die angenehmſten Wendungen davon benachrichtigte, auch fünfzig Friedrichsd'or gleich beifügte.

Der König kennt Bettinen von Arnim, die Gräfin Luiſe zu Stolberg, Frau von Olfers, weiß von der Gräfin von Hahn, — die geiſtvollen Frauen ſollten ihm nicht ſo ſelten dünken, und wenn er einmal die Hofräthin Herz

rechnet, so darf er auch die Majorin Paalzow, die Gräfin von Voß und hundert andre rechnen.

Der Genauigkeit wegen: Der König hat nicht eigenhändig noch überhaupt an die Hofräthin Herz geschrieben, sondern alles an Humboldt gerichtet und dem Schreiber in die Feder gesagt. Die Pension geht vom 1. Januar 1846, die fünfzig Friedrichsd'or sind ein Geschenk außerdem.

Sonnabend, den 29. November 1845.

Bei * sprach ich General von Rühle; er hatte wieder mancherlei über den Minister von Bülow gehört, es kämen immer mehr Ausplaudereien und Verstöße an den Tag, die er besonders in der Verfassungsfrage gemacht, und man führt darunter auch die Mittheilung an Metternich auf! Als ob er darin und in allem nicht auf Befehl gehandelt hätte! Die Vorwürfe sind grundlos, Rühle nimmt dergleichen ohne Kritik auf und sagt es ohne Kritik weiter; das wundert mich nicht, aber mich wundert, daß es Leute giebt, die noch den armen Bülow anfeinden und ihm etwas aufbürden wollen, da er doch niemanden mehr im Wege ist und allem Anschein nach für immer durch seinen Zustand beseitigt ist. Hassen ihn Savigny's, der „elende" Eichhorn, die Konstitutionsfeinde, die Feinde Humboldt's? Ach du lieber Gott, statt der Vorwürfe von diesen Seiten könnten eher Vorwürfe von den entgegengesetzten ihn treffen!

Mancherlei grundloses Gerede über die künftige Verfassung. Manche Leute bestehen darauf, daß der König einen Auftritt mit Humboldt über jenen Gegenstand gehabt habe, wobei es zu bittern Wahrheiten gekommen sei; Andre

laſſen den alten General von dem Kneſebeck dem Könige herbe Warnungen ſagen; beides iſt völlig grundlos, der König ſpricht mit Humboldt nie über dergleichen, ſo ſagt Humboldt ſelbſt, und Kneſebeck iſt jetzt gar nicht hier.

In Goethe geleſen, in Xenophon, im Neuen Teſtament.

„Geiſtliche Gedichte von Zinzendorf. Durch Albert Knapp" (Stuttgart, Cotta). Ein ſtarker Band in größtem Oktav. Der Herausgeber preiſt dieſe Gedichte heftig an, macht mir und Tholuk und J. G. Müller den Vorwurf, ſie nicht gewürdigt zu haben. Aber grade dieſe Sammlung beweiſt die Ungenießbarkeit dieſer Poeſie! Schwache Gedanken ſind ſchwach und ungelenk ausgedrückt, die Empfindungen wiederholen ſich und kommen nie zu rechtem Feuer. In dieſer Maſſe wird mir ekel und angſt, ich werfe das widrige Buch weit von mir!

Beförderungen im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, die Leute verdenken es dem Miniſter, daß er auch ſeinen Sohn in Rom gleich zum Legationsrath hat machen laſſen. Ach warum denn nicht?!

Sonntag, den 30. November 1845.

Die Häkeleien mit dem Magiſtrat hören nicht auf. Der Miniſter von Bodelſchwingh hat dem Bürgermeiſter Krausnick auf die zweite, rechtfertigende Eingabe eine derbe Zurechtweiſung geſchrieben, im Namen des Königs. Hierauf hat Krausnick eine Beſchwerde an den König gerichtet, der König aber ſeine Verwunderung geäußert, daß man ihm eine dritte Eingabe ſendet, bevor er die zweite beantwortet habe; er meinte, niemand ſei von ihm dazu beauftragt worden, und die Kommiſſion, welche die Angaben des Magiſtrats zu prüfen habe, ſei mit ihrer Arbeit noch

nicht fertig. Man glaubt, der König habe Bodelschwingh heftig angeredet und seinem Unwillen gegen den Magistrat Luft gemacht, das habe der Minister denn als einen Auftrag angesehen. Die Bürgerschaft will übrigens ihre Sache standhaft behaupten.

Dienstag, den 2. Dezember 1845.

Man erzählt eine Geschichte, die ich gern bezweifeln möchte. Ein armes Fräulein mahlt sehr fein Blumen und Arabesken, und ließ, in der Hoffnung eines Geschenkes und förderlicher Empfehlung, eines ihrer besten Blätter zu Handen der Königin gelangen; außer den Blumen war aber auf dem Bildchen auch ein schnäbelndes Taubenpaar, und als die Königin dies erblickte, warf sie das Blatt mit Unwillen fort, sehr aufgebracht, daß man sich unterstehe, ihr solche „Unanständigkeit" vor Augen zu bringen. Das arme Fräulein ist darüber in Verzweiflung.

In Byron und in Klopstock gelesen. Erster Band der „Werke von August Wilhelm von Schlegel", Gedichte enthaltend; trauriger Eindruck! Diese mir einst so theuren, frisch duftenden, auswendig gelernten Blätter zeigen sich als welk und trocken, als kaum noch genießbar. Manche Strophe von Klopstock dagegen genügte mir noch vollkommen, sprach mir rührend an Sinn und Herz. — Schlegel's Sonett zu seinen eignen Ehren ist von wahnsinniger Eitelkeit, und er sagt meist Dinge, die man ernstlich bestreiten kann.

Die Vorstellung der „Athalie" in Charlottenburg soll sehr kalt gelassen haben.

Sonntag, den 7. Dezember 1845.

Brief aus Wien von Frau von Tettenborn, traurigſten Inhalts! Der theure General iſt ſehr krank, die Aerzte geben wenig Hoffnung; auf Andringen der Fürſtin von Metternich iſt er mit den Sterbeſakramenten verſehen worden! Wäre ich geſund, ich eilte nach Wien! Die Generalin ſchreibt in ſchrecklichſter Angſt!

Der Miniſter von Canitz arbeitet faſt alle wichtigen Sachen ſelbſt und ſtrengt ſich über alles Maß an. Den Geh. Rath * hat er bei Seite ſchieben wollen, ſoll aber im Gegentheil ihn ſchon unentbehrlich finden und ſehr auf ihn hören. „Wie eine Filzlaus hat ſich der in das Miniſterium eingefreſſen.“

Dienstag, den 9. Dezember 1845.

An unſerm Hofe ſollen die Hofdamen vermehrt und bisher nicht übliche Kammerjunker eingeführt werden. Große Neuigkeit! „Und die Reichsſtände?“ Die werden wir auch kriegen!

Militairgewalt jagt in Mannheim die ganz geſetzmäßige Verſammlung der Gemeindebehörden auseinander, und das Miniſterium in Karlsruhe heißt das gut! Nebenius tritt in der eben zuſammengetretenen Kammer auch ſchon als Verfechter der ſchmählichen Wiener Beſchlüſſe von 1834 auf! Schlimm! Und das bleibt nicht ungerochen, das kommt heim! Nebenius, Nebenius, werde kein Winter! Du haſt nicht einmal die Stärke des Trotzes, die zu ſolcher Rolle nöthig iſt!

In England die Lords Ruſſell und Morpeth gegen die Korngeſetze, Kriſis; die Tories verlieren Boden, und wenn Peel bleibt, ſo iſt es unter neuen Verhältniſſen.

Hier werden Verhandlungen über neu zu gründendes Bankweſen ernſtlich betrieben. Anſtatt der jetzigen Königlichen Bank will man eine Nationalbank. * findet es entſetzlich, daß man eine Königliche Anſtalt abſchaffen will, meint, unter der vorigen Regierung ſei ſo etwas nicht denkbar geweſen; in wenigen Jahren übrigens werde die neue Anſtalt mit Schanden bankrott machen, er wolle ſich zurückziehen ꝛc. Ich denke dagegen, die neue Sache wird gedeihen, und rathe ihm, anſtatt ſich zurückzuziehen, mit vollen Segeln in die neue Richtung einzugehen.

Sehr aufgefallen iſt es, daß bei dem neulichen Begräbniß des Kammergerichtspräſidenten von Bülow kein Königlicher Wagen mitfuhr, ebenſowenig die Wagen der Prinzen. Man ſagt, der König ſei auf den Verſtorbenen ſchlecht zu reden geweſen, habe ihm mancherlei nachgetragen. Man tadelt allgemein dieſe Empfindlichkeit, und findet die Art, ſie zu zeigen, ſo klein als unangemeſſen. — Dagegen haben Schützenabtheilungen über dem Grabe gefeuert, was ſelbſt bei penſionirten Generalen nicht geſtattet wird, wenn ſie auch vor dem Feinde gedient haben. Bülow hat in den Befreiungskriegen tapfer mitgefochten.

Donnerstag, den 11. Dezember 1845.

Unſre öffentlichen Sachen lahmen ſo hin. Der König iſt nach Boitzenburg zum Grafen von Arnim, dem geweſenen Miniſter, auf die Jagd gefahren. Die Weihnachtsausſtellungen haben angefangen. Da haben Hof und Stadt genug zu thun, da ruht einſtweilen Geſetzgebung, Verwaltungseifer, Landtagsabſchied, Reichsſtände, Nationalbank ꝛc.

Sonnabend, den 13. Dezember 1845.

Der Minister von Bülow ist aus dem Stumpfsinn nun in Irrsinn übergegangen, darum will man niemanden zu ihm lassen. Heute war er in einer Droschke entschlüpft, fuhr auf das Ministerium, that, als ob er noch dort wohne, fragte nach seiner Frau 2c. Der junge Graf von Pourtalès brachte ihn mit guter Art wieder nach Hause.

Den beiden Bischöfen Eylert und Dräseke ist nun auch von dem Minister Eichhorn auf höheren Befehl das Verbot zugegangen, an den kirchlichen Bewegungen durch öffentliche Bezeigung ferner Theil zu nehmen, daher keine Protestation mehr, keine Unterschrift 2c.

Prozeß in Köln gegen Herrn von Loe. Versammlung der badischen Kammern.

Von meinem geliebten Tettenborn heißt es in den Zeitungen, es sei keine Hoffnung mehr und man erwarte stündlich seinen Tod!

Montag, den 15. Dezember 1845.

Gestern Nachmittags die Trauernachricht aus Wien, am 9. früh starb der geliebte General; nach achtundvierzigstündiger Bewußtlosigkeit schlummerte er sanft hinüber. Mein Gemüth ist zerrissen, mein Gedächtniß bedrängt mich mit allen Lebenserinnerungen, die sich an den theuern Namen knüpfen, grausam und doch wohlthuend!

Heute unter vielen bittern Thränen an Frau von Tettenborn nach Wien geschrieben.

Die badischen Stände sehr lebhaft und kräftig; Nebenius erschrocken!

Dienstag, den 16. Dezember 1845.

Ich mochte nicht ausgehen und war unfähig zum Arbeiten, zwang mich zuletzt dennoch und brachte mancherlei Mühsames zu Stande.

Frühmorgens kam Weiher, erzählte von Heftigkeiten der hiesigen Polizeibehörde, vom Bankwesen, von des Ministers Eichhorn gewaltsamem Einschreiten gegen die nicht pietistischen Geistlichen, von seinen niedrigen Verfolgungen, seiner geheimen Vorschrift an die Direktoren der Gymnasien wegen des Religionsunterrichts — jeder aus den obern Klassen Abgehende müsse mit einer großen Zahl von Bibelsprüchen wenigstens siebzig geistliche Lieder auswendig wissen, und andre solche Niederträchtigkeiten!

In der „Allgemeinen Zeitung" ist Tettenborn's Tod angezeigt, wahrscheinlich durch Zedlitz, mit großer Anerkennung und mit Hinweisung auf mich, der am meisten berufen sei, über ihn zu sprechen. Schmerzlich, immer der Leichenredner sein zu sollen! (Grade fallen mir auch die Schmähungen in die Augen, mit denen der elende Florencourt in der „Minerva" von Bran das Andenken Tettenborn's verunglimpft, auf Leonhard Wächter sich stützend, der selber doch nur kritiklos niedrige Verläumdungen aufgriff! —)

Herr von Loe in Köln freigesprochen, wohl großentheils aus katholischem Partheisinn, unsern Beamten zum bittersten Verdruß.

Mit der Nationalbank wird es wohl nicht gelingen, wenigstens mit den bisher eingereichten Entwürfen nicht; Bülow-Kummerow ging auf eine förmliche Konzession aus, die er für seinen Nutzen zu verwerthen hoffte; es scheint, der Plan des Ministers Rother zur Erweiterung der Königlichen Bank wird wohl durchgehen.

Was am Hofe vorgehen kann! Prinz Karl und Hofmarschall von Waldenburg hatten an demselben Abend Ballgesellschaft; da letzterm viele Gäste wegen des Prinzen abtrünnig geworden und er die Leere wieder füllen wollte, so schickte er ein paar Leute aus und ließ die Gäste des Prinzen wissen, um elf Uhr würde bei ihm soupirt! Aber es half nicht, denn beim Prinzen fehlte das Abendessen auch nicht!

Neulich fuhr der König mit seinem Adjutanten von Bonin über Land. Der König fragte, ob jener Zeitungen bei sich habe, und welche? Darauf wollte er, derselbe solle im „Journal des débats" nachsehen, ob sich etwas über Preußen fände? Grade der Artikel über des Königs Verhandlung mit dem Berliner Magistrat bot sich dar und Bonin mußte ihn vorlesen, nicht ohne Besorgniß und Verlegenheit wegen des Eindrucks auf den König; allein dieser, als das Lesen zu Ende war, fragte lebhaft: „Haben Sie noch Athem, können Sie noch mehr lesen?" — O ja, recht gut. — „Nun, so lesen Sie mir den ganzen Artikel noch einmal vor!" — Und es geschah.

Der Prinz von Preußen hat die verschiedenen Systeme der Freimaurerei hier zu einer Tafelloge zusammengebracht und bildet sich auf dieses Werk nicht wenig ein. Nun tritt ein Meister vom Stuhl dagegen auf, verwirft diese Gemeinschaft, klagt das eine System an, unchristlich zu sein, und eröffnet dem Könige seine Beschwerden. Man hält nun die ganze Freimaurerei bedroht; die Pietisten, vom Prinzen von Preußen gehaßt, können ihn mit seinem Protektorat jetzt arg bedrängen. Wenn man die Freimaurerei verfolgte, das würde die übelste Wirkung aufregen. Aber alles soll in Bewegung kommen, alles zum Streit gereizt werden, auch die harmlose, stockende, schlummernde,

träge Freimaurerei, die aber weit verbreitet und vielen Leuten eine heilige Sache ist!

Donnerstag, den 18. Dezember 1845.

Hofrath Dorow in Halle soll gestorben sein. Ich erwarte noch bestimmte Nachricht. Es ist ihm lebenslang schlecht ergangen, und zum Theil nur verschuldete er es; er hinterläßt wenige Freunde und zahllose bittre Feinde. Ich half ihm gern, aber liebte ihn nicht.

Der Bischof von Jerusalem, der getaufte Jude Alexander, ist auf dem Wege nach Aegypten gestorben. Alle Deutschen in Syrien klagten über ihn. Der König mag nun für einen neuen sorgen, an dem ersten hat er wenig Freude und keine Ehre erlebt. Das ganzs Bisthum ist eine unpraktische Phantasterei.

Das englische Ministerium dankt ab. Wir machen große Augen dabei; Sir Robert Peel war uns kein Vortheil, Lord John Russell wird es noch weniger sein. Wir haben keine Politik, wir stützen uns auf nichts und nichts stützt sich auf uns! Canitz kann das nicht ändern.

Der Zentralverein für die arbeitenden Klassen hat sich wieder einmal geregt; man glaubte ihn schon todt, allein er bedurfte noch einer Versammlung, um sich auflösen zu können, er brauchte seinen Todtenschein. Unerwartet hat sich dieses Absehn umgestellt, die Regierung selbst möchte, daß er fortdauerte, und möchte ihm auch die vom Könige geschenkten 15,000 Thaler anders zu verwenden erlauben, als es ursprünglich bestimmt gewesen. Stürmische Sitzung, man sucht Auswege. Professor von Henning allein dringt auf Auflösung, wird aber scharf zurechtgewiesen und fast hinausgeworfen!

Ein Major Hirſch, Betbruder und Duckmäuſer, iſt unter außerordentlichen Vortheilen zum Direktor des Charité-Krankenhauſes ernannt worden. Großes Geſchrei deßhalb.

Sonnabend, den 20. Dezember 1845.

Der Gedanke, daß es bei uns zur Revolution kommen müſſe, iſt ſo verbreitet und eingewurzelt in den Gemüthern, daß es faſt ſchon eine Revolution, ſo zu denken. Aber die Thaten und Ereigniſſe, die werden noch anders ſein, als die Gedanken!

Die Wittwe Benjamin Conſtant's in Paris, geb. Gräfin von Hardenberg, iſt geſtorben. In den letzten Jahren lebte ſie eng verbunden mit Lerminier.

Tettenborn's Leichenbegängniß in Wien ſehr prächtig, ſechs Kompagnien Musketiere, vier Grenadierkompagnien, zwei Reiterſchwadronen, vier ſechspfündige Kanonen, befehligt vom Prinzen von Hohenzollern, rückten mit aus. Die Zeitungen rühmen Tettenborn's Liebenswürdigkeit, Auszeichnung, Glück; er ſei im Alter wie in der Jugend, in den größten und kleinſten Verhältniſſen, für alle Stände und in allen Beziehungen, immer ein „Löwe" geblieben. Unter den Generalen aus dem Befreiungskriege wird er, obſchon er nie einen eigentlichen Oberbefehl geführt, in erſter Reihe genannt. Gewiß, außer allem Zeug zu einem Blücher, trug er auch noch Andres in ſich, was Blücher'n fehlte.

Montag, den 22. Dezember 1845.

Spontini hat an den König geſchrieben, er könne nirgends leben als in Berlin, und wolle dahin zurückkehren, der

König ſolle ihm ſein Amt wiedergeben, ihn ſeine Opern dirigiren laſſen, mit Meyerbeer ſei es doch nichts, „croyez-moi, Sire, tâchez de vous débarrasser de ce Juif errant!“ Der König hat dieſen Ton übel genommen und Spontini'n durch Humboldt einen Verweis geben laſſen, auch ihm ſeine Bitten abgeſchlagen. Jedoch rief der König aus: „Wenn er aber doch kommt, wahrhaftig dann wird nichts übrig ſein, als ihn doch gut aufzunehmen!“

Humboldt ſagt, der König mache jedes Jahr regelmäßig drei Kuren durch, die drei Aerzte, von denen er ſich nacheinander behandeln läßt und die ihm doch nie gründlich helfen, ſeien Bunſen, Radowitz und Canitz. So quackſalbere er ſich hin!

Probe von der Geſchäftsthätigkeit des Konſiſtorialpräſidenten Göſchel. In der Nacht vor dem Tage, wo der Prediger Uhlich in Magdeburg ſollte eingeführt werden, bekam Göſchel eine Stafette vom Miniſter Eichhorn, die Einführung nicht geſchehen zu laſſen. Göſchel läuft in ſeiner Angſt zum Oberbürgermeiſter Francke, der ihn damit abfertigt, die Stafette ſei an Göſchel gekommen, er müſſe wiſſen, was er zu thun habe. Ebenſo troſtlos entläßt ihn der Oberpräſident von Wedel. Nochmals zu Francke zurückgekehrt, bittet er dieſen, ihm wenigſtens zu ſagen, was er thäte, wenn die Stafette an ihn gekommen wäre? Dieſer meint, eine Stafette zurückzuſchicken, ſei ſchon zu ſpät, alles ſei vorbereitet zur Einführung, und wenn ſie unterbliebe, ſei die Ruhe der Stadt gefährdet, die Leute würden die Kirche ſtürmen. Das berichtet denn der geängſtete Mann wirklich, die Einführung findet Statt, und die Behörde muß nun ihr Gift hinunterſchlucken, oder ſtärkeres kochen.

„Das enthüllte Preußen“ (Winterthur, 1845). Ein heftiges Buch voll treffender Anklagen und falscher, übertriebener.

Dienstag, den 23. Dezember 1845.

Ich weiß recht gut, alle die Erbärmlichkeiten, die jetzt hier im Schwange sind, könnten eben so wohl von einem Parlament, von einem republikanischen Senat ausgehen, als sie jetzt in unbeschränkter Monarchie durch kriechende und verrückte Minister gethan werden. Allerdings ist es nicht so wahrscheinlich, daß eine große, freigestellte Versammlung schlecht wird, als ein Ministerhauf und Königskabinet, aber es kann vorkommen; und darum ist es mir weniger um solche Formen zu thun, als um das Wesen, dem sie dienen sollen. Ich will, daß das Rechte geschehe, und wenn dies durch einen König bewirkt wird, so soll mir sein Thun lieb und gepriesen sein. Darum lieb' ich Friedrich den Großen, darum fürcht' ich unsre verheißenen Reichsstände! Noch zögern sie zu kommen, aber sie kommen gewiß, und leider, je mehr ich von ihnen höre, desto mehr sinken meine Erwartungen. Wir werden eine Mißgeburt sehen, die für das Ideal der Schönheit wird gelten sollen, eine Mißgeburt, die man am ersten Tag auf das Streckbett wird legen müssen, und der man zugleich üppige Wuchergebilde wird abschneiden müssen. — Ich sehe jetzt hier bei niemand einen leitenden Gedanken, überall nur Wahn, Einbildung und zufälliges Aufschnappen heterogener Dinge. — Daß Canitz etwas Höheres leisten könne, diese Vorstellung laß ich nun auch fahren. — Was soll aus diesem Preußen werden? Zum Glück ist das übrige Deutschland nahe, vielleicht wird Preußen mit diesem zusammen-

gerührt, und aus der allgemeinen Auflösung erhebt sich etwas, das mehr ist als jetzt Preußen.

Donnerstag, den 25. Dezember 1845.

Gestern frühmorgens Brief und Buch von Rellstab: „Ludwig Berger. Ein Denkmal.“ Er hat Recht, daß er das Gedächtniß der Seinen ehrt und bewahrt; ich las das kleine Buch mit ernstem Antheil. Als wir in die Mauerstraße gezogen waren, kam Berger öfters zu Rahel und begleitete willig auf dem Klavier, wenn es etwas zu singen gab. Er fiel mir auf, als ein gediegner, feuriger Mann, aber mit dem Tonkünstler kam ich in wenig Verkehr.

Besuch des Assessors M. aus Posen. Nachricht über die dortigen Untersuchungen; durch russische Polizei kamen die ersten Anzeigen; man verfolgt Gesinnungen und Wünsche, Handlungen kommen wenig vor, außer in den untern Sphären. — Brief von Rosenkranz aus Königsberg; traurige Schilderung des dortigen Wesens der Späherei, Gewaltsamkeit, der Unruhe und Unlust ꝛc. Absetzung Rupp's, um den sich aber gleich eine Gemeinde sammelt.

Kerner schreibt mir, daß der König an Geistererscheinungen glaube, habe Radowitz öfters versichert. — Ferner sagt er: „Ich glaubte, ich schriebe es schon, daß Deine Ernennung zum Tübinger Doktor in Würtemberg allgemeine Anerkennung und Freude erregte.“

Freitag, den 26. Dezember 1845.

Lord John Russell hat kein Ministerium bilden können. Sir Robert Peel ist wieder zur Königin gerufen. Graf

und Gräfin Weſtmoreland freuen ſich der Hoffnung, hier bleiben zu können, beide lieben Berlin und Berlin liebt ſie, der Graf war zu Thränen gerührt, als er ſah, wie ungern man ihn hier verlöre.

Die Gräfin von E. (die Ruſſin) iſt beinahe plötzlich überfromm geworden, ihr Mann mit, und auch ihre Freundin Gräfin von S. (die Kroatin). Alles evangeliſch, und in größtem Eifer, durch den Prediger von Gerlach entzündet. Doch der Gräfin von E. größte Autorität iſt der Legationsrath Reumont, und dieſer ſtreng römiſch-katholiſch. Iſt der evangeliſche Pietismus hier nur ein Uebergang?

Der Kaiſer Nikolai hat in Rom den Pabſt umarmt; „l'Empereur russe a embrassé la religion catholique" ſagt man hierüber.

Montag, den 29. Dezember 1845.

Abends der Vorleſung des Dr. Michael Sachs beigewohnt, endlich! Von ſieben bis acht Uhr im Hotel de Ruſſie. Vortreffliche Rednergabe, klare durchdringende Stimme, gediegner Inhalt. Ich ſprach Herrn Zedner und Herrn Aſher dort.

Die „Staatszeitung" ſagt heute, es ſei nicht wahr, daß Eichhorn an die Gymnaſialdirektoren eine Vorſchrift wegen der Bibel- und Liederkenntniß der abgehenden Primaner erlaſſen habe. Vielleicht war die Maßregel nicht allgemein, an einige Gymnaſialdirektoren iſt aber beſtimmt eine ſolche Vorſchrift erlaſſen worden, ich weiß es von Zeugen, die nicht lügen. Die Berichtigung ſelber iſt — wenigſtens theilweiſe — eine Lüge.

Landtagsabſchied für die pommerſchen Stände, in der „Staatszeitung“; mager und ärmlich!

Endlich, nach dreizehn Jahren, wird nun nachträglich erklärt, daß die Beſchlüſſe des Bundestags vom 5. Juli 1832 auch für Poſen und Preußen geſetzliche Kraft haben ſollen! Man hat eingeſehen, daß dies bisher ungeſetzlich behauptet worden war.

Dienstag, den 30. Dezember 1845.

Die Sache mit den Reichsſtänden liegt nun ſo: Die Entwürfe des Königs ſind in letzter Zeit nochmals durch die Miniſter von Canitz und Uhden überarbeitet und mit Zuziehung Savigny's in ſchließliche Faſſung gebracht worden. Dieſe Arbeiten ſollen den nächſten Provinzialſtänden zur Begutachtung vorgelegt werden; der König hofft, daß man ſie mit Dank annehmen wird, Canitz, Uhden, Savigny ſind derſelben Meinung. Andre freilich glauben, daß kein Stein auf dem andern bleiben und ein ganz neues Werk hervorgehen werde, das dann dem Könige nicht mehr gefallen könne. Bis zu den neuen Provinziallandtagen ſind aber noch zwei Jahre! Das iſt ein gefahrvoller Aufſchub! Sind die Leute denn der Dinge für die Zwiſchenzeit ſo gewiß? — Auf's neue ſagt man hier, ſagt man noch ſtärker im Auslande, das Ganze ſei ein argliſtiges Blendwerk, um zu täuſchen und hinzuhalten, die Regierung bewege ſich in lauter Winkelzügen, in Lug und Betrug. Man ſehe ſchon wieder in dieſem auffallenden Beiſpiele, wie argliſtig und wortbrüchig der König ſei; er habe den letzten Provinzialſtänden ſämmtlich durch die Landtagskommiſſaire oder Landtagsmarſchälle vertraulich die Verſiche-

rung ertheilen lassen, er werde ihnen noch im Laufe der Landtage ankündigen, daß er Reichsstände berufen wolle, sie möchten daher aber auch alle Fragen dieser Art ersticken oder glimpflich behandeln, nun aber sei nichts geschehen, und solle auch bis zu den nächsten Landtagen, also bis 1847, nichts geschehen; ob das Worthalten sei, ob das aufrichtiges Verfahren heißen könne?

Wenn nur sonst nichts vorfällt, ist der Aufschub nicht so sehr erheblich. In solchen Dingen zählt man ein paar Jahre nicht, ein solcher Zeitraum sieht nachher ganz klein aus. Aber wir leben die zwei Jahre in einem gespannten, mißlichen Zustand, der aus Heftigkeit und Schwäche zusammengesetzt ist; dieser macht den Aufschub bedenklich. Wir setzen eine schlimme Krisis unnöthig fort.

In der „Staatszeitung" der Landtagsabschied für Preußen. Ob man dabei noch Lust behalten kann, Landstand zu sein? Fast alles ist abgeschlagen, mit glatten, sich weise gebärdenden Worten zur Ruhe gewiesen.

Mittwoch, den 31. Dezember 1845.

Die Landtagsabschiede mißfallen hier höchlich, mehr noch werden sie in den Provinzen mißfallen. Daß der Minister Eichhorn in Schutz genommen wird gegen die Anklage aus Pommern, daß er einen dortigen Geistlichen für befugt erklärt, einen seiner Eingepfarrten öffentlich vom Abendmahl zurückzuweisen, erregt den größten Unwillen, und die Juristen sagen, die deßhalb angeführten Sätze des Landrechts seien hier gar nicht anwendbar, sondern in offenbar falschem Sinn gedeutet. Man spricht mit Verachtung von dieser Art, die Sachen zu nehmen, und meint,

die Regierung ſolle doch lieber die Spiegelfechterei mit dem Ständeweſen aufgeben; daſſelbe auf dieſe Weiſe fortſetzen wollen, heiße nur die Leute zwingen, den Schein endlich doch auf andre Art in Wahrheit zu verwandeln, denn täuſchen ließen ſie ſich auf die Länge nicht mit ſo elenden Ausflüchten und Abweiſungen.

1846.

Berlin, Donnerstag, den 1. Januar 1846.

Nachmittags kam der Fürst *. Er hat den Minister Uhden gesprochen, der sich über unser Regierungswesen grade so geäußert, wie ich neulich. Die Regierung gehe nicht mehr, nichts gelinge, nichts erfülle mehr seinen Zweck, überall stoße man auf Hindernisse, und wenn man endlich zum Thun komme, werde der Erfolg ein ganz andrer, als den man gewollt! Er spottet darüber, daß zwei Justizminister seien; er sagt, Savigny sei ein unpraktischer Pedant, der hätte Professor bleiben sollen, da sei er ein Fürst gewesen, jetzt sei er nichts als ein müssiges Rad in einer schadhaften Maschine, und andre solche Aeußerungen. Ich theile * den neusten Stand unsrer Verfassungssache mit.

Nachricht, daß der Oberst Graf von Reichenbach, Kommandant von Thorn, diese Stadt hat in Belagerungsstand erklärt, weil Aufständer aus dem Königreich Polen über die Gränze gegangen und mit Bauern diesseits der Gränze vereint gradezu gegen Thorn marschirten, um sich dieser Festung zu bemächtigen. Man ist sehr beunruhigt und erwartet nähere Berichte.

Als Uhlich in Geschäften des Gustav-Adolf-Vereins

neulich von Magdeburg hiehergekommen war, achtete er für ſchicklich, auch den Prediger von Gerlach zu beſuchen. Dieſer rief ihm gleich mit Heftigkeit und abwehrenden Gebärden entgegen: „Wir ſind Feinde!“ Uhlich erwiederte, wohl wiſſe er, daß ſie verſchiedener Anſichten ſeien, aber er denke, dies könne ein freundliches Begegnen von Menſch zu Menſch nicht wehren. „Nein“, rief Gerlach zornig, „wir können nichts mit einander gemein oder zu thun haben.“ Als Uhlich darauf beſtand, daß zwei in ihren Anſichten einander entgegenſtehende Männer, ſofern es beide redlich meinten, ja ſogar ein Intereſſe hätten, den Verſuch zu machen, wiefern einer den andern umſtimmen könne, wies ihn Gerlach abermals zurück und erklärte bitter, einen Mann von Uhlich's Denkart müſſe er verabſcheuen und haſſen, und wandte ſich ab, als ob der Teufel vor ihm ſtände. So mußte denn Uhlich beſchämt abziehen. Was meint wohl der Unchriſt Gerlach, daß der Herr Chriſtus zu ſeinem Benehmen ſagt?

Der König erklärt den Rheinländern im Landtagsabſchied, daß er nicht geſonnen ſei, den Juden gleiche politiſche Rechte mit den chriſtlichen Unterthanen zu geſtatten, was auch der Mehrheit dieſer letztern nicht genehm ſein würde. Welche Erklärung! Und ſeit wann nimmt der König die Stimmenmehrheit ſo zur Norm?

Im engliſchen Journal „Punch“ heißt es: In Berlin ſei nur noch ein einziges altes Weib (Bettina), das an die Verſprechungen des Königs glaube!

Freitag, den 2. Januar 1846.

In der Neujahrsnacht war es unruhiger und lauter auf den Straßen, als ſonſt bei dieſem Wechſel. Die Polizei

hatte diesmal durch Gendarmen aus allen geringen Wirthshäusern schon um elf Uhr die Musikanten vertreiben lassen und dadurch auch die Gäste verscheucht und aufgereizt; natürlich erging sich der sonst abgeschlossene Jubel und Lärm nun auf der Straße, und statt der bekannten Lustbarkeiten hatte man ungewohnte Störungen. Bei Kroll aber, wo auch der Prinz von Preußen war, blieb die Musik die ganze Nacht.

Sonnabend, den 3. Januar 1846.

Ich ging gegen Mittag zum Fürsten von Wittgenstein, wir sprachen über das Erbieten, das er mir machen ließ. Eine fortgeführte Erzählung getraut er sich nicht zu geben, nur Auskunft über bestimmte Fragepunkte; die Sache wird schwierig sein; doch giebt er mir aus den Herbsttagen von 1806 gleich einige Nachrichten, die ich nachher zu Hause niederschreibe. Er spottet über die Neujahrsbeeiferungen; ihm sei es noch nicht geglückt, sagt er, einen seiner Minister-Kollegen oder sonst angesehenen Mann zu bewegen, öffentlich von der Narrheit sich loszusagen, allein wolle er es doch nicht gern thun; sechshundert Visitenkarten lasse er einem Boten übergeben, der trage sie aus, zu wem er wolle, „meinetwegen auch zum Scharfrichter eine", alle eingehenden Karten werden gleich beim Portier ungesehen verbrannt. Herr von Küstner kam, der Minister von Ladenberg, der Geheime Hofrath Paasche; er ließ sie alle warten, jeden in einem besondern Zimmer, und erzählte mir seine Geschichten aus.

Der Landtagsabschied für Posen ist erschienen, der ist der elendeste von allen. Wär' ich Landstand, ich gäbe mir selbst den Abschied und sagte der Regierung, sie möge

regieren, wie sie könne, aber mich nicht zu solchem Possenspiele gebrauchen und in solche Halbheiten hineinziehen! Warum die Leute berufen, sie reden heißen, und so wie sie etwas vorbringen, das nicht gradezu eine Lumperei ist, ihnen auf's Maul schlagen? Seid ihr so weise, so umsichtig und sorgfältig, so regiert allein! — Der König ist schlecht berathen in diesem Verfahren. Er scheint seine vertraulichen Eröffnungen an die letzten Landtage wirklich vergessen zu haben. Den Leuten die Absicht einer Täuschung, eines Hinhaltens auszureden wird nicht leicht sein.

Durch den Eintritt von Canitz in das Ministerium ist bis jetzt nichts verändert, man sieht nirgends eine Wirkung seines Geistes, seiner Thatkraft. Auch die Landtagsabschiede sind durch ihn nicht besser noch schlimmer geworden. Das Ganze unsres Zustandes spiegelt sich in ihnen ab.

Es kam mir wie eine Satire vor, daß ich vor dem Schlafen noch in Voltaire's „Candide" las! In solchen Zuständen wie die unsern versteht man erst recht wieder die Stimmung und Art Voltaire's.

Ich erzählte des Predigers von Gerlach schändliches Benehmen gegen Uhlich, und rief: „Was für einen Hundsfott von Christus der Kerl sich vorstellen muß, daß er durch solches Benehmen bei ihm sich einzuschmeicheln meint?"

Montag, den 5. Januar 1846.

Unsichere Nachrichten aus Posen, die Sache von Thorn scheint übertrieben.

Die „Staatszeitung" meldet, daß zwei Regimenter in die Gegend von Bromberg gerückt, in Folge der Untersuchungen und Unruhen.

Dienstag, den 6. Januar 1846.

Der Schauspieler Beschort hier gestorben.

Die Frömmelei der Gräfin von E. trägt schnelle Früchte. Am letzten Sonntage wurde im Dom der Gottesdienst gestört, so daß Ehrenberg die Predigt aufgeben mußte. Ein Koch in seinem Amtskostüm stürzte gegen die Kanzel vor, schwang eine Bibel und schrie laut von dem Feuer des hölliſchen Pfuhls. Die Leute glaubten, es sei Feuer ausgebrochen, und drängten hinaus. Als man sich endlich des Menschen bemächtigt, ergab sich seine Verrücktheit; er war in Diensten der Gräfin von E., hatte die Bibel von ihr geschenkt erhalten, und war über seine Auffassungskräfte von ihr bepredigt und geängstigt worden. Er wurde auf die Schloßwache gebracht und predigte weiter. Die Soldaten fanden, daß er gar nicht verrückt predigte, sondern besser als mancher amtliche Prediger. Fräulein von K. hat den Menschen nach der Wache bringen sehen und alle Umstände sogleich erfahren. Die „Staatszeitung" erwähnte des Vorfalls in Kürze. — Der Graf von E. soll die Schwärmerei nicht ganz mitmachen, heißt es jetzt.

Mittwoch, den 7. Januar 1846.

„Der König hat nun schon einen ganzen Wust von Papieren angehäuft, die sich auf die künftigen Reichsstände beziehen, selbstverfaßte Entwürfe, Gutachten von allen Seiten, Einwendungen, Bemerkungen, Auseinandersetzungen, Briefe, Berichte, — der ganze Plunder liegt leblos da, und mich soll doch verlangen, ob aus der todten Masse noch etwas Lebendiges hervorgehen wird!" Als ich dies sagen hörte, konnt' ich nicht umhin zu erwiedern: „Von

Ständen ſpricht man nun ſchon lange in Preußen, lange von Provinzialſtänden, lange genug von Reichsſtänden, aber es giebt noch eine dritte Art, gebt Acht, ob die nicht an die Tagesordnung kommen wird!" — Und welche Art wäre das? — „Aufſtände".

Freitag, den 9. Januar 1846.

„Warum, bei dem beſten Willen, den der König für die fernere Ausbildung der Landſtände hat, tritt er in dem Schein auf, als wolle er ſie nicht? Warum läßt er ſich in dieſer Sache durch den Schein um alles Verdienſt und allen Dank bringen? Warum nicht ein einziges Wörtchen in den abſcheulichen Landtagsabſchieden, daß er Reichsſtände berufen will? Denn er will es doch noch immer?" — Allerdings. Aber ſeinen Willen hat er für ſich, und ſeinen Ausdruck überläßt er den Behörden, die allem Ständeweſen feind ſind, und denen nichts daran liegt, ob der König vortheilhaft erſcheint oder nicht, ja denen das Letztere meiſt lieber ſein mag.

Sonntag, den 11. Januar 1846.

Die Beſorgniſſe wegen Polen ſcheinen größtentheils grundlos; man ſagt ſchon, die Sache ſei von den ruſſiſchen Behörden in Warſchau angelegt, um den Kaiſer bei der Rückkehr aus Italien mit einem einſchüchternden Ereigniß zu empfangen, derſelbe habe beſonders in Rom Eindrücke empfangen, die für die höchſte Verwaltungsbehörde unangenehme Nachwehen bringen könnten, dieſe wolle man abſchneiden oder ſchwächen; in's Preußiſche habe man die Sache hinübergeſpielt, damit man nachher, wenn nichts

Rechtes herauskäme, die Entſchuldigung habe, den preußiſchen Behörden habe der rechte Ernſt und Eifer gefehlt.

Unſer öffentlicher Zuſtand iſt und bleibt kläglich! Der König findet unter ſeinen Miniſtern keinen, der einen Ueberblick des Ganzen habe, auch Canitz hat ihn nicht, oder macht ihn nicht geltend. Zweierlei Richtungen werden von oben her immer auf's neue belebt und beſtreiten einander auf das heftigſte, die Beamtenrichtung und die Volksrichtung; die letztere würde noch lange ſchlummern, würde ſie nicht auch von oben angeregt, oder wäre ſie es nicht ſchon ſeit einigen Jahren; wie leicht ſie, wenigſtens für den Augenblick, zu unterdrücken iſt, ſieht man in Königsberg. Doch geht die religiöſe Bewegung dort weiter; die Prediger Rupp und Detroit bilden neue Gemeinden, denen die Obrigkeit entgegentritt. Hier iſt nun die neue Art Kirchenverſammlung eröffnet!

Der alte General von dem Kneſebeck, geſchworner Feind aller Konſtitutionen, iſt nun dahin gebracht, eine zu wünſchen, damit nur einmal das Schwanken aufhöre und wieder ein feſter Boden ſich finde. Er ſieht mit bittrem Unmuth die ſteigende Verwirrung des Staates, die Zerrüttung aller Verhältniſſe. Freilich wird die Verfaſſung, meint er, die der König uns geben mag, eine wunderliche Ausgeburt ſein, eine Phantaſie, die lange brauchen wird, um in taugliche Form zu kommen!

Dienstag, den 13. Januar 1846.

Fürſt von Wittgenſtein, zu dem ich ging, ſagte, ich käme ihm zuvor, er habe eben zu mir kommen wollen; lobte mein Aufgeſchriebenes, erzählte mir Neues. Den Grafen von Pourtales und Andre ließ er warten, endlich

aber, als auch der ruſſiſche General Graf von Kreutz angemeldet wurde, brach ich auf, nachdem ich noch mit Kreutz eine Wiedererkennung gehabt, ich hatte ihn im Herbſt 1814 in Rellingen bei Hamburg beſucht.

Gegen Abend kam Doktor Prutz, ein liebenswürdiger, natürlicher, offner junger Mann. Er ſagte, man habe ihm Muth gemacht, zu mir zu gehen, obſchon er einige Sünden gegen mich auf dem Gewiſſen habe; ich lachte, und es war gut. Seine Sache wendet ſich glimpflich, Humboldt hat ſich für ihn beeifert, der Miniſter von Bodelſchwingh dem König eine Vorſtellung von Prutz unterlegt, der König darauf die „politiſche Wochenſtube" geleſen, und nachdem er die Stellen, die für ihn beleidigend hießen, näher angeſehen, ohne Groll geäußert: „Das kann ich ihm ſchon verzeihen!" worauf der Prozeß niedergeſchlagen worden. Die ganze liebenswürdige Seite des Königs tritt hier hervor! Prutz will künftig hier leben und litterarhiſtoriſche Vorleſungen halten, der Miniſter hat ſchon die Erlaubniß ertheilt; da er ſie nicht an der Univerſität halten will, ſo hat der Miniſter Eichhorn nicht mitzureden, denn dieſer würde nie darein willigen, der rachſüchtige, klatſchhafte Fanatiker!

Mittwoch, den 14. Januar 1846.

Die Maßregel, durch die der König den Unteroffizieren und Gemeinen eine Zulage bewilligt — im Betrag einer halben Million Thaler jährlich —, wird ihm wenig gedankt und außerdem vielfach mißgedeutet. Man ſagt, er wolle ſich für den Fall von Aufſtänden des guten Willens der Truppe verſichern. Von der Möglichkeit, daß es zu Aufſtänden kommen könnte, wird leider im Volke ſchon

geſprochen! — Der Tadel gegen den König und ſeine Regierung äußert ſich immer lauter.

Von den am 5. eröffneten evangeliſch-kirchlichen Konferenzen, die auch als proteſtantiſches General-Konzil bezeichnet werden, ſpricht man kein Wort. Niemand iſt nur neugierig, jederman hält die Sache für eine Spielerei. Man wird einiges gegen die Deutſchkatholiſchen und gegen die Lichtfreunde vorbringen, aber das thun die Regierungen ja ſchon ohnehin; für die Sachen des Glaubens iſt die Verſammlung unberechtigt und unfähig.

Des Mathematikers Jacobi Rede über Descartes iſt gedruckt und lieſt ſich gut. Es ſind ein paar ſcharfe Stellen darin.

In Voltaire und Ignaz Schmidt geleſen.

Sonnabend, den 17. Januar 1846.

Ich ging geſtern zum Fürſten von Wittgenſtein, der mit „Schüchternheit", ja mit „Aengſtlichkeit" mir wichtige Papiere zu leſen giebt, die er geſchrieben hat. Er ſagt mir Vertrauliches, Schmeichelhaftes; während ſeines ganzen Lebens habe er nur zwei Menſchen gefunden, deren Schreiben ihn ganz befriedigt habe, mich und Stägemann; ich dachte, er würde Gentz nennen; aber nein, der habe zu ſehr glänzen wollen, meinte er; recht gut wiſſe er, daß ihm ſelbſt alles Talent zum Schreiben abgehe, aber ein gutes Urtheil darüber müſſe er ſich beimeſſen. Der neapolitaniſche Geſandte Antonini kam. Der Fürſt fertigte ihn ab und ſprach dann mit mir weiter.

Heute früh wurde ich überraſcht durch ein Ehrendiplom des Narrenthums abſeiten des Düſſeldorfer Karnevalvereins, närriſche Gebilde und ein Hanswurſtlied, unterſchrieben

von dreizehn namhaften Männern! Mir will ein so festgebauter Spaß nicht zu Sinn, doch da er von meiner Vaterstadt kam, und im Liede die Aufforderung war, ich möchte antworten, so schrieb ich auf der Stelle:

Der Ernst bedrängt uns mehr und mehr!...
Zur Rettung aus der Noth
Ruft Ihr mit Recht die Narrenwehr, —
Ich tret' in's Aufgebot!

Zur Pritsche greif' ich wohlgemuth,
Zur Kappe, die Ihr schenkt;
Und freue mich, daß junges Blut
Des alten gern gedenkt.

Dein Anruf, liebes Vaterland,
Ist mir ein Ehrenzoll
Auch in der Narrheit Scherzgewand, —
Sind wir doch Alle toll!

Die letzte Zeile ist der Wiederhall des Refrains des übersandten Liedes. Damit ist die Artigkeit, dünkt mich, artig und angemessen erwiedert!

Dienstag, den 20. Januar 1846.

Der König hat zum Hofprediger von Grüneisen gesagt, zweierlei könne er an den Würtembergern nicht leiden, ihr Treiben mit der Offenbarung Johannis und ihre Geistergeschichten. Man ist erstaunt, daß der König diese Richtungen mit Einmal tadelt!

Der König scherzte mit dem General von Thile und meinte, derselbe sollte sich um das vakante Bisthum Jerusalem bewerben. Thile will den Spaß gar nicht schön finden und ärgert sich. Thile hätte antworten können, der Bischof müsse ja zur englischen Kirche gehören, von Preußen habe nur das Geld dort Zugang!

Humboldt ſcherzt, Thile bitte die Geſellſchaft Abends bei ſich „zu Gebet und Spiel“!

Donnerstag, den 22. Januar 1846.

Geſtern zum Fürſten von Wittgenſtein, bei dem ich diesmal beinah zwei Stunden blieb, und der mir die vertrauteſten, wichtigſten Mittheilungen machte; er nahm mich mit zu ſeinen Papieren, die in großer Menge und wohlgeordnet ſind. Er hat unendlich viel gearbeitet, in den wichtigſten Sachen, worüber im Archiv oft keine Spur vorhanden. Er bekennt mir, er ſei in ſeinem Leben ſo viel verkannt und ſo arg mißhandelt, ſein entſchiednes Verdienſt ſo oft geſchmäht, ſein redlichſtes Abſehen ſo falſch beurtheilt worden, daß er über Lob und Tadel zuletzt völlig gleichgültig geweſen, und mit völliger Verachtung des Scheins nur ſchlechthin das gethan habe, was ihm Pflicht gedünkt oder guter Willen ihm eingegeben. Jetzt kümmert ihn denn doch ein wenig ſein guter Name, und Angeſichts ſeiner Papiere fühlt er die Ungerechtigkeit, daß Andre im Schimmer ſtehen ſollen und er im Schatten, jene oft unverdient, und er gewiß unverdient, wie grade ſeine Urkunden klar beweiſen können. Allein er iſt noch nicht mit ſich einig, was er thun ſoll. Dringt man in ihn, ſo weicht er aus. „Sie müſſen nicht vergeſſen, mein Lieber, daß ich nebenher auch ein kurioſer Kauz bin.“ — Das ſind Ew. Durchlaucht, das iſt wahr, und ich weiß es längſt. — „So? (Etwas verwundert und ſtutzig.) Aber ich weiß es auch, wie Sie daran ſehen, daß ich es Ihnen ſage! Und daß ich es auch ſelbſt weiß, darauf thu' ich mir etwas zu gute.“

Sonnabend, den 24. Januar 1846.

Gestern Abends bei Olfers; ich behielt aber wenig Eindruck von dem Abend, denn ich war befangen durch alles Feindliche, das ich in den öffentlichen Blättern gegen Preußen und gegen den König gelesen hatte; in London und Paris muß man sich schämen, ein Preuße, ein Deutscher zu sein; die „Times", die „Revue des Deux Mondes" 2c. sagen die stärksten Wahrheiten, die Landtagsabschiede erscheinen als eine Beschimpfung der Nation, machen die Landtage zum elenden Gaukelspiel, das Volk wird gradezu genarrt. Und bei solchen Umständen sagt der von der Regierung erkaufte „Rheinische Beobachter" die wahnsinnige Schmeichelei, Preußen scheine bestimmt, unter dieser Regierung sein Gepräge dem neunzehnten Jahrhundert aufzudrücken! In solchem Dünkel bei solchem Jammer gehen wir blindlings weiter! — Wohl zuckt es überall im Volk, überall erheben sich kühne Stimmen, in Sachsen jetzt, in Baiern, in Baden, auch bei uns, insofern die Polizei nicht hemmt. Wenn einmal diese zerstreuten Stimmen einverstanden und zugleich — es kann geschehen — dasselbe Wort aussprechen, dann wird kein Widerspruch mehr helfen, dann wird es mit dem Dünkel aus sein; dann wird zu späte Reue kommen!

Heute Nachmittags besuchte mich der Fürst von Carolath, eben erst hier eingetroffen. Er sagt, in Schlesien sei die deutschkatholische Richtung überall vorhanden, eine Menge katholischer Geistlichen würden sogleich zu ihr sich bekennen, wenn sie des Staates sicher wären, aber die Zweideutigkeit der Regierung mache sie scheu. Er dankt Gott, daß er bei den Provinzialständen nicht mehr Landtagsmarschall ist, er nennt diese Landtage ein Possenspiel, er wolle nicht leeres Stroh dreschen u. dgl. m. Was

daraus werden ſolle? Wohin wir gehen? Zur Auflöſung, zur Umwälzung!

Der König hat unter den Papieren Dorow's, welche der Oberſt von Natzmer auslieferte, eine Abſchrift des Geſchäftstagebuchs des verſtorbenen Kriegsminiſters Generals von Witzleben gefunden. Der Inhalt war ihm ſo wichtig, daß er durch den General von Koſel ſich von der Wittwe Frau von Witzleben die Urſchrift ausbitten ließ, die auch ſogleich gegeben wurde.

Im Hof- und Diplomatenkreiſe treibt ſich eine Geſchichte um, die gewiß auch ſchon in die meiſten Depeſchen übergegangen iſt. Bei einer der letzten Jagden wartete man lange auf den König, ſehr lange, da meinte endlich der Prinz von Preußen, der König würde nicht kommen, und befahl, die Jagd ſolle anfangen. Da kam der König und zeigte ſeinen Unwillen, daß man nicht ſeine Ankunft abgewartet, ſehr heftig, ſchimpfte den Oberförſter und ließ gegen dieſen aus, was eigentlich den Bruder treffen ſollte. Der Mann ſoll ſich darauf erſchoſſen haben. Nun behaupten Unterrichtete, die ganze Geſchichte ſei erfunden! Wer und wieſo ſie jemand erfunden haben könne, bleibt räthſelhaft, denn ihr Urſprung iſt vom Hofe her!

Als der König den von Dorow's Schweſter, der Kammergerichtsräthin Troſchel, erſtandenen Nachlaß deſſelben aus Halle bekommen hatte, fiel er eifrig darüber her, wunderte ſich über manches, was er fand, und ſuchte nur immer emſiger. Endlich kam er an ein Stück, das ihm ſichtbar eine ſtarke Gemüthsbewegung machte. „Mein Gott", rief er aus, „wie kommt das hieher? Und es iſt nur eine Abſchrift; wo iſt das Original? Das darf ja in keiner fremden Hand ſein! Ich muß es haben!" Darauf erfolgten die ſcharfen beleidigenden Nachſuchungen bei der

Generalin von Witzleben, da die meisten dieser Dorow'schen Papiere eine Beute aus dem Nachlasse des Generals waren. Man fand aber das Gesuchte nicht.

Was aber kann dies gewesen sein, das nicht in fremder Hand sein durfte? Höchst wahrscheinlich ein Gutachten des Leibarztes Hufeland, das der vorige König von ihm über die körperliche Beschaffenheit des Kronprinzen, als dieser sich verheirathen sollte, gefordert hatte, und worin Hufeland dessen Unvermögen, so wie die Einwirkung dieses Gebrechens auf Gemüth und Geist, ohne Rückhalt geschildert hatte.

Dienstag, den 27. Januar 1846.

Ich ging zum Fürsten von Wittgenstein, wo ich lange blieb. Mit allem Widerwillen gegen Napoleon beruft er sich doch gern darauf, daß ihn derselbe äußerlich geehrt und freundlich behandelt. Mir ist jetzt klar, solange der Fürst in Gunst und Macht stand, genügte ihm die Ausübung und das Gefühl der Wirklichkeit, ganz unbekümmert um die Meinung der Leute; seitdem aber jene geschwunden, ist auch seine innere Genugthuung dahin, und er möchte jetzt die Anerkennung dessen, was er verdienstlich gewirkt, nachträglich hervorrufen, wenigstens die Ehre, die ihm gebührt, seinem Andenken gesichert sehen. Wie das am füglichsten geschehen könnte, ist ihm noch nicht deutlich; seine frühere Mißachtung der öffentlichen Stimme ringt mit seiner nunmehrigen Neigung, dieselbe anzusprechen, auch will er nur die Wahrheit, keinen Schein, will durchaus nicht prahlen, schon aus Stolz nicht, und doch dünkt ihn alle Veröffentlichung etwas prahlerisch. Ich muß ihn seiner Krisis überlassen, allzu dringendes Zureden würde ihn nur scheu machen.

Abends auf dem Schloſſe bei Fräulein von Kalb. — Doktor Moritz Veit und Frau. — Lebhaftes, gutes Geſpräch, über Goethe, Fichte, Verein der Handwerker hier, und Lieder derſelben, die aber nichts Volksmäßiges haben, ſondern unſre Bildung anſtreben; natürlich, ſie wollen aufwärts, und ihre Poeſie iſt nicht Genie, ſondern Talent und Nachahmung. Fräulein von Kalb giebt mir ein Manuſkript ihrer Mutter mit; das Paſtellbild von Schröder wird mit Vergnügen betrachtet. — Zu Hauſe las ich in dem Manuſkript, es ſind die mir theilweiſe ſchon bekannten Memoiren *), nebſt einzelnen Gedanken und Bemerkungen, alles zwiſchen dem ſiebzigſten und achtzigſten Jahre geſchrieben! Ich war ſo ergriffen von dem Geiſt und Schickſale dieſer großen Frau, daß ich noch ſtundenlang wach blieb und mich in Betrachtungen ihres Lebensloſes verlor.

Die Leute laſſen es ſich nicht ausreden, der König habe einem Oberförſter, weil die Jagd zu früh begonnen, in's Geſicht geſpieen, dieſer ſich dann abgewendet und erſchoſſen!

Badiſche, baieriſche Ständeberathungen, ſächſiſche, — alles zu klein!

Donnerstag, den 29. Januar 1846.

Geſtern zum alten General von dem Kneſebeck, den ich in großen Leiden — Flechten an den Händen — aber aufgeweckten Geiſtes fand. Er ſprach ganz vertraut und erzählte mir über eine Stunde von ſeiner perſönlichen Betheiligung an den Ereigniſſen von 1811 bis 1815.

---

*) Charlotte. Für die Freunde der Verewigten. Manuſkript. Berlin, 1851.

Sonderbar fiel es mir auf, daß auch er, der entſchiedne Haſſer und in gewiſſer Art Verächter Napoleon's, als den Hochpunkt der ihm gewordenen Belobungen und Befriedigungen die Worte geltend machte, welche Napoleon, nachdem er eine Denkſchrift Kneſebeck's über den Feldzug gegen Rußland im Geſpräch erwähnt, zum Grafen von Saint-Marſan geſagt habe: „Ce colonel est bien habile, cet officier a très-bien vu"; Kneſebeck hatte darin das Unglück vorausgeſagt. Auch Kneſebeck brennt vor Begierde, ſeine Sachen zu veröffentlichen, fühlt ſich aber zum Selbſtſchreiben zu alt. Er beſeufzt den gegenwärtigen Zuſtand, preiſt die Warnungen, die in Dahlmann's beiden Büchern ſtecken, findet hier alles troſtlos, hat ſchon gefragt, wie viel Kiſten mit Jakobinerkappen man denn vorräthig habe?

Schlöffel iſt nun wirklich freigeſprochen. — Arndt hat in der „Allgemeinen Zeitung" eine fürchterliche Erklärung gegen Kamptz erlaſſen. Dieſer alte Miniſter wird recht zerzauſt, aber wahrlich er verdient es; ſeine Thorheiten im Alter ſind noch ärger, als die in der Jugend waren; er treibt giftige Faſeleien, aber hat keine Macht mehr, ſie durchzuſetzen.

Montag, den 2. Februar 1846.

Friedrich Heinrich Jacobi behauptete, durch gewiſſe metaphyſiſche Gedanken, wenn er ſie nicht abwehrte, ſondern feſthielte, ſich augenblicklich tödten zu können. Er nennt aber hier wohl Gedanken, was noch keiner iſt, ſondern noch in der roheren Form der Vorſtellung ſteckt. Mir iſt heute etwas geſchehen, was auf dem Wege ſolcher Erſcheinungen ſich bewegt; ich erkannte jedoch in demjenigen, was mich bis zum Schwindel und zur Ohnmacht zu

verwirren drohte, grade die Abweſenheit eines Gedankens, denn wo der auftritt, da iſt Stärke, Ordnung, Beruhigung. — Daß man in der Nacht manche Bilder nicht los werden kann, iſt auch nur Schwäche, das ſtärkende Tageslicht hilft gleich darüber hinweg.

Das Buch von Frau von Stägemann, noch von Dorow zur Herausgabe beſorgt, iſt in zwei Bänden nun erſchienen.

Allerlei politiſche Gerüchte, man nennt neue Miniſter bei uns, beſchuldigt Canitz des Ehrgeizes, ſich über alle ſeine Kollegen ſtellen zu laſſen, und man meint, ihm könne es gelingen; dagegen meinen Andre, er ſei durch die Arbeit ſchon ſo mürbe geworden, daß er zufrieden ſein werde, ruhig mit den Andern im Schlendrian fortzugehen!

Franzöſiſche Kammern; engliſches Parlament, Peel's vierſtündige Rede über die Zollfragen und das Korngeſetz.

Dienstag, den 3. Februar 1846.

Nachdem ich einige nothwendige Schreibereien abgemacht, ging ich aus und fühlte mich erquickt durch die friſche Luft. Unter den Linden machte Bello ſeine Sprünge. An der Friedrichſtraße ſtieß ich auf ein militairiſches Leichenbegängniß, gedämpfte Trommeln, ein Bataillon Garde, es wurde ein Oberſtlieutenant begraben. Ich ging die Friedrichſtraße hinauf bis zur Kochſtraße, und beſuchte Ludwig Tieck, ihm für die Autographen zu danken; er war ziemlich wohlauf und die Freundlichkeit ſelbſt, auch die Gräfin von Finckenſtein, die doch nicht ganz blind iſt; Tieck ſagte, er ſei nun ſchon ſo alt, er ſchäme ſich, ſchon ſo alt zu ſein, und fange nun erſt an, es zu fühlen; er erzählte

von Karl Philipp Moritz; er will, wenn er beſſer iſt, allerdings noch Memoiren ſchreiben, Bruchſtücke dazu liegen ſchon fertig, auch der Entwurf des Planes, Litteratur würde ſein Hauptaugenmerk ſein, kritiſche Bemerkungen ꝛc. In Erzählung der Thatſachen möchte ich ihm nicht allzu ſehr trauen, er iſt entſchieden partheiiſch in vorgefaßten Meinungen. Abends lieſt er noch nicht wieder, es ſtrengt ihn an.

Ich fuhr von hier quer durch die ganze Stadt zum Profeſſor Heinſius. An der Herkulesbrücke begegnete mir die vom Leichenbegängniß rückkehrende Truppe, ſie brachte mit jetzt luſtiger Muſik die Fahne auf das Schloß. Bei Heinſius blieb ich lange, er theilte mir mancherlei mit. Ich ging zu Fuß weg, froh der Luft und des Gehens; im Luſtgarten begegnete mir Fräulein von Kalb, kehrte um und ging mit mir bis zu Anfang der Linden; wir hatten ein tiefernſtes Geſpräch, von ihr erfuhr ich, daß der zu Grabe beſtattete Offizier der Oberſtlieutenant Schmidt vom Generalſtabe ſei, derſelbe, den ich in Homburg mit Koreff beſucht hatte. Kaum hatte Fräulein Kalb mich verlaſſen, ſo wurde ich ſeitwärts angeſprochen, durch Fürſtin und Fürſt von Carolath, mit denen ich die Linden hinab ging unter lebhaftem Geſpräch, dann lenkt' ich nach Hauſe, nach all den Gängen gar nicht ermüdet.

In der Aſſemblee geſtern bei Canitz war alles glänzend und belebt. Der König und die Königin blieben bis halb zwölf Uhr. Der König in beſter Stimmung, luſtig ſogar. Die Fürſtin von Carolath ſagte ihm, ſie habe eine Bitte vorzutragen; „Nur geſchwind heraus damit, ich bin in der Erfüllungslaune!“ Sie verſetzte, es thue ihr leid, das nicht gewußt zu haben, ſo würde ſie auf ganz andre Bitten gekommen ſein, nun habe ſie freilich nur die

kleine, wegen der sie ihn angesprochen. Er bewilligte sie sogleich.

Ein Theil unsrer Minister ist mißtrauisch gegen Canitz, ein andrer Theil unterwirft sich ihm schon demüthig, zu den letztern gehören Savigny und Eichhorn.

Donnerstag, den 5. Februar 1846.

Bettina von Arnim, sehr müd' und abgespannt, wie vergrämt. „Ich bin nicht krank," sagt sie, „aber kaput." Doch reizt sie sich zu gewaltsamer Lustigkeit, während sie unsrem Mittagessen zusieht. Nachher liest sie mir den Entwurf ihrer Antwort an den Erbgroßherzog von Weimar, der sie gefragt hatte, wer an Riemer's Stelle ein tüchtiger Bibliothekar dort sein könnte? Die tapfre, thätige Frau schlägt ihm Hoffmann von Fallersleben vor, und zeigt ihm klug und geschickt an dem Beispiele von Prutz, daß man dergleichen wagen dürfe; in Jena habe Prutz nicht Vorlesungen halten können, weil man sich vor Preußen's Scheelsehn gefürchtet, aber jetzt hält er in Preußen's Hauptstadt seine Vorlesungen mit höchster Zustimmung! Ich soll den Entwurf auch Humboldt mittheilen. Erst will sie ihn fertig schreiben. Sie sagte, sie sei ganz von Rahel erfüllt, sie habe in acht Tagen nichts gethan, als nur immer in „Rahel" gelesen, mit unwiderstehlicher Anziehung, mit höchstem Genuß und Gewinn.

Freitag, den 6. Februar 1846.

Nachträgliches. Dr. Zinkeisen hat mir am Beer'schen Abend in der Eile manches mitgetheilt, was ihm in seiner

Stellung als Redakteur der „Staatszeitung" zugekommen; er hat in das innere Getriebe hier die traurigsten Blicke gethan. Der Oberstlieutenant von Schulz hat die Leitung des Blattes nicht bloß wegen Unfähigkeit verloren; es sind abscheuliche Dinge vorgegangen! Selbst der Minister Graf von Arnim hat bei und mit der „Staatszeitung" solche Ränke und Tücken ausüben lassen, daß ein andrer Minister gesagt hat, wäre der König dahintergekommen, so würde der Graf von Arnim schon viel früher seine Entlassung erhalten haben! Und noch viel andres, das nicht aufzuschreiben ist!

Aus zuverlässiger Quelle: Der König war vor kurzem sehr verdrießlich von der Jagd bei Oranienburg zurückgekommen, und ließ sich den aufgeschobenen Vortrag halten, bei dem es nicht gnädig herging; als der Geh. Rath Müller vom Vortrag herauskam und das Vorzimmer durchschritt, sagte er im Unmuthe laut zu sich selbst, nicht wahrnehmend, daß er von Anwesenden gehört wurde: „Von hier muß man suchen so bald als möglich fortzukommen! Heute ist sogar der * ein Ochse!" — Ein tiefer Blick auf diese Verhältnisse! * war jedoch nicht zugegen, der König hatte von ihm, nicht zu ihm gesprochen.

Die Offiziere eines Regiments hier haben eine Travestirung „Wallenstein's" in der Kaserne aufgeführt, das Stück ist vom Lieutenant von Hülsen und voller Anspielungen auf hiesige Verhältnisse, alle Hohen und Höchsten bekamen ihre Stachelworte, der Prinz von Preußen, Boyen, Humboldt, niemand wurde verschont, indeß war alles noch glimpflich. Der König amüsirte sich über die Maßen; er sagte, so sehr habe er gelacht, daß er davon „unanständig geschwitzt habe"!

In Bolingbroke's Biographie geleſen; Mazzini's ſcharfe Abhandlung über Italien.

Sonnabend, den 7. Februar 1846.

Ein Brief von Humboldt meldet mir den geſtern Mittag erfolgten Tod des Miniſters von Bülow und antwortet über die Angelegenheit Bettinens, der ich hievon ſogleich das Nöthige mittheile.

Der König hatte die fremden Theologen bei ſich zur Tafel und fragte ſie, wo ſie ihre Sitzungen hielten? In dem Saale des Miniſters Eichhorn, war die Antwort; „Ach, den Saal kenn' ich", ſagte der König, „da hab' ich als Kronprinz einmal einem Diner beigewohnt, wo ein ungeheurer Fiſch entſetzlich ſtank. Nun, die Herren werden wohl einen beſſern Geruch dort zurücklaſſen, hoff' ich." Die Liebhaberei, ſolch Unverbindliches einzuflechten, nimmt überhand. Der „faule Fiſch" könnte allerdings zum Symbol der Berathungen dienen!

In folgendem Geſchichtchen erſcheint die Laune des Königs vortheilhafter. Der Generalsſtabsarzt Dr. von Wiebel iſt nicht zufrieden, den Stern zum rothen Adlerorden und ſogar in Brillanten zu haben, ſondern ſtrebt nach der Seligkeit des großen Bandes. Da der Mann in ſeinem Dienſte gar nicht ausgezeichnet iſt, ſo wollte man ihn doch ſo nicht begünſtigen. Er aber legt es bei jedem Ordensfeſte heftig darauf an. Am Tage des letzten Ordensfeſtes ging er früh zum Könige, wo er als Leibarzt freien Zutritt hat, und nachdem er den König lange beläſtigt, ſagte dieſer endlich: „Nun, lieber Wiebel, ſag' ich Ihnen Adieu, wir ſehen uns aber beim Ordensfeſte wieder." — Da geh' ich nicht hin, verſetzte Wiebel barſch. —

„Warum denn nicht?“ — Ich habe ja nicht gekriegt! — „Wirklich? Sie hätten nichts gekriegt? J, da muß ich doch nachſehen! Dort liegt die Ordensliſte, geben Sie doch mal her!“ — Und nachdem der König eine Weile ſie durchlaufen, ſagte er: „Wahrhaftig, Sie haben Recht, Sie ſtehen nicht drin! Nun, da gratulir' ich Ihnen beſtens, ſo brauchen Sie wirklich nicht hinzugehen!“

Der König hört und ſagt allerlei Zoten ohne alle Rückſicht. Ein Hofmann las ihm deren aus einem Buche vor, und der König wälzte ſich auf dem Sopha vor Lachen. Da kam die Königin, und der König wollte, der Mann ſolle weiterleſen, was dieſer indeß verbat. Der König nahm das Buch ſelbſt und las mit Lachen eine kleine Geſchichte, zum Entſetzen der Königin, die den Hofmann mit Unwillen anſah und alsbald ihre völlige Ungnade merkbar werden ließ, in der er noch immer ſteht.

Sonntag, den 8. Februar 1846.

Eine frühere Erzählung muß ich, wie folgt, berichtigen. Die Nachfrage bei der Generalin von Witzleben nach der Urſchrift des Tagebuchs ihres Mannes, das der König abſchriftlich in Dorow's Papieren gefunden hatte, war erfolglos, man hat das Geſuchte nicht gefunden. Der General von Koſel war nicht mit dem Miniſter von Bodelſchwingh, ſondern mit einem von dieſem beauftragten Beamten (Geh. Rath Sulzer?) gekommen und verfuhr ſehr herb; anfangs widerſtrebte Frau von Witzleben, ſagte, man ſolle warten, bis ihr Sohn da ſei, dem die Papiere des Vaters mehr als ihr gehörten, aber man achtete ihrer nicht, nahm ihr die Schlüſſel weg, öffnete die Verſchlüſſe und durchſtöberte, ohne ſie nur zuzuziehen, alle ihre

Sachen, fand aber nichts, was mitzunehmen gewesen wäre. Die Ministerin hatte aus Schreck und Aerger einen Nervenkrampf. Ihr Sohn Job, der später kam, als schon alles vorüber war, schrieb an den König einen Brief, der in unterthänigen Ausdrücken doch auf das schärfste die begangene Gewaltsamkeit schilderte und dem Könige vorhielt, daß man unter seiner Regierung dergleichen nicht erwartet hätte. Hierauf schrieb der König an Frau von Witzleben höfliche Entschuldigungen, ohne jedoch zu sagen, daß seine Beauftragten unrecht gethan. Zum Minister von Canitz aber sagte er, den Lieutenant von Witzleben müsse man im Auge behalten, der scheine Fähigkeit und Karakter zu haben. Auf Canitz wird übrigens alle Schuld des unglimpflichen Verfahrens geschoben.

Von dem Ehrgeize und der Herrschsucht des Ministers von Canitz wird viel gesprochen; man behauptet im Ernst, er wolle Staatskanzler oder Oberminister werden; dem König sei er schon unbequem, aber auch so überlegen, daß Canitz alles durchsetze, was er bestimmt wolle! — „Canitz? Der ist ein Fuchs, damit ist alles gesagt."

Montag, den 9. Februar 1846.

In der „Frankfurter Oberpostamtszeitung" steht, ich sei zum Schriftsteller-Kongreß nach Stuttgart eingeladen und wichtige Sachen sollten dort verhandelt werden. Dummes Zeug! Ich habe schon erklärt, daß die Schriftstellerei als Gewerbe mir fremd sei, an ihr aber nur das Gewerbliche zu verhandeln sei; sogar die Preßfreiheit biete den Schriftstellern nur die gewerbliche Seite dar; sie zu fordern sei eine allgemeine Angelegenheit, ich würde sie begehren, wenn ich auch keine Zeile hätte drucken lassen.

Obschon ich grade jetzt, für uns, ihre Gewährung von großen Uebelständen begleitet glauben müßte; doch, wenn die Regierungen fortfahren, so roh und unverständig zu handeln, so bleibt mir nichts übrig, als trotz aller Uebelstände sie zu fordern, zu üben, zu erzwingen. Es ist empörend, wie dumm und nichtswürdig die Zensur gehandhabt wird, zum Beispiel jetzt in Baden, und in allen ständischen Sachen durch ganz Deutschland, vermöge des schändlichen Beschlusses der Bundesversammlung.

Nachmittags kam Bettina von Arnim; sie hat ihren Brief an den Erbgroßherzog von Weimar abgeschickt, ohne ihn zu verändern; mit Recht, denn Humboldt's Bemerkungen sind aus seinem Standpunkte, nicht aus dem Bettinens. Ihr Eifer für Hoffmann von Fallersleben hat übrigens einen besondern Stachel; die Brüder Grimm haben sich häßlich gegen ihn betragen und sind darüber auch mit ihr zerfallen; es würde ihr eine persönliche Genugthuung sein, wenn sie ihm aufhelfen könnte. Sie sagt aber ganz richtig, daß der Erbgroßherzog ihn anstelle, sei schwerlich zu erwarten, aber es sei schon gut, daß der Erbgroßherzog den Vorschlag empfange, der ihm zeige, was man verlange und vermisse.

Elende Nachrichten aus der großen Welt; um drauf zu speien! Alle Gemeinheit hat da ihren glänzenden Schauplatz. Ein lumpiger Graf hier fragt mit unverschämter Geringschätzung: „Als was war die Frau von * eigentlich hier und am Hofe?“ — Als was! Als Frau von *, wie Sie als Graf von so und so!

Humboldt, um seine Fürsprache gebeten, daß der König ein Gemählde kaufen möchte, erklärte rund heraus, der König kaufe von Kunstsachen durchaus nur das, was Herr von Olfers ihm vorschlage.

Das Leben Bolingbroke's lieſt ſich ſehr gut und iſt ein überreicher Stoff zum Denken.

„Friedrich Karl Freiherr von Moſer. Aus ſeinen Schriften ſein Geiſt an das neunzehnte Jahrhundert.“ Von Dr. Hermann vom Buſche (Stuttgart, 1846). Die Schriften dieſer Art mehren ſich und helfen die Nation mit ſich ſelber bekannter machen. Dies Buch iſt aber nicht ruhig genug, es ſprüht zu viel, anſtatt zu leuchten.

Freitag, den 13. Februar 1846.

Die badiſche Ständeverſammlung aufgelöſt; die Regierung konnte das Licht und die Bewegung nicht aushalten, ſie half ſich für den Augenblick, vielleicht auf längere Dauer, vielleicht gelingt es ihr durch Beſtechung und Gewalt andre, ihr günſtige Wahlen zu erlangen; aber der Zuſtand der Dinge, das Bewußtſein des Volkes werden dadurch im geringſten nicht geändert. Wartet nur!

Hier hat die Regierung ein niederſchlagendes Beiſpiel elender Partheilichkeit gegeben; der Schulrath Striez, der gegen Biſchof Eylert geſchrieben, iſt dafür belohnt und zum Konſiſtorialrath befördert worden; ein niederſchlagendes Beiſpiel für die Rechtſchaffenen, freilich ein aufmunterndes für die Halunken.

Bolingbroke's Leben wirft mich auf Betrachtung meines eignen Lebens zurück. Nur kurze Zeit habe ich in Staatsgeſchäften arbeiten können, ſelten meinen eignen Sinn dabei ausdrücken dürfen. Die beſten Jahre meines Lebens bracht' ich daheim in Unthätigkeit zu, daheim in der Verbannung, die man mir in Waſhington geben, ich aber nicht annehmen wollte. Mein Troſt war Rahel. Ich ſchrieb die „Biographiſchen Denkmale“, half die „Jahrbücher

für wiſſenſchaftliche Kritik" gründen und führen, las Engliſch und Spaniſch, ſtudirte Altes und Neues. Der ſpäte Wiedereintritt in Geſchäftsverbindung brachte mir kein perſönliches Genügen, einen beſtimmten Wirkungskreis konnt' ich kaum wünſchen, ich wollte nicht da helfen und dienen, wo meine Geſinnung widerſprach, Bernſtorff war ſo edel mir nur Aufträge zu geben, die ich mit gutem Willen ausführen konnte; als Ancillon kam, mußt' ich froh ſein, mit guter Art wieder in Ruhe zurückzutreten. Ich habe dieſen Lauf der Dinge, dieſes Schickſal nicht zu bereuen, ich danke Gott, daß ich nicht als elender Geſandter an verſchiedene Höfe müſſig verſchickt und in diplomatiſche Nichtigkeit verſenkt worden bin, daß ich mir ſelbſt habe leben und dienen können, aber bei erwähltem Staatsdienſte ohne Boden und Thätigkeit zu ſein, war in der Zeit oft hart und drückend. Das iſt nun alles vorbei, deſto beſſer!

Herr Bournet-Laval hört die Vorleſungen von Schelling über Mythologie, mit geringer Befriedigung. Die Ideen ruhen auf gelehrten Annahmen, die Schelling nicht ſelber ſchöpft, ſondern von Andern entlehnt, und die oft ganz haltlos ſind. Neulich hat Schelling die Vermuthung aufgeſtellt, durch die Pyramiden hätten die Aegypter die Dreieinigkeit Gottes andeuten wollen; darüber waren viele Zuhörer ſehr verwundert und fragten einander, ob denn Schelling meine, die Pyramiden hätten nur drei Seiten gehabt?

Sonnabend, den 14. Februar 1846.

— Als ich wieder zu Hauſe kam, beſuchte mich — zum erſtenmale — Herr von Bülow-Kummerow. Zuerſt war

nur von Autographen die Rede, dann aber ging er auf andre Dinge über und sprach von seinen Angelegenheiten, der achtundsiebzigjährige Mann, mit großer Ordnung, Folge und Genauigkeit. Sein Projekt einer Landesbank findet bei allen unsern Ministern, Flottwell ausgenommen, heftigen Widerspruch. Er sagt, sie verstünden alle gar nichts davon, die Unwissenheit und Dummheit sei horrend, wir seien in Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft gegen alle Länder zurück. „Der König", sagt er, „ist ein unglücklicher Mann; er heißt König, aber er ist es nicht, eine Klicke beherrscht ihn, die ihn umgiebt und in ihren Netzen gefangen hält, eine Klicke von frommthuenden, zum Theil heuchlerischen, unwissenden, selbstsüchtigen Leuten, die fest aneinander halten, und die der König schon fürchtet, denen auf die Dauer sein Willen nie widersteht. Und woher andre Minister nehmen; wenn er diese Menschen wirklich abdanken wollte, wen könnte man vorschlagen? Die Gattung ist ausgegangen, keine Pflanzschule vorhanden, wir sind bankrott an Kenntnissen und Einsicht, wir, die wir uns rühmten, alle Staaten darin zu übertreffen! Während die Regierung verdummt und zurücksteht, geht das Volk mächtig vorwärts, — aus diesem Gegensatze muß der Zustand immer heilloser werden, wir gehen der gräßlichsten Revolution entgegen!" Im Vertrauen erzählt er mir, am Montage habe der König einer Sitzung präsidirt, wo Bülow seine Entwürfe gegen die anwesenden Minister förmlich durchstreiten mußte, — Thile, Canitz, Bodelschwingh, Uhden, Rother, Flottwell und der Präsident von Rönne waren zugegen. Thile war der heftigste Gegner, aber ohne alle Sachkenntniß und daher sogleich geschlagen, wo Thatsachen zur Sprache kamen; ebenso brachte Rother nur Meinungen ohne Gründe vor; nur die Anwesenheit des Königs ver-

mochte sie in ihrer Wuth und in ihrem Hasse zu zügeln, und der König merkte wohl, daß sie in den Sachen nicht recht beschlagen waren, gab ihnen auch oft im Einzelnen Unrecht; — die ganze Sitzung endete jedoch ohne Beschlußnahme. — Diesmal sprach Bülow nicht als Faseler; aber seine Weise gefällt mir doch keineswegs, — er spricht mit Selbstgefälligkeit, und manche Aeußerungen nähren den Verdacht, daß ihm das Wohl des Staates doch hauptsächlich nur in dem der Edelleute und Reichen besteht! —

Sonntag, den 15. Februar 1846.

Brief aus Fulda von Heinrich Koenig. Wie sieht es unter dem — Kurprinzen-Mitregenten in dem armen Hessen aus! Eine Schmach, solche Wirthschaft in unsrer Zeit! Aber nur, wenn die Franzosen eine Julirevolution machen, kommt für uns etwas Abhülfe und Gerechtigkeit!

Herr von Bülow-Kummerow sagte gestern unter andern: „Preußen steht in Europa ganz isolirt, eben so unsre Regierung isolirt in Preußen, und der König in der Regierung.“

Man spricht hier sehr gegen die badische Regierung wegen der Auflösung der Kammern, auch gegen Nebenius, der eine sohsche (Berliner Wort) Rolle gespielt habe ꝛc. Man braucht aber die Augen nicht so weit zu richten, man hat nähere Jämmerlichkeit, die man erträgt!

Dienstag, den 17. Februar 1846.

Gestern Brief und Denkblatt von Herrn von Bülow-Kummerow, der sich über unsren politischen Zustand aus-

ſpricht, den Mangel an tüchtigen, fähigen Männern, die Herrſchaft der Kamarilla und die Geiſtloſigkeit unſrer Zeit beklagt; ein wirkliches Denkblatt des Tages!

Die „Staatszeitung" brachte die Nachricht, daß Poſen einige Stunden militairiſch geſperrt geweſen, während vierzig Perſonen, meiſt junge und angeſehene Edelleute, dort verhaftet worden, in denen man die Anführer der Verſchwörung zu haben glaubt. Um neun Uhr kam der Graf Cieszkowski, wollte mich zur Aſſemblee des Miniſters von Canitz abholen, und war ſehr verwundert über jene Neuigkeiten, die er durch mich erfuhr. Wir beſprachen ausführlich die polniſchen Angelegenheiten; er glaubt an keine eigentliche Verſchwörung, ſagt aber, die allgemeine Unzufriedenheit äußere ſich unverhohlen, und zwar ſehe er darin nur dieſelbe Mißſtimmung, die auch in Königsberg, in Breslau und hier herrſcht, die jedoch in dem polniſchen Volksthum dann einen neuen Boden finde, auf dem ſie haften und gedeihen könne. Er ſpricht ſehr einſichtsvoll und gemäßigt; die Polen des Großherzogthums würden ihr Volksthum früher in einem freien Staatsweſen allenfalls aufgegeben, um den Preis eines preußiſchen Parlaments ihren poſenſchen Landtag gern hingegeben haben, aber nun habe man ſie gezwungen, ſich in letzterm zu verſchanzen, und da ſie als Preußen ſo wenig hätten und haben ſollten, wenigſtens Polen ſein zu wollen. — Die Aufregungen von Seiten der in Paris als Verbannte lebenden Polen findet er unzeitig und verderblich.

In Trevor's „Leben Wilhelm's des Dritten" geleſen, in den Staatsdenkwürdigkeiten Jan de Wit's, des edlen holländiſchen Vaterlandsfreundes.

Heute bei Herrn von Bülow-Kummerow, mich zu bedanken. Die neuliche Sitzung bei dem Könige war eine

des Handelsamtes; neben Thile ſoll auch Canitz wunderliche Einwendungen vorgebracht haben, „er verſteht von der Sache gar nichts", ſagt Herr von Bülow mit lächelnder Ruhe. Heute wird der Plan im Staatsminiſterium berathen; für ihn ſind Flottwell, Boyen, der Prinz von Preußen, ungewiß noch Mühler, Savigny, Eichhorn; die beiden letztern werden in der Klemme ſein, dem Anſehn des Prinzen werden ſie nicht entgegentreten wollen, den König wiſſen ſie nicht abgeneigt, aber Thile und Canitz flößen ihnen Furcht ein, und dieſe Waſchlappen beſtimmen zuletzt die Mehrheit!

Beim Fürſten von Wittgenſtein. Eiliges, aber tief vertrauliches Geſpräch. Ueber den Wiedereintritt Hardenberg's als Staatskanzler hat das Archiv gar nichts! Ein Angelpunkt der preußiſchen Geſchichte, über den ſich keine Akten finden! Wittgenſtein meint, man habe ſich beeilt zu vertilgen, was darüber Schriftliches verhandelt worden; er will aber doch weiter nachfragen. Belehrung, daß in der Kourtoiſie „Oheim" etwas weniger iſt, als „Vetter", daß jenes den Reichsfürſten vom Kaiſer und von den Kurfürſten gegeben wurde. Ein wirklicher Oheim, dem Blute nach, heißt „Onkel".

Bettina von Arnim kommt um die Mittagszeit; erzählt prächtige Geſchichten vom Heſſen-Kaſſel'ſchen Abgeordneten zur hieſigen (nun beendeten) Synode, von Savigny's ꝛc.

Mittwoch, den 18. Februar 1846.

Heller Sonnenſchein. Luther's Sterbetag heute, in allen proteſtantiſchen Kirchen hier gefeiert. Unſre heutigen Kämpfer für Freiheit und Licht klammern ſich krampfhaft an den alten Reformator, den ja die Regierung mitverehren

muß — ich ſage muß, denn die meiſten ihrer Mitglieder, alle Pfaffen und Schranzen allzumal, wünſchen ihn heimlich zu allen Teufeln! Heutiges darf man nicht feiern, heutige Luther und Hutten werden von der Polizei ſogleich eingeſteckt; daß man ſich auf die alten Helden wirft, zeigt, wie es heute ſteht. — Grade heute leſ' ich in der Zeitung, daß der Bundestag damit umgeht, die Glaubensbewegungen zu hemmen und die ſtändiſchen Befugniſſe einzuſchränken!

Juſtinus Kerner ſchreibt mir vom 11. Februar: „Ich las Deinen Aufenthalt in Wien ſogleich. Es iſt alles ſehr wahr und treu gezeichnet, nur biſt Du gegen mich zu ſchonend und gut.“ Ich muß dieſes Zeugniß hier eintragen. Die Leute wollen die Wahrheit des Dargelegten gern anzweifeln, und fragen, wer ſie verbürge, froh, wenn ſich niemand mehr findet, es zu thun. Hier findet ſich einer und thut's.

Unſre Zeitungen liefern ein Kabinetsſchreiben des Königs an den Breslauer Magiſtrat, worin dieſem ſeine Beſchwerden in Kirchenſachen ernſtlich verwieſen werden, die Eiferer dagegen gelobt. Der halb warnende, halb belehrende Ton klingt ſehr ſchlecht, und wer dem Könige gerathen hat, ſo zu antworten, und wer ihm ferner gerathen hat, dies Schreiben zu veröffentlichen, hat ihm ſehr ſchlecht gerathen! Die Abfaſſung iſt ſchwach und ungeſchickt, dergleichen kann weder Sinnesänderung noch Furcht bewirken, nur tieferen Trotz anregen, und Achſelzucken und Schadenfreude!

Herr von Weiher bei mir. — Ich ging bald aus, auf die Bibliothek, wo Geh. Rath Pertz eine Ausſtellung Luther'ſcher Andenken eröffnet hat; der Zudrang war aber ſo groß, daß ich nicht hineinkommen konnte.

Die Berathung des Staatsminiſteriums iſt gegen den Plan des Herrn von Bülow-Kummerow ausgefallen; Thile

und Rother ſind ſeine heftigſten Gegner, dann Canitz; allgemein iſt man gegen ſeine Perſon, er ſei ein Schwindler, Vortheilſucher, und eigennützige Abſichten ſollen auch in ſeinem Plane klar vorliegen.

Der König iſt nach Wittenberg zum Lutherfeſte.

Freitag, den 20. Februar 1846.

Der Vorſteher des lithographiſchen Inſtituts war geſtorben, der General von Krauſeneck hatte mit Sorgfalt einen für dieſe Stelle befähigten Offizier ausgeſucht, und Kriegsminiſter von Boyen ſagte dem Könige beim Vortrag, er habe den erforderlichen Mann; der König erwiederte: „So? Ich hab' auch einen.“ Hierauf brach Boyen ſogleich ab und trug andre Dinge vor. Nach ein paar Tagen wird Boyen zur Tafel geladen, die Königin ſagt: „Lieber Boyen, Sie werden mir eine Bitte nicht abſchlagen!“ Sie wünſcht jene Stelle dem Mann ihrer geweſenen Kammerfrau von Fabeck ertheilt, der König tritt hinzu und ſagt: „Ach ja, das iſt auch mir recht! Nun, ſo iſt die Sache wohl abgemacht?“ Boyen verſetzt: „Wenn Ew. Majeſtät es ausdrücklich befehlen, gewiß! Ich muß aber bemerken, daß ich die Sache wohl zum Vortrag habe, ſonſt aber dabei gar nicht betheiligt bin, der General von Krauſeneck hat ſie zu beſorgen.“ Nun wird Krauſeneck eingeladen, doch dieſer kommt nicht, er iſt krank. Andern Tages läßt der König ſich nach dem Befinden erkundigen; „Ausgegangen“, bringt der Lakai zurück. Noch andern Verſuchen wird gleiche Standhaftigkeit entgegengeſetzt, und der von Krauſeneck Vorgeſchlagene hat wirklich die Stelle bekommen.

Ludwig Tieck ſoll ſich mit ſtarken Aeußerungen gegen die Richtung erklären, welche jetzt am Hof und im Staate

herrſcht; er tadelt die Miniſter und ſelbſt den König wegen der Religionsſachen. Die Geheimräthin * erzählt es mir mit einigem Entſetzen.

Sonnabend, den 21. Februar 1846.

Die Bankfrage ſchwebt noch immer. Der Prinz von Preußen iſt noch immer für den Bülow-Kummerow'ſchen Plan, ſo auch Prinz Karl, Graf von Königsmarck und Andre, die der Herr von Bülow an den ungeheuern Gewinnen der erſten Gründung will theilnehmen laſſen. Der Miniſter Rother klagt über die Unentſchloſſenheit des Königs, derſelbe habe ſeit einem Jahre eine Denkſchrift von ihm über die Erweiterung der Königlichen Bank und Seehandlung, und antworte nicht; nun ſeien die Umſtände ſchon ganz anders und jene Vorſchläge müßten durch andre erſetzt werden!

Gerüchte aus Polen; Warſchau in Aufſtand, Poſen in Flammen, Kaiſer Nikolaus todt; — Börſenliſt und Börſentrug!

Montag, den 23. Februar 1846.

Beſuch vom Grafen von *, beſondres Anliegen, Erzählung von vielen Einzelheiten der polniſchen Sachen, man will den Plan des Ausbruchs der Verſchwörung, die Liſten der Theilnehmer, eine Kriegskaſſe von zehntauſend Friedrichsd'or, Waffen- und Pulvervorräthe gefunden haben. Aber am Hofe glaubt man auch noch jetzt an die verrätheriſchen Anſchläge Schlöffel's!! — Wollen ſehen!

Die Provinz Poſen iſt mit Truppen überſchwemmt, und die furchtbaren kriegeriſchen Anſtalten ſind um ſo

ſonderbarer, als nirgends eine Volksbewegung war, nirgends eine Schlägerei, ein Auflauf, eine drohende Schaar. Man glaubt, die Kopfloſigkeit und Angſt der Regierung zeige ſich in dieſem übertriebenen Aufwand von Militairkräften. Es heißt ſogar ſchon, die Provinz ſolle aufgelöſt werden, ein Theil zu Schleſien, ein andrer Theil zu Weſtpreußen geſchlagen werden; das hieße vollends die ganze Monarchie in ihren bisher feſten Einrichtungen erſchüttern und alle Verſprechungen und Rechte mit Füßen treten, ohne allen genügenden Anlaß, aber um ſo gewiſſer aus übertriebener Furcht und aus dem Gefühl der innerſten Unſicherheit.

Unterſchied zwiſchen den franzöſiſchen Zuſtänden von 1789 und unſern jetzigen: In Frankreich ungeheurer Druck auf dem Volke, barbariſch Veraltetes in allem Staatsweſen, Aufſchwung und Thatkraft aller Volksklaſſen; in Preußen das Volksleben im Allgemeinen gedeihlich, Druck und Mißbräuche noch wohl zu ertragen, dagegen die Staatsmaſchine ſelbſt wird immer unbrauchbarer, das Regieren will nicht mehr gehn, ſtößt immerfort auf ſelbſtbereitete Hinderniſſe. Noch ſtehen unſre Finanzen gut, werden dieſe einmal ſchlecht, fehlt einmal das Geld, dann iſt's aus.

Mittwoch, den 25. Februar 1846.

Spaniſche Ränke, Narvaez dankt ab; unklares Zeug. Das ſchändliche Weib Chriſtine und der ſchändliche Louis Philippe ſind Spaniens Unheil!

In Goethe's Elegieen geleſen, mit dem friſchen Eindruck des erſten Leſens, ich war lebhaft in das Jahr 1802 verſetzt, wo ich das Buch zuerſt bei Kieſewetter kennen lernte und mit ſtaunendem Entzücken las. Das Klaſſiſche darin

freute mich ſchon damals unſäglich, das Erotiſche war mir jenem völlig untergeordnet.

Donnerstag, den 26. Februar 1846.

Der König hat die Aufführung von Laube's „Gellert und Gottſched", nachdem Prinz Heinrich in den General von Seydlitz verwandelt worden, nun erlaubt.

Der Miniſter Eichhorn hatte vor zwei Jahren von freien Stücken an Karl von Raumer in Erlangen geſchrieben, ob er nicht wieder eine Anſtellung in Preußen annehmen möchte, man würde ihm die beſten Bedingungen zugeſtehen. Raumer machte nach einem harten Kampfe dem Miniſter bekannt, er nehme den Antrag an, und ſtellte die mäßigſten Bedingungen. Seitdem kein Sterbenswort. Die Anregung war durch den König geſchehen, Eichhorn folgte blindlings, nachdem aber der König die Sache zu vergeſſen ſchien, vergaß auch Eichhorn ſie, ungeachtet er ſich doch ſchon verbindlich gemacht hatte.

Unruhen in Krakau. Das ganze ſchleſiſche Armeekorps wird in marſchfertigen Stand geſetzt. Viele Uebertreibung iſt jedenfalls in den Maßregeln.

Freitag, den 27. Februar 1846.

Auf dem Schloſſe Fräulein von Kalb beſucht; man kommt gleich mit ihr auf Inneres, Geiſtiges, wir ſprachen von ihrer Mutter; ich ſagte, nicht was der Menſch leiſtet, wie Goethe ſagt, ſei die Hauptſache, ſondern was er denkt und fühlt, das ſei die Blüthe, der Lichtſtrahl ſeines Daſeins, der Duft und Glanz dieſer Blüthe iſt das Beſte,

was wir von einem Leben haben können, von dem eignen, von dem fremden.

Hinter dem letzten Hofball zieht ein gräuelhafter Schweif von Zwietracht, Läſterung, Hohn, Anklagen, Gemeinheit; beſonders wird die Gräfin von * ſcharf beſchuldigt, eine eiferſüchtige Nebenbuhlerſchaft gezeigt zu haben; ſie wollte mit ihrer Quadrille nicht das Feſt verſchönern, ſondern nur die andern Aufzüge erdrücken, zu Schanden machen, und war ſo dumm, es ſogar zu ſagen! Die Andern zeigen ihr aber jetzt, daß es ihnen auch nicht an Gemeinheit fehlt! Erbärmliches Ringen! Beide Partheien verdienen die Streiche, die ſie empfangen.

Die Oeſterreicher ſind in Krakau eingerückt, aber hinausgeſchlagen worden. Die Preußen rücken in Schleſien an die Gränze. Tolle Wirthſchaft, viel Unglück!

„Histoire des Cabinets de l'Europe, 1800—1815", von Armand Lefèbre (Paris 1845). Bis jetzt drei Bände. Manches Dankenswerthe; die Anſicht entſchieden franzöſiſch, ungerechteſte Vorausſetzung, daß Frankreich immer Recht habe.

Sonnabend, den 28. Februar 1846.

Der König hat nun auch die Eingabe des Breslauer Magiſtrats hinſichtlich der Religionsbeſchwerden durch die „Staatszeitung" veröffentlichen und ſeine Antwort vom 1. Februar bei dieſer Gelegenheit abermals abdrucken laſſen. Trauriger Irrthum, eine gute Wirkung von dieſem Bekanntmachen zu hoffen! Der Eindruck iſt allgemein zu Gunſten des Breslauer Magiſtrats, und beſonders wirkt das Königliche Schreiben nachtheilig für den König ſelbſt, man findet den Inhalt und die Faſſung überaus ſchwach,

und denkt übel von dem Kopfe, der ſolcherlei erzeugen konnte.

Man verſichert, der König finde täglich weniger Gefallen an den Staatsgeſchäften, leſe wenig mehr ſelbſt, überlaſſe das Meiſte den Miniſtern oder Kabinetsräthen, größere wichtige Sachen laſſe er ſich von der Königin vorleſen, oft nur ſtückweiſe, mit Unterbrechungen, meiſt ohne einen Entſcheid auszuſprechen. Die Königin will keinen Einfluß auf die eigentlichen Staatsgeſchäfte ausüben, jedoch übt ſie gern Einfluß auf perſönliche Sachen, und mittelbar dadurch doch ebenfalls auf die Staatsgeſchäfte, beſonders unter den obigen Umſtänden.

Den Generalauditeur Friccius geſprochen; er hat ſeinen Prozeß über ſeine Kriegsgeſchichten von 1813 gewonnen. — Den Grafen von Hertzberg geſprochen.

Mit der Fürſtin von Carolath, die ich im Juwelierladen traf, die Linden hinabgegangen und ſie nach Hauſe gebracht. Sie erzählt mir Familienſachen, nebenher auch vom Dienstagsball, der trotz aller Mißreden und Verſtimmungen wiederholt werden ſoll!

Sonntag, den 1. März 1846.

Abſchiedsbeſuch Laube's, langes Geſpräch über unſre Volksſtellung, unſre Zukunft, unſre Hoffnungen. Ich läugne, daß der Einheitsſinn große Fortſchritte gemacht, es ſei meiſt nur künſtliches Erzeugniß auf der litterariſchen Oberfläche; ich läugne, daß hierin ein ſonderlicher Gewinn zu finden, und überhaupt, daß dieſe Richtung bei uns urſprünglich, ſie ſei vielmehr jetzt großentheils den Franzoſen nachgeahmt. Ob wir je zu was rechtem Staatlichen kommen werden? Zweifelhaft, die Griechen kamen nicht dazu.

Auch ist das nicht einziges Heil. Wie viele Engländer, bewußt ihrer Vorzüge und stolz auf sie, geben sie doch in Wirklichkeit auf, leben freiwillig in fremder Dienstbarkeit, unter fremden Gesetzen, sogar in Rußland, als Techniker, Handels- und Gewerbleute, Sprachlehrer ꝛc. Halten wir indeß fest, was wir haben, und trachten wir ernst und besonnen nach Weiterem! Sind wir uns nur selbst getreu, frei von Einbildung und Dünkel, so wird uns genug zufallen!

Polnische Neuigkeiten. Man macht zu viel aus den Sachen. Selbst die Vorfälle in Krakau sind nur als zufällige zu betrachten. Freilich liegt der Zündstoff überall, aber das wird durch die großen Truppenbewegungen nicht geändert; im Gegentheil reizen diese den Unbedacht zu augenblicklichen Aufwallungen. Die Polen werden sich freuen, daß bloße Anschläge und Gerüchte ganze Armeekorps auf die Beine gebracht, die Unruhe und Furcht der Regierungen bloßgelegt haben.

Dienstag, den 3. März 1846.

In Galizien werden die Unruhen ernstlich. — Die Staatspapiere fallen beträchtlich, besonders die österreichischen.

Donnerstag, den 5. März 1846.

Mit Herrn von Gemmingen zugleich vor meiner Hausthüre, er ging mit mir herauf und saß lange, sehr bekümmert, daß die badischen Wahlen so liberal ausfallen und die Großherzogliche Regierung die Auflösung der Stände schon bereuen müsse. — Nach dem Essen der Fürst von

Carolath bei mir, brachte mir ein Autograph und Nachrichten von den polniſchen Unruhen. Krakau iſt noch nicht wieder von den Oeſterreichern beſetzt. Man hält für möglich, daß die Polen ſich lange halten, denn aller Orten fehlt es an Truppen und Vorräthen, und die Truppen hält man nicht alle für ſicher. Wenigſtens die Schwäche der großen Staaten iſt durch dieſe Unruhen an den Tag gelegt.

Die Nachrichten aus Polen immer ärger, verworrener. Hier glauben ſchon viele, und angeſehene Perſonen, es könnte der Aufſtand gelingen.

Freitag, den 6. März 1846.

Graf von Königsmarck ſagt mir, daß die Ruſſen, 2000 Mann ſtark, mit klingendem Spiel ruhig in Krakau eingezogen ſind, die Häupter des Aufſtandes ſind geflüchtet.

Zum Fürſten von Wittgenſtein gegangen; er iſt mit ſeinen Nachſuchungen und Ueberlegungen noch nicht im Reinen, ſagt aber, es ſei ihm gar nicht gleichgültig, daß ſeine Sachen nach der Wahrheit bekannt würden, im Gegentheil, es ſei eine Nothwehr, er ſei gar zu hart verletzt und gekränkt worden, angefeindet und verunglimpft, ich wiſſe gar nicht wie ſehr!

Merkwürdig iſt es, daß ſo viele Theilnahme für die Polen ſich ausſpricht, beſonders von Seiten der Frauen.

Sonnabend, den 7. März 1846.

Zu Bettinen von Arnim gefahren, die in großer Aufregung iſt wegen der unglücklichen Polen, ſie möchte für ſie wirken, möchte den König für ſie ſtimmen helfen,

verzweifelt aber, daß etwas Gutes, Edles durchdringen könne durch die ſtarren Umgebungen und hergebrachten Meinungen.

Beſuch der Konſiſtorialräthin Ilgen, die ſich der Thränen nicht erwehrt über die armen Polen. „Ich bin eine alte Frau", ruft ſie aus, „aber ich fühle mir das Herz zerriſſen von dieſem Unglück."

Herrn Job von Witzleben geſprochen, der geſtern von ſeinen Gütern im Poſen'ſchen zurückgekehrt iſt. Er ſagt, der Polenaufſtand ſei nur beſchwichtigt, nicht unterdrückt, zu Oſtern könne man auf neue Bewegungen gefaßt ſein, die Geiſtlichkeit rege das Volk unabläſſig an.

Man erzählt, Metternich habe auf die erſte preußiſche Anzeige von Polenumtrieben ungläubig erklärt, das ſei wohl bloßer Wahn! Man iſt hier ſtolz darauf, beſſer unterrichtet geweſen zu ſein, als er. Man thut ſich auch etwas darauf zu gute, daß in Krakau der preußiſche Adler nicht wie der ruſſiſche und öſterreichiſche zerſchlagen worden. Man ſieht aber ſcheel, daß die Ruſſen ſtill genaht und eingerückt ſind. Der Ehrgeiz wirft ſich auf Kleinliches!

Der König warf ſich vor kurzem eines Abends nach reichlichem Mahle müd' und ſchlaftrunken heftig in ſein Bette. Daſſelbe brach in der Mitte ein; laut ſchimpfend befahl er, Leute zu holen, die dem Schaden abhelfen ſollten. Als dieſe kamen, war er aber in der Vertiefung eingeſchlafen, und man wagte nicht ihn zu wecken. Die Leute warteten die halbe Nacht. Als der König dann erwachte, wunderte er ſich über ſeine Lage, ſchimpfte und tobte aber bald auf's neue. Einer der draußen ſtehenden Arbeiter ſagte vergnügt: „Der kann's ja noch beſſer als unſereiner!"

Im Tacitus geleſen, in Hegel.

„Nero Vejentonis libros exuri jussit, conquisitos lectitatosque, donec cum periculo parabantur, mox licentia habendi oblivionem attulit.“ Tacitus, Annales XIV, 50.

Mittwoch, den 11. März 1846.

Große Erſchrockenheit hier und in Wien, noch jetzt, deßgleichen in Warſchau. In den obern Kreiſen hier fürchtet man entſetzlich das Geſpenſt Kommunismus. — In den Maßregeln wegen Polen herrſcht Unſchlüſſigkeit, Widerſpruch, Zaudern. Man freut ſich, daß der preußiſche Adler in Krakau nicht zerſchlagen worden, man lacht heimlich über die Unfälle der Oeſterreicher, man ärgert ſich über das dreiſte Vorgehen der Ruſſen, man ſchämt ſich, daß die Preußen ſo ſpät in Krakau eingerückt. Der Gedanke der Möglichkeit eines Königreichs Preußen und Polen greift ſehr um ſich; das erſte Wort dieſer Art ſprach 1831 der General von Williſen; der Miniſter von Canitz iſt auch einigermaßen dahin geneigt; die Polen hegen den Gedanken eifrig, die Ruſſen ſind ergrimmt darüber. Eiferſucht der Kabinete ꝛc.

Der Fürſt von Wittgenſtein iſt in dieſer Zeit wieder oft beim Könige, was ſehr auffällt. Man ſagt, der König ziehe ihn wegen der Bankfragen zu Rathe. Beim neuen Schimmer einiger Gunſt iſt auch ſeine Luſt an memoirenhafter Darſtellung gleich geſchwächt.

Am Hofe hält man das Kammergericht, nachdem man es für alle Hochverrathsfälle zum alleinigen Gerichtshofe beſtellt und zu dieſem Behuf möglichſt eingerichtet, d. h. mit Leuten beſetzt hat, auf die man ſich verlaſſen will, eben darum für feig, demokratiſch, unſicher! Man behauptet,

Schlöffel ſei wider allen Fug freigeſprochen worden; ſo würden auch die Polen jetzt gut wegkommen, etwa mit Verluſt der preußiſchen Nationalkokarde! Dieſer Berliner Witz gefällt in den höheren Kreiſen. Der Präſident von Kleiſt, der in des Königs Gunſt und zugleich das Haupt des Kammergerichts iſt, nimmt den Witz ſehr übel, und iſt nur zu ſehr geneigt, den Gegenbeweis durch Bluturtheile zu führen.

Donnerstag, den 12. März 1846.

Bei *, wo General von Rühle, der auch bei mir war, aber mich nicht fand; er geneſt langſam und wenig ſicher! Erzählt von ſeiner Sendung 1831 nach München, Stuttgart ꝛc. Die wichtigſten, geheimſten Sachen wagte er nicht zu ſchreiben; als er hieherkam, fragte weder der König, noch Bernſtorff, noch Witzleben nach dieſen Ergebniſſen und Belegen, er hat ſie nie zur Sprache bringen können, und hat noch alle darüber ſprechenden Papiere!

Jemand äußerte beim Könige, der Prinz Waldemar, der in Oſtindien mit den Engländern gefochten, habe dadurch eigentlich wider die Kriegsvorſchriften gefehlt. Der König verſetzte: „Ich hätte es auch gethan, wenn ich dafür auch zwei Monate ſitzen ſollte.“

Der koſtumirte Ball ſoll nun nicht wiederholt werden. Die Königin will es nicht, weil die Prinzeſſin Wilhelm ſo viel ſchlechter iſt. Ueberdies ſind auch die Zwiſtigkeiten noch nicht überwunden; Frau von P. iſt mit der Gräfin von P. geſpannt, die Gräfin R. mit der Gräfin von A. ꝛc. ꝛc.

Man findet unſre Behörden rathlos und ungeſchickt. Die Truppen in Poſen verwendet man auf die unſinnigſte, anſtrengendſte Weiſe, niemand verſteht ſeine Sache, nichts

iſt eingerichtet, nichts beſtimmt. Ein ſtarker Feind würde leichtes Spiel haben! Nirgends bricht ein leitender Grundſatz durch, alles ſchwebt und ſchwankt, wer etwas Richtiges thut, thut es auf eigne Gefahr und ärntet wahrſcheinlich Tadel.

Der Landrath von Röder im Poſen'ſchen (Konſiſtorialrath genannt) hat auf einem polniſchen Schloſſe nach Waffen geſucht. Der Beſitzer war nicht da, die Frau — eine Gräfin — iſt zu allem behülflich, aber man findet nichts. Endlich ruft ſie aus: „Ach ja, ich erinnere mich, dort in jenem Gebäude liegen Waffen!" Röder freut ſich des Fundes und nimmt eifrig in Beſchlag — die vorräthigen Landwehrwaffen, die offenkundig dort verwahrt werden!

Freitag, den 13. März 1846.

Mit Geh. Rath Schulze lange gegangen. — Den Grafen von Königsmarck geſprochen, den General von Both, den ruſſiſchen Staatsrath Fonton, der in Abweſenheit Meyendorff's jetzt die Geſchäfte der Geſandtſchaft hier führt; über die Polenſache, ich erkläre ihm gradezu, das Nationalgefühl der Polen ſei ehrenwerth, ihre Anhänglichkeit an das Vaterland edel, ihr Muth bewundernswürdig, auch werde man mit Strenge nichts gegen ſie ausrichten, es ſei die höchſte Zeit, ſie mit Milde und Großmuth zu behandeln; er hört mir mit Ruhe zu und ſagt mit Staunen: „Le croyez vous? Vous pensez cela?" Darauf wünſch' ich noch, daß die geflüchteten Häupter wenigſtens entkommen möchten!

Sonnabend, den 14. März 1846.

Erwägung der Geſchichtsverhältniſſe. Die Machthaber ſind eiferſüchtig auf die Geſchichtſchreibung und möchten ſie beherrſchen, allein hier lernen ſie ihre Ohnmacht erkennen. Die Verſuche, die Geſchichte zu fälſchen, werden von dieſer am unerbittlichſten hervorgehoben. Eher leidet die Wahrheit einige Gewalt unter den Händen des Genius, der ſie auffaßt und darſtellt, und mittelſt der Darſtellung ihr etwas von ſeinem Geiſt einhaucht. Allein dieſe Zuthat ſchadet dem Weſen der Sache nicht, im Gegentheil! Die Darſtellung hat ihre eignen Rechte. Sie behandelt ihren Stoff, wie die Muſik den Text der Worte, zu denen ſie geſetzt wird. Die Wahrheit verdichtet und erhebt ſich unter der Künſtlerhand, ſie wird aufgeweicht und zerfließt unfaßbar unter den Händen der gemeinen Sorglichkeit. Die karakterloſen Darſtellungen ſind immer die ungetreueſten, unkünſtleriſch aber iſt auch karakterlos.

Betſtunden ſind für die vornehme Welt jetzt, was ehmals die parties fines waren; Heirathen werden dort geſtiftet, Beförderungen gemacht, Geſchäfte eingeleitet, ſogar Verabredungen zu Schauſpiel und Konzert getroffen! Man erzählt Beiſpiele. Werther ſagte von Lotten: „Tanzen muß man ſie ſehen!“ Ein junger Herr, der in der Betſtunde eine Braut gefunden, rief entzückt aus: „Beten muß man ſie ſehen!“

In Hegel geleſen.

Dienstag, den 17. März 1846.

Ausgegangen, unter den Linden mit dem Grafen von B., der mir ſeine politiſche Furcht und Bekümmerniß ausſpricht; es iſt doch ſchon weit gekommen, wenn dieſe Art Leute ſich unruhig und nicht mehr wohl in ihrer Haut befinden!

In den polnischen Sachen zeigen die Mächte gegeneinander Eifersucht und Gehässigkeit. Alles geht in's Kleinliche, es ist eine erbärmliche Wirthschaft mit diesen Regierungen! Der alte Metternich hat ein elendes, schlecht abgefaßtes Umlaufschreiben an die österreichischen Gesandtschaften ergehen lassen, voll der ungewaschensten Redensarten; er denkt, es sei mit Schimpfen gethan! — Auch von Canitz erzählt man Aeußerungen, die eine große Jämmerlichkeit in unserm Kabinet verrathen. — Man verliert allen Antheil für den Staat, alle Liebe, man kommt darauf hin, ihn als eine Einrichtung zu betrachten, die man gelegentlich für persönliche Zwecke benutzt, und mit der man sich abfindet; die Häupter selbst scheinen keine andre Ansicht von ihm zu haben.

Freitag, den 20. März 1846.

Gleich beim Frühstück ein Brief von Hormayr, der die neuesten Ereignisse begierig in seine Richtung verwendet, zur Feindschaft gegen die österreichische Regierung, diesmal mit nur zu gutem Fuge! Militair und Zivil haben sich gleicherweise in ganzer Blöße gezeigt. In Wien scheint die Erbitterung gegen die Russen auf hohen Grad gestiegen, man beschuldigt sie treuloser Streiche und unerträglichen Uebermuthes, gegen den doch die österreichische Schwäche nicht aufkommen kann. Die Russen dagegen werfen den Oesterreichern ihre Beschützung des katholischen Wesens vor, und klagen sie in diesem Betreff einer verrätherischen Sympathie mit dem Aufruhr an. Daß die katholischen Geistlichen überall die Treiber und Hetzer waren, macht dem Fürsten von Metternich viel Ungemach.

Sonntag, den 22. März 1846.

Heute Besuch von Weiher; dann vom Grafen von Kleist; dieser war gestern Abend bei Schelling und sagt, derselbe sei zwar allem Konstitutionswesen gründlich entgegen, meine aber gleichwohl, der König würde schon Recht haben, Reichsstände zu berufen, die er nur dann scharf im Zügel halten müsse; Schelling ist unruhig wegen unsrer Zustände, soviel sieht er doch, daß sie nicht gut sind, und er fühlt den Boden unsicher, auf dem er steht. Ein abgetakelter Mann, das ist gewiß!

Abends bei *. P. und der Präsident von Kleist erzählten merkwürdige Dinge. Präsident von Gerlach in Magdeburg hat sein Votum im Staatsrath gegen Kodifikation sehr unschicklich veröffentlicht, wodurch Savigny beleidigt, der König aufgebracht worden; Gerlach wird einen harten Verweis bekommen. Derselbe Gerlach hat in Magdeburg einen Streit mit sechzig Offizieren, die aus einem Klub ausgeschieden sind, weil ihr Einspruch die Aufnahme Gerlach's nicht verhindern gekonnt; sie wollten diesen aber nicht haben, weil er sich erdreistet zu behaupten, es dürften billig nur Edelleute Offiziere sein, weil Bürgerliche doch nie ein rechtes Gefühl von Ehre haben könnten! — Streit Hasenpflug's mit dem Prediger von Sydow in Potsdam, wegen Erhörlichkeit des Gebets! Hasenpflug darin ein gottvergeßner Halunke! — Die Faktion, die uns beherrscht, ruht nirgends!

Es heißt, die leitenden Minister Thile und Canitz hätten es nun durchgesetzt, daß die alten Institute der Königlichen Bank und Seehandlung erweitert würden. Ob dieser anscheinende Sieg des Ministers Rother ein dauernder für ihn sein wird, oder schon jetzt für ihn keiner ist,

das ſchwebt noch in Zweifel. Möglich, daß man ſeine Sache, aber nicht ihn mehr will. — Herr von Bülow-Kummerow iſt geſtern auf's Land abgereiſt.

Montag, den 23. März 1846.

Beim Leſen in Goethe ergab ſich mir, Redlichkeit ſei die Grundlage des Genies. Rahel hat Aehnliches in andrer Weiſe geſagt, daß nämlich jeder Menſch durch Wahrheit ſeiner ſelbſt original ſein könne. Und im Grunde ſagt Chriſtus daſſelbe, indem er verheißt, dem nach dem Reiche Gottes Trachtenden werde alles Uebrige zufallen. Goethe's Redlichkeit und reiner guter Willen ſind anbetungswerth für den, der ſie ganz einzuſehen fähig iſt.

Zu einer andern Betrachtung wurde ich geführt, indem ich an unſern Miniſter von Canitz lebhaft dachte. Die Eitelkeit, wenn von Gaben unterſtützt, kann lange Zeit als Tüchtigkeit auftreten und in der That das Tüchtigſte leiſten; kommt ſie aber dahin, dies nicht mehr nöthig zu glauben, und will ſie es ſich wohlſein laſſen, dann fällt ſie auch ſogleich in Schwäche und Unfähigkeit.

Die augsburger „Allgemeine Zeitung" hatte einen heftigen Wiener Artikel gegen unſre „Staatszeitung" geliefert, unſtreitig von Zedlitz auf Metternich's Anſtiften geſchrieben, ich höre in einzelnen Wendungen des Fürſten Stimme deutlich hervorklingen; heute antwortet die „Staatszeitung" in einem ſpitzen, gedrehten Artikel, der aber ſo thut, als wäre der Gegner die augsburger Zeitung, und nur nebenher der Einſender in Wien; die Antwort iſt eine ſchlechte Ironie, die nichts wirkt, ein Fechtſtreich, der nicht trifft. Dem altersſchwachen Metternich antwortet eitle Selbſtgefälligkeit. Aber es iſt merkwürdig, wie wenig

Einigkeit in den Kabineten iſt, wie der Hader überall bereit liegt!

Der König iſt leidenſchaftlich und zu den heftigſten Zornausbrüchen geneigt, in welchen er Schimpf- und Fluchworte reichlich zu Gebote zu haben pflegt. Wie man von Heinrich dem Vierten ſein „Ventre saint gris“ und von der Eliſabeth von England „Gottes Tod“ angemerkt hat, ſo paßt man auch den Worten des Königs auf, aber man findet kein einzeln vorherrſchendes, ſondern eine wechſelnde Vielheit, ſo daß die Höflinge ein ganzes Dictionnairchen davon angefertigt haben!

Dienstag, den 24. März 1846.

Mit Rühle die Schlacht von Wagram kritiſch durchſprochen, die Angriffe der Reiterei, die Wirkung der reitenden Artillerie ꝛc. Er behauptet, am erſten Tage hätte wirklich ein Rückhalt von vierzigtauſend Mann gegen den Erzherzog Johann gerichtet geſtanden, am zweiten freilich nicht mehr, und als die Vortruppen des Erzherzogs in der Ferne ſich gezeigt, ſei bei Raſchdorf Schrecken und Flucht unter die Franzoſen gekommen; ich gebe zu, daß jener Rückhalt am erſten Tage noch da geſtanden, wo der Erzherzog ſie hätte treffen müſſen, aber er würde ſie unvermuthet angefallen haben, ſie ſtanden nicht gegen ihn gerichtet und an ihn wurde nicht gedacht.

Der König iſt munter und fröhlich; man darf glauben, daß er alles für gut beſtellt annimmt und ſich keine Sorge macht. Dem Ableben der Prinzeſſin Wilhelm ſieht man nun mit Gewißheit entgegen; doch iſt ſie noch regen Geiſtes, läßt ſich vorleſen und täuſcht ſich und die Andern über ihren Zuſtand.

Die katholiſchen Knabenſeminare in Weſtphalen und am Rhein erregen großes Bedenken und ſtarken Widerſpruch; allein es geht damit vorwärts. — In Berlin iſt ein katholiſcher Roſenkranzverein zu Stande gekommen! Ob man es noch zu Prozeſſionen bringen wird?

Schöne Anekdote! Der Miniſter von Kamptz geht im Thiergarten ſpaziren und trifft Hengſtenberg, beide gehen nun zuſammen. Da fragt Kamptz — deſſen gute Seite iſt, kein Frömmler zu ſein — den Gefährten, ob er denn wirklich an den Teufel glaube? Eifrig verſichert Hengſtenberg, ja wohl, nichts ſei gewiſſer als der Teufel, er ſei überall, auch hier zur Stelle, er gehe mit ihnen ſpaziren. Kamptz hielt darauf an, ſagte ängſtlich, er müſſe geſtehen, dieſe Geſellſchaft gefalle ihm nicht, da wolle er ſich doch lieber nach Hauſe begeben! Und ſo empfahl er ſich, während Hengſtenberg und der Teufel den Spazirgang fortſetzten.

Mittwoch, den 25. März 1846.

Unſre heutige Zeitung kündigt an, daß hier ein katholiſcher Roſenkranzverein ſich gebildet hat, in Kohorten von je fünfzehn Mitgliedern, die von Stunde zu Stunde im Roſenkranzbeten abwechſeln! Der Probſt Brinkmann tritt mit ſolchen Sächelchen hervor. Solcher Jammer in Berlin! Wer hätte das gedacht! Nun, wir ſtehen würdig da! Wehe, wenn der Tag der Prüfung erſcheint!

Im Badiſchen ſind große Wahlumtriebe; der elende Hennenhofer nimmt ſtarken Antheil daran und ſucht im ultramontanen Sinne zu wirken! Die Karlsruher Wirthſchaft ſteckt ſeit dreißig Jahren, daß ich ſie kenne, in der niedrigſten Gemeinheit, die Wurzeln ſtecken dort tief im Boden und treiben immer neue Schößlinge.

Den üblen Zuſtand Galiziens will man hauptſächlich dem kommandirenden Erzherzog Ferdinand zuſchreiben, der ganz in den Feſſeln einer Fürſtin * gefangen ſei, die ihm einbilde, was ſie wolle, und auch alles von ihm erfahren habe. Daß eine Polin ſich als Judith an Holofernes wage, läßt ſich wohl glauben. — Kaiſer Ferdinand belobt öffentlich den Erzherzog, die Truppen, die Behörden!! — Das kann er ſich zu Gefallen thun!

Donnerstag, den 26. März 1846.

Sendung von Herrn Grote: „History of Greece", Band 1 und 2.

Der Brüſſeler Arnim, der als Geſandter nach Paris geht, aber noch hier iſt, hat eine Somnambüle im Hauſe, die er um alles befragt, die ihm auch in ſeinen Geſchäften guten Rath ertheilt und vorausgeſagt hat, daß ſeine Arbeiten in Handelsſachen den Beifall des Königs haben würden; er fragt ſie, wo der König ſei, was er mache, ob er lächle, was er zu der und der Sache meine ꝛc. An abgeſchnittenen Haarlocken, die man ihr in die Hand giebt, erkennt ſie, ob die Perſonen leben oder geſtorben ſind, ob ſie gut und fromm oder gottlos ſind; auf die Tugend und Reinheit der Somnambüle wird ſehr gepocht, das Haus verehrt ſie wie eine Gottbegabte. Soweit wäre die Alfanzerei noch läſſig, obſchon für einen Geſandten in Paris unſchicklich genug. Aber es iſt noch ein andrer Bezug dabei, Bunſen weiß von der Somnambüle, der König weiß von ihr, und es wird daran gearbeitet, ſie mit dem König in Rapport zu ſetzen! Welcher Abgrund eröffnet ſich hier, welche Möglichkeiten von Bethörungen, Ränken, Gaukeleien! Auch das Dichterlein G., das fromme, hoftreue, hofbeſol-

dete, iſt in's Vertrauen gezogen und glaubt und hilft den Glauben in der Stille ausbreiten.

Dienstag, den 31. März 1846.

Die „Allgemeine Zeitung" bringt in einem Briefe aus Paris den Ausſpruch von Rahel, daß man Deutſchland in Paris wiederfinde, aber nicht Paris in Deutſchland. Es iſt mir immer eine eigenthümliche Gemüthsbewegung, wenn ich Rahel's Namen unvermuthet antreffe. Ich trage wie einen Harniſch gegen öffentliche Berührung, und Lob wie Tadel macht mir nichts, wenn ich es nicht ſelber auch ſagen muß, aber jener geliebte Namen dringt durch den Harniſch als elektriſcher Schlag!

Es iſt doch eigen, daß zwei von den gleich anfangs ernannten Mitgliedern der Friedensklaſſe des Ordens pour le mérite dieſe Ehre anfangs ausgeſchlagen haben, Arago, und wie ich jetzt ſehe, auch Manzoni, jener aus republikaniſcher, dieſer aus katholiſcher Bedenklichkeit. Von Arago hat Humboldt es zwar geläugnet, aber erſt nachdem er ihn zur Annahme durch freundſchaftliche Vorſtellungen bewogen hatte, und an Manzoni ſchrieb er, annehmen könne er den Orden immer, er brauche ihn ja nie zu tragen! Eine beſondre Erſcheinung, daß man die Leute bitten muß, eine Auszeichnung anzunehmen!

Der Roſenkranzverein wird nun geläugnet, für eine Lüge erklärt; das thut in der „Voſſiſchen Zeitung" heute ein hieſiger Pfaff Namens Majunke, doch in ſonderbarer, nicht gerader Weiſe, daß man nicht weiß, was eigentlich er für Lüge erklärt, er nennt nichts. Aber man ſagt, die Sache ſei vollkommen wahr, nur werde man ſie jetzt, um Aergerniß zu meiden, ſchleunigſt eingeſtellt haben. Wenn

gelogen worden, so haben die Katholiken gelogen, die prahlend davon erzählt und sich der Theilnahme gerühmt haben!

Man sagt, es bilde sich ein neuer Städteverein, zur gegenseitigen Ermuthigung und Stärkung in der Abwehr gegen die kirchlichen und polizeilichen Regierungseingriffe; Königsberg, Breslau, Berlin und Magdeburg stünden in besondrem Verkehr mit einander, und neuerdings erstrecke sich dieser auch über Dresden und Leipzig.

In Wellesley gelesen, im Lukretius, in Goethe.

Donnerstag, den 2. April 1846.

Der General von Berg aus St. Petersburg und der Staatsminister Graf von Fiquelmont aus Wien sind hier wegen der Polensache, und man bemerkt, daß seitdem die Maßregeln strenger werden. Die Oesterreicher thun sehr aufgebracht und klagen bitter, daß man die Nachrichten aus Galizien hier so begierig in die Zeitungen aufgenommen hat; es soll dort nur wenig Unordnung gewesen sein und nichts durch die Beamten verschuldet, obwohl auch jetzt noch alle Zeugnisse bestätigen, daß die Preissetzung von zehn Gulden auf jeden eingebrachten Edelmann wirklich Statt gefunden und den Bauernkrieg entzündet hat, der noch immer fortwüthet!

Gestern Vormittag besuchten mich zu gleicher Zeit der General von Pfuel und der Graf von Kleist und blieben über eine Stunde. Die Tagesangelegenheiten wurden besprochen, besonders die Verfassungsfrage. Kleist konnte seinen Ingrimm gegen alles Ständewesen nicht verhehlen, erging sich aber mit Wohlgefallen in Verkündigung der größten Umkehr, der schrecklichsten Zerrüttungen, denen wir

durch ſchlaffe und gedankenloſe Regierung entgegengeführt würden; er traf am Tage vorher bei Schelling den Miniſter Eichhorn, dem er manches Scharfe geſagt haben will; Eichhorn und mit ihm Schelling war ſehr der Meinung, daß man den Mißvergnügten und Ungehorſamen mit Kartätſchenſchüſſen entgegnen müſſe; die Elenden bedenken nicht, daß Kartätſchenſchüſſe auch gegen ſie gerichtet werden können, und daß die Kugeln oft die geſuchten Feinde am wenigſten treffen!

Die „Staatszeitung" ſcharmützelt wieder etwas gegen den „Oeſterreichiſchen Beobachter".

Sonnabend, den 4. April 1846.

„Epigonen" (Leipzig, Otto Wigand, 1846). Ein ſcharfes Buch, doch eine Schilderung des Königs iſt noch mäßig und mild genug; deſto ſchärfer geht es über Eichhorn her.

In Grote geleſen, in Montholon, im Tragiker Seneca.

Mit der Prinzeſſin Wilhelm ſoll es wirklich beſſer gehen. Die Prinzeſſin von Preußen rühmt den Muth, mit dem die Tante Wilhelm alles leide, nie klage, ſie ſei eine rechte Heldin.

Der König ſoll unerwartet viel arbeiten; man meint, er habe vor, die Welt durch irgend etwas Bedeutendes zu überraſchen, er habe das Bedürfniß, von ſich reden zu machen, und das ſei eine Quelle, aus der immer neue Thätigkeit in ihn ſtröme.

Sonntag, den 5. April 1846.

Mit der Prinzeſſin Wilhelm geht es entſchieden ſchlecht. Die Beſſerung iſt nur Wahn. Die Kräfte ſchwinden.

Der Entwurf zu Reichsständen liegt jetzt dem Staatsministerium zur Berathung vor. Er kann von dieser Behörde verworfen werden, da der Prinz von Preußen Mitglied ist und viele Stimmen auf seiner Seite hat. Müffling, Rochow ꝛc. sind als Mitglieder der ständischen Kommission ebenfalls dabei.

Canitz vermag keinen Witz hinunterzuschlucken. Der nordamerikanische Gesandte Wheaton ging ihn neulich mit der Frage vertraulich an, ob wohl der König, wenn er darum ersucht würde, das Schiedsrichteramt in der Oregonfrage annähme? Canitz erwiederte spöttisch, warum sie sich nicht lieber an den Pabst wendeten? Wheaton ist sehr aufgebracht über diese Abfertigung.

Montag, den 6. April 1846.

Die „Zenobia" von Klein ist zum zweitenmale nicht gegeben worden, wegen zufälliger Hindernisse, jetzt kann sie auf lange Zeit nicht gegeben werden, weil die besten Schauspieler mit Urlaub wegreisen; so wird das Stück, ehe man noch weiß, ob es auf dem Theater leben bleibt, im Beginn erdrosselt. Das Stück ist voll scharfer Beziehungen auf unsre Zeit und von entschiedenem Freisinn; daß alle starken Stellen so lebhaft beklatscht wurden, erbitterte den König mehr als die Stellen selbst, und die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, die auch die Vorstellung mit ansah, bekannte mit Niedergeschlagenheit, es habe sie mit Trauer und Sorge erfüllt, daß der Beifall fast einstimmig schien, eine Gegenmeinung sich gar nicht hören ließ!

Siege der Engländer in Ostindien. Prinz Waldemar und seine Gefährten leben und sind wohlauf, sie haben

an dem Kampfe ferner Theil genommen und werden belobt.

Bemerkungen über das Chriſtenthum. Keine andre Religion hat ſolche Entartungen aufzuweiſen, ſolch entſchiedne Abweichung von den Lehren des Stifters. Juden und Mohammedaner gehorchen ihren Geſetzlehrern, Chriſten nicht; wenn jene nicht gehorchen, ſo verläugnen ſie überhaupt das Gebiet ihrer Religion, aus Abtrünnigkeit oder Schwachheit; aber die Chriſten thun das Gegentheil der Gebote, indem ſie recht eigentlich fromm zu ſein vorgeben, — ſie ſchwören Eide, mit Anrufung Gottes und Chriſti, ſie beten prunkvoll in Gemeinſchaft ꝛc. Denn was kann entſchiedner ſein als die Weiſung: „Ihr ſollt ganz und gar nicht ſchwören", und als die: „Wenn du beten willſt, ſo gehe in dein Kämmerlein" ꝛc.!

„Der König hat ſeine Regierung mit einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen angefangen, recht wie ein Ritter." — Wie ſo? — „Er hat das Bisthum von Jeruſalem geſtiftet." — Iſt das ein Kreuzzug? — „Dem Sinne nach gewiß, nur freilich nach Verhältniß der Zeiten und Perſonen." — Ich verſtehe! Nach dem Maße wie das neue Kirchlein im Thiergarten ein Straßburger Münſter, oder unſre „Voſſiſche Zeitung" ein „Morning-Chronicle" iſt! Wollen wir nicht auch den Zug nach Krakau dem Siebenjährigen Krieg in ſolcher Art vergleichen?

Dienstag, den 7. April 1846.

Artikel heute in der „Allgemeinen Zeitung" aus Wien gegen unſre „Staatszeitung", abermals Zedlitz in Metternich's Auftrag gegen Canitz!

Allgemein iſt jetzt die Luſt am Sammeln, Aufſpüren,

Bewahren; nie hat man ſo die Sprachdenkmale der Völker bearbeitet, die Alterthümer überhaupt, die Einzelheiten der Vorzeit, die Eigenthümlichkeiten jedes Orts und jeder Landſchaft. Das iſt mir grade ein Zeichen, daß in dem nächſten Zeitalter viel untergehen und verſchwinden wird, daß es hohe Zeit iſt, einige Proben des Frühergeweſenen zu erhalten, denn bald wird dieſes gänzlich fehlen. Die Brüder Grimm ſind ſolche Retter. Ein ungeheurer Stoff von Gelehrſamkeit drängt ſich eilig in ſie zuſammen, um mit ihnen überzuſchiffen. Eben ſo iſt es mit der Geſchichte und den Alterthümern der Kirchen, die reſumiren ſich ſchnell, um dann auf weit hinaus vergeſſen zu werden. Das nächſte Jahrhundert wird in der Menſchheit eine ganz andre Richtung zeigen, ihm wird tauſenderlei fremd ſein, was uns heute ernſtlich beſchäftigt, wir ſelbſt werden ihm wie Menſchen eines dunklen Mittelalters erſcheinen und durch eine tiefe Kluft von ihm geſchieden ſein. Unſre Litteratur ſelbſt wird nur in ſcharfer Zuſammendrängung fortleben, und unſrer beſten Schriftſteller Werke werden ſich dezimirt ſehen; mehr vielleicht als die griechiſche und römiſche Litteratur iſt die unſre gefährdet, und es iſt die Frage, ob ungeachtet der mächtigen Hülfe der Druckerei unſre Bücher nach zweitauſend Jahren noch ſo reichlich da ſein werden, als es jetzt die griechiſchen und römiſchen Schriften ſind! Das iſt keine hypochondriſche Betrachtung, im Gegentheil! Welch friſches neues Leben und Schaffen wird dabei vorausgeſetzt! Und in der That, das Leben iſt noch lange nicht lebendig genug.

Das Staatsminiſterium hat beträchtliche Einwürfe gegen des Königs vorgelegte Reichsſtändeverfaſſung erhoben. Beſonders möchte man zwei Kammern, da der König entſchieden nur Eine will. Der Prinz von Preußen iſt es,

der einige der Miniſter zum Widerſpruche befeuert, die aber auch nur ſervil ſind; ſie ſind Alle ſervil, nur die einen für den König, die andern für den Prinzen. Selbſtſtändigkeit und Freiheit fehlen, ſogar Sachkenntniß, und durchaus fehlt ein hoher Standpunkt.

Vom geweſenen Fürſtbiſchofe von Breslau, jetzigen Wirklichen Geheimen Rathe Grafen Sedlnicki, erzählt man folgende Anekdote. Eine Dame, die er Abends in Geſellſchaft begrüßte, ſagte ihm, ſie habe ihn ſchon Vormittags geſehen. „Wo denn?“ — In der Kirche, als Sie pontifizirten. — „So, da! Alſo en masque!“ — Dieſer Witz aber wurde nach Rom berichtet und legte dort den Grund zu dem Mißtrauen und der Schärfe, die ihn ſpäter zum Austritte nöthigten.

Mittwoch, den 8. April 1846.

Bei Kranzler die „Hamburgiſche Zeitung“ geleſen, in welcher der Buchhändler Otto Wigand in Leipzig heftig und frei die Anſchuldigungen zurückweiſt, unter denen die öſterreichiſche Regierung ſeinen geſammten Verlag verboten hat; er bietet tauſend Dukaten, wenn ihm eine der Anklagen erwieſen werden ſollte, er will ſich in Wien der gerichtlichen Unterſuchung ſtellen, und redet durchaus die Sprache der Rechtſchaffenheit und Biederkeit. Die öſterreichiſche Regierung ſcheint einen dummen Mißgriff gemacht zu haben, und wird ſich ſchämen, ihn zu bekennen! Das iſt wahr, die Regierungen erſcheinen täglich unfähiger! Sie wiſſen nicht, welchen Schaden ſie ſich thun, aber er ſummt ſich auf und ſie entgehen den Folgen nicht. Unſer dummer Streich in Betreff Itzſtein's und Hecker's treibt ſeine Wucherung eifrig fort, obſchon davon wenig mehr

die Rede iſt. Oeſterreich hat ohnehin jetzt viel zu tragen, die Aufführung ſeiner Truppen und ſeiner Beamten enthüllt ſich bei genaueren Nachrichten immer elender, trotz aller ſeiner Verneinungen, an die niemand glaubt. Auch der Schimmer Metternich's erliſcht nun völlig, es iſt vorbei mit ihm und jederman weiß es.

Beim Fürſten von Wittgenſtein angeſprochen, ich fand ihn munter und völlig wohlauf, bei guter Laune und Rüſtigkeit. Wittgenſtein erzählte mir unter andern einen Zug von Friedrich Wilhelm dem Zweiten, vom Jahre 1796 aus Pyrmont, wobei ich nicht umhin konnte, mein Erſtaunen zu äußern, daß der König ſo genaue Kenntniß von gewiſſen gemeinen Mißgeſchicken gehabt, wie etwa ein Barbier oder Bader ſie täglich kennen lernen kann, da rief Wittgenſtein wiederholt mit ſcharfem Lachen: „Der König?! Friedrich Wilhelm der Zweite?! Dieſer König?! Ach Herr Je, Herr Je! O was hat der nicht alles gewußt und erfahren in ſeinen Schmutzereien! O Je, o Je!“ — Die etwa dreißig italiäniſchen Anſichten, die in Wittgenſtein's Zimmern hängen, von Volpato in Waſſerfarben gezeichnet, ſind ihm von der Gräfin von Lichtenau vermacht worden, die ſie auf ihrer Reiſe in Italien für fünfzehnhundert Dukaten gekauft hatte; andre damals von ihr erſtandene Kunſtwerke hat ſie dem vorigen Könige vermacht.

Gründonnerstag, den 9. April 1846.

Von ſchwerer Luft, unruhigen Träumen und wehmüthigen Erinnerungen gedrückt, konnt' ich es zuletzt nicht mehr aushalten und mußte in Thränen ausbrechen! Mit ſchmerzlicher Liebe gedacht' ich der ſchönen Jugendzeit, wie ich mit den Freunden gelebt und emporgerungen, und

beſonders auf Neumann und Chamiſſo richteten ſich meine Empfindungen. Noch bin ich auf demſelben Schauplatz übrig, aber die Freunde ſind nicht mehr zu finden, und wären ſie noch da, ſo riefen wir alle drei vereint nicht Eine Stunde jener Vergangenheit mehr in's Leben. Dieſes unaufhaltſame Fließen, dieſes Kommen und Gehen hat etwas Schauerliches. Welcher Sterbliche ſollte nicht am Ende dieſes Schauſpiels müde werden und ſich dabei tröſten, daß auch er gehen wird! — Ich nahm voll Eifer Chamiſſo's gedruckte Briefe und las darin mit großer Erregung, manches mir ſonſt darin Unangenehme war mir diesmal kaum zum Anſtoß, das Liebe und Gute aber doppelt lieb und gut. Auch meiner unverwüſtlichen Liebe zu Schleiermacher wurde ich wieder recht inne, ungeachtet er mir ſo vieles Leid zugefügt.

Der König verſäumt keine Vorſtellung der Tänzerin Cerrito, er iſt ganz von ihrer Kunſt hingeriſſen, ſpendet ihr den eifrigſten Beifall. Des vorigen Königs Liebhaberei am Tanz erfuhr ſtrengen Tadel des Kronprinzen, war ihm ein ſtetes Aergerniß. Neulich war der Großherzog Georg von Strelitz beim Könige in der Loge, und man will bemerkt haben, daß nach einem Beifallsſturme für die Tänzerin beide Fürſten ſich erhoben, einander die Hände drückten und ſich umarmten im Uebermaß der einſtimmigen Bewunderung.

Vorige Woche war im Staatsminiſterium bei Gelegenheit der Reichsſtändeſache ein heftiger Auftritt zwiſchen dem Prinzen von Preußen und dem Miniſter von Bodelſchwingh; jener warf dieſem vor, er ſei ſervil, weil er ſeine Ueberzeugung den Umſtänden unterordne, er müſſe dem Könige die Wahrheit ſagen und immer wieder ſagen ꝛc. Bodelſchwingh hatte etwas ungeſchickt geäußert, er ſei im Grunde

nur für Reichsstände, weil der König sie wolle. Der Prinz verließ aufgebracht die Versammlung und diese ging auseinander.

Montag, den 13. April 1846.

Bettina von Arnim kommt und theilt mir einen Brief aus Paris von Madame C. mit, der sie beschwört, alle Gunst, die sie beim Könige haben mag, für den Polen Mieroslawski anzuwenden, um wenigstens zu erwirken, daß er nicht an die Russen ausgeliefert wird, denn das wäre sein unfehlbarer, schmachvoller Tod! Der Brief ist sehr edel und herzbewegend. Bettina fragt mich um Rath, sie will an den König schreiben und ihm den Brief senden.

Der König hat seine Reichsständesachen dem Staatsministerium übergeben, um dem Prinzen von Preußen zu beweisen, daß alle Minister dafür seien; er ist nun sehr überrascht und aufgebracht, daß acht dagegen und nur sechs dafür waren. Er hat geäußert, er werde vor der Hand noch etwas warten, dann aber doch thun, was er beschlossen habe.

Der Minister Graf zu Stolberg will seinen Abschied nehmen.

Mittwoch, den 15. April 1846.

Die Prinzessin Wilhelm gestern Abend um halb elf Uhr gestorben. Letzte Stunden der Prinzessin, große Standhaftigkeit, Bewußtsein bis zuletzt, einen Geistlichen wollte sie nicht, „sie sei zu schwach", meinte sie.

Donnerstag, den 16. April 1846.

Bettina von Arnim brachte mir ihren Brief an den König; vortrefflich abgefaßt, kurz, eindringlich; ſie hat den Brief der Madame C. beigefügt; wird es fruchten? Beinah unmöglich! Ich mußte ihren Brief, den ſie bei mir zuſiegelte, mit ein paar Worten an Humboldt ſenden, der bloß erfahren ſollte, es ſei eine Fürbitte für einen Unglücklichen, die er in günſtiger Stunde übergeben möchte.

Ich ſagte zu Bettinen, der König nehme alles wie ein Poet auf, mit Emotion, und überlaſſe ſich den Eindrücken, ſelber nicht gewiß, was aus ihnen hervorgehen werde; ſo nehme er den Tod der Tante Wilhelm, ſo den Polenaufſtand, die Tänzerin Cerrito, eine alte Tapete, eine Magiſtratseingabe ꝛc. Bettine ſagte, das alles ſei eine ébauche zu einem genialen Fürſten, aber freilich nur eine ébauche ꝛc. Sie hatte mir erzählt, was der König leidenſchaftlich ausgerufen über den Tod der Prinzeſſin ꝛc.

Daß die Prinzeſſin Wilhelm keinen Geiſtlichen gewollt — Snethlage ſtand im Vorzimmer wartend —, erregt großes Staunen und wird viel beſprochen, gefällt aber den meiſten Leuten.

Freitag, den 17. April 1846.

Schlechte Nacht. Ich hoffte Vormittags den Schlaf nachzuholen und lag auf dem Sopha, da ließ ſich ein Regierungsaſſeſſor von Perbandt melden, den ich erſt nicht annehmen wollte, dann aber doch verdrießlich annahm. Er brachte mir einen Gruß vom Miniſter von Bodelſchwingh, der auf Befehl des Königs mir die Anfrage ſtellte, ob ich einen Koffer mit Schriften von der Generalin von Witzleben in Verwahrung habe? dem Könige

ſei geſagt worden, das ſei der Fall. Ich gab ſogleich mein Ehrenwort, daß ich von der Frau Generalin weder Koffer, noch Packet, noch Mappe, noch Brieftaſche, ja nicht ein ein einziges Blatt habe, noch je bekommen habe, welche Ausſage Herr von Perbandt ſogleich zu Protokoll nahm, das ich unterzeichnete. Er verſicherte, gegen mich beſtehe nicht das geringſte Mißtrauen, mein Ehrenwort ſei mehr, als man verlange, der Miniſter habe ihm nur den Auftrag gegeben, mich einfach zu befragen, aber gegen die Generalin hege man allerdings Mißtrauen. Als ich fragte, warum man, anſtatt an mich, nicht gleich an ſie gehe, da ſie lebe, hier ſei, hier unter mir wohne? wurde mir geantwortet, bei ihr ſeien in demſelben Augenblick zu dieſem Zwecke der General von Koſel und der Geheime Kabinetsrath Illaire. Ich beſprach den Fall etwas näher, daß mir wirklich Papiere anvertraut wären, ob ich die ausliefern, und alſo, indem ich dem Königlichen Befehl gehorchte, nach der andern Seite einen Verrath begehen müßte? Was Staatsſchriften wären, was Privatpapiere? Ja, ob ich nicht auf amtliche mir zugegangene Erlaſſe ein Recht hätte, falls ſolche zu meiner Vertheidigung gehörten? Alles freundſchaftlich und in beſtem Vernehmen. Kaum war Herr von Perbandt fort, ſo ging ich, wie ich dies ihm noch zum Ueberfluſſe mitgetheilt hatte, zur Generalin von Witzleben und erzählte ihr den Vorfall. Sie war in größter Empörung und erzählte, was bei ihr geſchehen war, vom Anbeginn. Sie hatte allerdings Dorow'n viele Papiere mitgetheilt und ihn bei deren Benutzung nicht überwacht, er hatte ein Zimmer bei ihr ganze Tage inne, nahm aber auch einiges mit nach Hauſe, manches beſaß er auch ſchon durch das Vertrauen des Generals, der überhaupt gut auf ihn zu ſprechen war und ſeine Dienſte rühmte. Später

will ſie alles verbrannt haben. Dies glaubt man nun nicht. Sie läugnete übrigens, daß ihr Sohn Job an den König geſchrieben habe, ſie wenigſtens wiſſe nichts davon; darin ſagte ſie mir eine Unwahrheit, warum, weiß ich nicht. — Hierauf ging ich zum Grafen von Königsmarck: „Sie müſſen doch wiſſen, was in Ihrem Hauſe vorgeht!“ Die Gräfin war auch zugegen. Durchſuchung bei der Generalin, Anfrage bei mir, erzählt und erörtert. Der Eifer des Königs iſt ſehr begreiflich, wir kennen das dessous des cartes ſehr wohl, es ſind die eignen Briefe an Witzleben, die der König in ſeiner Gewalt haben will. Die rohe und gehäſſige Art der Ausführung warf der König von ſich ab und ſagte zu Job, als er ihn nach der erſten Nachforſchung zu ſehen bekam, gleichſam entſchuldigend: „Die Eſels haben mich mißverſtanden.“ (Dieſe Bezeichnung mag ſich aneignen, wem ſie gebührt!) Aber nun wird die Sache dennoch zum zweitenmal wiederholt? Und ärger, — denn die Anfrage bei mir iſt eine wahre Beſchimpfung für die Generalin! Da wird ja doch beſtätigt, daß auch die erſte Art kein Mißverſtand war! — Königsmarck hat den Brief Job's an den König geleſen —, vielleicht geſchrieben —, dieſe Sache iſt wahr. Er ſagt mir, er wiſſe, ſein Haus werde beobachtet, ſchon ſeinetwegen; die „aufgehobene“ geheime Polizei ſei dazu beauftragt. Ohne Zweifel iſt einer der Bedienten im Hauſe der beſoldete Späher. Ueber den Zuſtand der Dinge, dieſe Unſicherheit, dieſe Unreinheit der Luft Abends bei Olfer's. Ich erzähle Frau von Olfers und dem Präſidenten von Kleiſt — abſichtlich dieſem — die Vorgänge von heute; die Sache erregt große Verwunderung. Kleiſt ſagt, er würde in ſolchem Fall bekennen, daß er etwas zu bewahren habe, aber die Auslieferung weigern und es auf Gewalt ankommen laſſen.

Sonnabend, den 18. April 1846.

Begräbniß der Prinzessin Wilhelm im Dom, beide Theater deßhalb, auch das Königstädter, auf Befehl geschlossen. Die Zeremonie ist umständlich und feierlich.

Ich ging zum Mahler Magnus, besah sein Bild von Jenny Lind, das Bild, welches Professor Krüger von ihr gemahlt ꝛc. Ich traf Krüger dort.

Als ich nach Hause ging, sah ich Humboldt aus meiner Wohnung kommen, er kehrte mit mir zurück und blieb über eine Stunde, wollte Abends wiederkommen, mir etwas vorzulesen, von sechs bis sieben Uhr. Er sprach von Meyerbeer, bei dem er essen sollte, und meinte, derselbe werde unfehlbar seine gänzliche Entlassung nehmen, seine Stellung sei ganz unleidlich hier. Die Königin macht sich nichts aus ihm, wie auch früher nichts aus Felix Mendelssohn; als dieser seine Entlassung begehrte und der König sie zu geben zauderte, sagte sie zuredend: „Laß ihn doch gehn!“ Humboldt hörte es.

Der Graf von K. besuchte mich; er klagte über die schlechte, ekelhafte Leichenrede des Hofpredigers Strauß, der die Ankunft der Prinzessin im Himmel wie eine Art Hofempfang bei Christus geschildert habe! — Scherze über die amtliche Todesanzeige in der Zeitung; „rühmlichst abwesend“ heißt es vom Prinzen Waldemar, — was heißt das? fragt die heutige „Vossische“; ich antworte, es sei baierisch und aus den Walhalla-Genossen.

Nach sechs Uhr kam Humboldt und las mir den neuen Abschnitt des „Kosmos“ über die dichterisch-gemüthliche Auffassung der Natur nach Verschiedenheit der Zeiten und Völker; ein glänzender Gang durch die Weltgeschichte, ein Prachtstück! Er las unausgesetzt bis halb zehn Uhr, mit guter Ausdauer.

Der Justizminister Mühler hat im Staatsministerium, besonders gegen den Finanzminister Flottwell heftig anstreitend, gesagt, der König dürfe solche Veränderungen wie Reichsstände nur mit Zustimmung aller Agnaten machen. Aber alle Beispiele und die Vernunft selbst sprechen dagegen. Die neue Gesetzgebung seit 1811, die neue Organisation des Staates seit 1815, das Staatsschulden-Statut, die Provinzialstände, alles ohne jede Zuziehung von Agnaten.

Die Kommission von Canitz, Berg und Fiquelmont wird hier das Galgen-Kommité genannt. Der Ausdruck soll von der Prinzessin von * kommen.

Kabinetsordre wegen Erweiterung der Bank und Ausgabe von zehn Millionen Thaler Banknoten.

Narvaez auf und nieder, endlich ganz ab, nach Frankreich verwiesen! — Die Königin Christine ist ein Scheusal!

Montag, den 20. April 1846.

L. brachte die Nachricht, daß auf den König der Franzosen wieder geschossen worden, im Park von Fontainebleau. Ich konnte den Kummer darüber nicht theilen, für Louis Philippe habe ich keine Zärtlichkeit.

Die Hofdame der Königin, Gräfin von *, soll ein genaues Tagebuch über alles führen, was am Hofe vorgeht, was der König sagt und thut. Wie kann man das hindern! Hat doch Ludwig der Vierzehnte seinen Marquis Dangeau gehabt und seinen Duc de Saint-Simon, Friedrich der Große seinen Pöllnitz und de Catt!

Der verstorbene Kriegsminister von Witzleben war, wie Wittgenstein sagt, ungeheuer eitel, wollte ein großer Staatsmann sein und hatte gar kein Zeug dazu; durch Schmeichelei, je plumper je besser, konnte man alles mit ihm machen. Otterstedt hat das gut zu benutzen verstanden.

Mittwoch, den 22. April 1846.

Verfaſſer der amtlichen Anzeige des Todes der Prinzeſſin Wilhelm iſt der Geheime Rath und Archivdirektor Georg von Raumer.

Allerlei Merkwürdigkeiten vom Hofe. Der König ſoll bei der Nachricht von dem Schuß auf Louis Philippe ſehr gleichgültig geweſen ſein, keine ernſte Betrachtung angeſtellt haben, ſein eignes Erlebniß ſchien ganz vergeſſen; Andre meinen, er habe eine geheime Genugthuung, daß er nun nicht mehr der letztgeſchoſſene König iſt und dieſe Geſchichten wieder in Frankreich ſpielen ꝛc. — Man ſagt, es ſei wunderbar, wie die ſprechendſten Ereigniſſe beim Könige meiſt ſo gar keinen Eindruck machen, während dann wieder irgend etwas Vorgeleſenes ihn zu Thränen rührt. Poet!

Freitag, den 24. April 1846.

Geſtern Beſuch von Bettina von Arnim, ſpäter von Humboldt, der ſich zum folgenden Vormittag anſagt, um mir einen weitern Abſchnitt des „Kosmos“ vorzuleſen.

Humboldt kam heute gegen elf Uhr und las bis nach ein Uhr; eine herrliche Schilderung! Sein Geiſt iſt in voller Kraft!

Der Brüſſeler (jetzt eigentlich Pariſer) Arnim hat bei der Tafel der Prinzeſſin von Preußen ſich ſehr auffallend betragen, ihr taktloſe, ja unziemliche Antworten gegeben; er will in Paris ſich ganz proteſtantiſch zeigen, die Proteſtanten an ſich ziehen, ein Journal für ſie ſtiften (dazu will er den Herrn Jules Lechevalier gebrauchen), in Summa mehr Miſſionair als Geſandter ſein, wie Bunſen es in England iſt. Das wird eine ſchöne Politik werden! Alle unſre Verhältniſſe dort wird er ſpannen und zerrütten. Humboldt iſt ganz unglücklich darüber.

Die Reichsſtändeſache ſteht noch immer in Berathung, der König will ſie durchſetzen, die Miniſter ſollen ihren eignen Tod ausſprechen, denn beſtehen bei den Reichsſtänden kann kaum einer von den jetzigen Miniſtern; doch meint Canitz, er werde bleiben und die Sachen beherrſchen; wollen ſehen!

Sonntag, den 26. April 1846.

Hübſche Geſchichte in den „Hippologiſchen Blättern"! Ein preußiſcher Offizier giebt einem Sandwagenkerl einen Thaler, um ein ihm dummgewordenes Pferd, das nur noch zum Todtſtechen taugt, zur Scharfrichterei zu führen; der Kerl verkauft es für fünf Thaler an einen Karrenführer, den das Pferd dauert und der es mit Erfolg einſpannt, nach einiger Zeit ſieht es ein Roßhändler, dem es auffällt und der es für zwölf Thaler kauft, gehörig aufputzt und einübt, und es nach kurzer Zeit wieder an jenen Offizier, der es nicht erkennt, für fünfundzwanzig Friedrichsd'or verkauft! Das Pferd war im Stall zu gut gefüttert und fett geworden, im Karren wieder geſund. Der durch dieſe Geſchichte ſehr lächerlich gewordene Offizier iſt, wie die ganze Stadt weiß, der jetzige General von Radowitz!

„La mare au diable", von Frau von Dudevant. „Nélida", von der Gräfin d'Agoult. — Stadtrath Simon in Breslau über ſeinen Austritt aus dem Dienſt; ſehr brav und ſtark! Doktor Jacoby über ſeinen Prozeß, unbeugſam tapfer! Noch ſind dieſe Hefte nicht verboten, werden es aber gewiß, nur alsdann zu ſpät! — Was hilft der Regierung die Zenſur? Sie ſchadet nur den Andern und erbittert ſie gegen die Quälereien!

Dienstag, den 28. April 1846.

Wenn man verſchiedene Kreiſe beſucht, nimmt man bald wahr, wie jeder ſeine beſondern Neuigkeiten und ſeine beſondere Unkunde hat. Im kleinern Maße dieſelbe Bemerkung, die der Kardinal von Retz macht, nichts habe ihn ſo erſtaunen gemacht, als zu ſehen, wie wenig man am Hofe wiſſe, was in der Stadt vorgeht, und in der Stadt, was am Hofe. Wenn auch zufällig einmal dieſelbe Kunde gleicherweiſe eindringt, ſo wird ſie doch ganz anders aufgefaßt.

Der junge H. war wieder bei mir, ein ſonderbarer Kauz, ein rechter Urvogel, wenn ein junger Mann ſo heißen kann! Ein rechtes Berliner Kind; luſtig, ſtreberig, über ſich ſelbſt mit Laune betrachtungsvoll, und mit ernſten Anſprüchen, die er munter ironiſirt, indem er ſie vorträgt. Er erinnert mich durch Geſicht und Art ungemein an Bernhardi. Er hält ſich für einen gebornen Dichter und will ſeinen Beruf in den komiſcheſten Ausdrücken nachweiſen. „Es ſchießt mir, es ſchießt mir nur ſo, ich muß, ich mag wollen oder nicht!“ ſagt er mit furchtbaren Blicken. Ich ſoll ihm rathen bei ſeinen Arbeiten, er will ſie mir bringen. Einſtweilen hat er ſich verlobt.

Freitag, den 1. Mai 1846.

Hübſche Anekdote aus früherer Zeit! Bei der Gräfin Pauline Neale war Abends kleine Geſellſchaft, und Ancillon machte ſeinem Groll wider Humboldt Luft; da war es, wo er von ihm ſagte, er ſei eine „enzyklopädiſche Katze“. Der Ausdruck wurde belacht, und jeder hatte was gegen Humboldt vorzubringen; der Graf Wilhelm von R. wollte

auch ſein Theil dazu geben und Ancillon ſchmeicheln: „Und hören Sie, was Humboldt neulich für eine Dummheit, für eine erbärmliche Schmeichelei hat ausgehen laſſen! Er hat vom Kaiſer von Rußland geſagt, das ſei der angenehmſte Monarch, le meilleur écouteur qui existe!“ Ancillon wurde roth wie ein Puter und ſchwieg; er ſelbſt, nicht Humboldt, hatte dies vor wenig Tagen zur Gräfin von Neale geſagt und N. ſich in den Namen geirrt.

Sonntag, den 3. Mai 1846.

Der König hat bei der Mittagstafel dieſer Tage laut über den in Halle geſtorbenen Paſtor N. geſchimpft, derſelbe ſei ein Trunkenbold geweſen und am Säuferſchnupfen geſtorben! — Wer kann gegen ſolcherlei aufkommen! Auch Luther wurde beſchuldigt, in viehiſchen Lüſten zu leben; „le cochon de Luther“, ſagte Kosloffsky!

Dienstag, den 5. Mai 1846.

Ich ſollte geſtern bei Meyerbeer eſſen, ging aber erſt nach Tiſche hin. Fand Humboldt, Böckh, Toelken, Dieffenbach, Olfers, Joſeph Mendelsſohn, Martens, Graf Wielhorski, Marquis Lucheſini, Humann, Chelard und Raoul-Rochette; mit letztern beiden viel geſprochen. Humann ſchenkt mir ein Blatt von Sieyes; — Humboldt erzählt mir ausführlich die neuſten Tollheiten Spontini's, der immer noch mit Veröffentlichung der Briefe droht, die ihm der König als Kronprinz geſchrieben, dabei um Geld und Ehren bei ihm ſchmeichelt, Meyerbeer'n verläſtert, und doch dieſem freundlich ſchreibt um Beitragſammlung zu einer

Stiftung ꝛc. Noch immer will er das Opernhaus wieder weihen durch ſeine Gegenwart, es ſei nur abgebrannt zur Strafe für die ihm zugefügte Beleidigung ꝛc. Ein toller Italiäner!

Synodentreiberei, Handels- und Induſtrietreiberei! Alles in ſchlechten Händen!

Man ſagt, es ſei gar wohl möglich, daß der König einmal eine Reiſe nach Jeruſalem mache, ſeine Phantaſie ſei ſehr dorthin gewandt; nicht als Kreuzfahrer, dazu ſei er nicht kriegeriſch genug, nicht als Wallfahrer, das erfordere eine andere Frömmigkeit, aber als poetiſch Reiſender.

Erſt ſeit kurzem findet die Einrichtung Statt, daß die beim Könige dienſtthuenden Adjutanten ein Tagebuch führen über alles beim Könige dienſtlich Vorgefallene.

Der Miniſter von Canitz iſt ſehr abgemattet und leidet an ſeinem noch übrigen Einen Auge. Weil er dem König in dem Verfaſſungswerke beiſtimmt, iſt er dem Prinzen von Preußen zuwider. Völlig gehaßt aber iſt er von der Prinzeſſin, die ſogar ſeinen Anblick meidet. Sie wünſcht ihren „lieben Bülow“ zurück und ſieht Canitz als deſſen Feind an. — Wie ſeltſam dieſe Sachen alle ſtehen! — Warum ſind alle dieſe Perſonen nicht gut freund untereinander?

Donnerstag, den 7. Mai 1846.

Geſtern ein trauriger Feiertag, Bußtag, von unendlichem Regen durchſtrömt! Ich rettete mich in tüchtiges Arbeiten, das gut von Statten ging. Einen Brief aus Halberſtadt von Wilhelmine Körte beantwortete ich ohne Säumen. Das Andenken Friedrich Auguſt Wolf's iſt mir eines der

theuerſten und rührendſten, und es iſt mir wie ein Ehrenruf, daß ich jetzt für ſeine Tochter, für ſeinen litterariſchen Nachlaß wirken ſoll. Wenn ich an Wolf denke, fühle ich mich wie in geſunder Luft, auf ſicherm fruchtbaren Boden, in edelſter Beſchäftigung. Er iſt mir in beſonderm Sinn vertrauter noch als Goethe, mir iſt er wie ein Vater, Lehrer und Freund zugleich.

In der Zeitung ſtand heute des Finanzminiſters Flottwell Antwort an die Fabrikanten in Krefeld ꝛc. Er verweiſt ihnen ihre Petition, mit deren Gegenſtand die Regierung, wie ſie wüßten, ſich ſchon lange beſchäftige —! —, bemerkt dabei, ihre Petition enthalte nur das ſchon in allen Zeitungen Abgeſprochene —! —, und reibt ihnen unter die Naſe, ſie würden für ihr Gewerbe beſſer ſorgen, wenn ſie auf deſſen innere Verbeſſerung dächten, anſtatt Kollektiv-Petitionen zu veranſtalten —!! —, und dies letztere ſagt er zu Leuten, die ihr Gewerbe auf die höchſte Höhe gebracht hat! Die Beeilung, die Antwort in der Zeitung abdrucken zu laſſen, iſt auch auffallend. Flottwell iſt ſonſt ein verſtändiger Mann, wie kommt er dazu, ſolche Dummheit und Ungebühr auszuüben? Grobheit, die zugleich dumm iſt, wirkt am ſchlimmſten; man wird dreifach wiederbekommen, was man ausgeſäet! Die Rheinländer werden es dem Miniſter gedenken! — Man ſagt aber, der Miniſter ſei unſchuldig, er habe nur genau den in allen Punkten ihm vorgeſchriebenen Weg befolgt, der König habe alles ausdrücklich ſo befohlen. „Deſto ſchlimmer! Warum ſagt nicht einmal ſo ein Miniſter, das thu' ich nicht, weil es nicht recht oder richtig iſt, und legt lieber ſein Amt nieder?" — Ja, unſre Miniſter, die warten, bis man ſie fortjagt! Sie nehmen alle Fußtritte geduldig hin, und ſo theilen ſie ſolche auch ohne Widerſtreben aus!

Unſre Reichsſtände ſollen nun im Juli verkündigt werden. Nur Eine Kammer; berathende Stimme; Zuſtimmung zu neuen Auflagen, Anleihen; Petitionsrecht; im Kriegszuſtand bedeuten ſie gar nichts. — Angenehme Ausſichten!

Sonnabend, den 9. Mai 1846.

Geſtern beſuchte mich Pitt-Arnim, erzählte und fragte; Bettina von Arnim kam dazu, beide trafen einander ungern. Sie erzählte mir den Inhalt des Briefes, den ich ihr geſchickt; der König entſchuldigt ſich, daß er ſo ſpät antworte, „ſein Spatzengehirn“ ſei ſo vergeßlich!

Montag, den 11. Mai 1846.

Kabinetsordre des Königs an Dieſterweg; will nichts zum Peſtalozzi-Denkmal geben (Waiſenhaus), weil die Unternehmer nicht den rechten chriſtlichen Sinn dabei zeigen! Aus gleichem Grunde gebe ich nichts zum Kölner Dombau, zu den hieſigen Krankenvereinen, Kirchenkollekten ꝛc. Der König aber als König ſollte nicht ſo pietiſtiſche Farbe tragen. Die Kabinetsordre macht böſen Eindruck.

Die Kommiſſion für die polniſchen Sachen, die hier beiſammen war, Canitz, Fiquelmont, Berg, hat die Errichtung einer beſondern Polizei für Polen bewirkt, einer gemeinſamen, neben und über den ſonſtigen Behörden ſtehenden Verwaltung; nun werden die Ruſſen und Oeſterreicher ſtets in unſre Sachen mantſchen! Und wenn wir auch in ihren, was gewinnen wir dabei? — Der König hat ſcherzhaft zum Oberpräſidenten Beurmann geſagt: „Ja ja, künftig ſtehen auch Sie unter polizeilicher Aufſicht!“

Mittwoch, den 13. Mai 1846.

Herr Professor Simson in Königsberg sendet mir das seltne Buch des Präsidenten Morgenbesser „Beiträge zum republikanischen Gesetzbuche“ (Königsberg, Nicolovius, 1800); merkwürdig, was damals gedruckt werden durfte! — Mich besuchten gestern Graf von Kleist und Fürst von Pückler, über anderthalb Stunden; was haben wir alles durchgesprochen!

Gestern lasen wir in den Zeitungen ein Kabinetsschreiben des Königs an Diesterweg, worin er sagt, er wolle zur Pestalozzi-Stiftung nichts geben, weil der rechte christliche Sinn nicht dabei sei, heute lassen die Herren des Ausschusses das Verzeichniß aller derer einrücken, die Beiträge gegeben haben. Auch eine Art der Opposition!

Der König hat wirklich befohlen, mit dem Bau der Schweighäuser inne zu halten. Nun schreit man über die ungeheuren Kosten und über Doktor Julius, den Angeber. Appert hat das beim Könige bewirkt und Julius ist auf's Haupt geschlagen!

Freitag, den 15. Mai 1846.

Der König läßt vor dem Schloß, an den Ecken der Terrasse, einzelnstehende Säulen errichten, auf denen goldne Adler stehen; die Säulen von geschliffenem Granit sind an sich schön, aber die Verzierung ist zu elegant für das mächtige, schwerfällige, düstre Schloß. Diese Sucht zu schmücken ist sehr geschmacklos. Die Leute stehen und machen ihre Bemerkungen darüber, sie finden die Sache unnöthig, man vergleicht sie mit den Achselklappen der Königlichen Lakaien, die waren dem Könige zu einfach, es mußte eine Krone

hinein. Ueberhaupt ist es schon so weit, daß nichts von allem, was der König thut, den Leuten gefällt.

Die Frömmler gewinnen hier täglich mehr Boden, sie sind eine förmliche Parthei im Staate. Der Minister von Thile ist eines der thätigsten Häupter und behauptet sich in größtem Einflusse trotz vieler Gegenwirkungen. Diese Parthei ist es allein, die den Minister von Rochow gestürzt hat, er diente ihr nicht genug. — (Noch andres kam dazu, sein Ausspähen der Prinzen, wobei der König, der es doch befohlen hatte, ihn fallen ließ.)

Mittwoch, den 20. Mai 1846.

Gestern aus Potsdam ein Briefchen von Humboldt, nebst einem Briefe des Fürsten von Metternich merkwürdigen Inhaltes.

Heute noch im Bett empfange ich vom General Leopold von Gerlach ein Billet, der Kronprinz von Baiern habe ihm befohlen, mich zu ersuchen, daß ich mich heute um ein Uhr zu einer Audienz zu ihm bemühen möchte. Ich lasse zur Antwort sagen, ich läge zu Bett und sei nicht wohl. Was das für Formen sind! Zur Audienz, — ich habe keine begehrt! Will der Kronprinz mich kennen lernen, so mag er andre Wege wählen, mir schreiben oder einen Adjutanten schicken. Ich habe nichts von diesen Prinzlichkeiten, als höchstens einigen Zwang. Besser gar nichts angefangen.

Der Minister von Canitz arbeitet sich zu Grunde, er kränkelt schon öfters.

Donnerstag, den 21. Mai 1846.

Beſuch von Kuranda, der wieder aus Leipzig hier angekommen iſt, ſpäter vom Grafen von Kleiſt. Dieſer iſt etwas erſchrocken und mißbehaglich, weil ich ihm beweiſe, daß er und ſeinesgleichen, die den König als einen Revolutionair ſchildern und tadeln, dadurch ganz revolutionair wirken, bei ganz entgegengeſetzter Abſicht und Denkart. „Man muß dem König Einhalt thun", damit iſt alles ausgeſprochen; die Oppoſition gegen die Konſtitution iſt die ſchlimmſte, grade weil ſie nicht konſtitutionell iſt.

Der König hat denn doch einen Glückwunſchbrief an Louis Philippe erlaſſen; die Zeitungen melden es aus Paris. — Der Miniſter von Canitz hat ein kaltes Fieber und leidet an ſeinem Auge. Wenn er die Geſchäfte ſollte abgeben müſſen, ſo wird unfehlbar der bisherige Brüſſeler, nun Pariſer Arnim ſein Nachfolger; der iſt ein vollkommener Betbruder und taktlos und dumm über die Maßen!

Sonntag, den 24. Mai 1846.

Feodor Wehl iſt wegen ſeiner ſatiriſchen Poeſie zu ſechs Monaten Feſtungshaft verurtheilt und ſoll dieſe nächſtens antreten; er war ſelbſt hier, es zu verkünden, gutes Muthes.

Ueber Volksweſen nachgedacht, über Vaterland, Heimath. Es liegt eine große Gefahr einſeitiger Beſchränkung in dieſen Sachen; man muß ſich wohl hüten, nicht darin zu verſinken. Für den Geiſt iſt das Vaterland da, wo er frei ſein darf, er ſprengt alle Volksthumbande, die franzöſiſchen Reformirten wurden Brandenburger, die deut-

ſchen Freiheitsfreunde ſtimmten der franzöſiſchen Revolution bei.

In Goethe geleſen, in Hegel, in Cicero.

Dienstag, den 26. Mai 1846.

Canitz hat noch immer ſein kaltes Fieber und ſieht elend aus. Daß er unſre Sachen nicht kräftiger führt, als ſeine Vorgänger, dafür wird Folgendes als Beiſpiel angeführt. Unſer Generalkonſul in Warſchau, Herr Balan, wurde von Paskewitſch auffallend ſchlecht empfangen; man ſagte jenem, es ſei ſein Modebart, der ſo ſehr mißfalle, und gab ihm Winke, dieſe hier ärgerliche Weiſe lieber aufzugeben, aber das wollte er nicht. Bei einer Mittagstafel ließ Paskewitſch darauf den Bartträger ganz unten hinſetzen, unter ſeine Hausoffiziere. Nun berichtete Balan hieher und fragte, was er für eine Genugthuung fordern, oder ob er abreiſen ſolle? Nach langem Warten erhielt er endlich von Canitz die kurze Weiſung, er ſolle ſich raſiren. Das that er denn nun, und von Stund an erwies ihm Paskewitſch alle Auszeichnung und Freundlichkeit. Balan aber fühlte ſich tief gedemüthigt.

Die Frömmler waren beunruhigt, daß der König befohlen hatte, mit dem Ausbau der Schweighäuſer inne zu halten, ſie ſahen dieſe als einen Theil ihres Wirkens an und wollten das Spiel nicht verloren haben. Es iſt ihnen geglückt, den Befehl wieder zurücknehmen zu laſſen, und nun heißt es, derſelbe ſei nie gegeben worden!

Donnerstag, den 28. Mai 1846.

Geſtern Beſuch beim Seminardirektor Dieſterweg, ihn wegen ſeines Rücktritts von der Volksſchriften-Geſellſchaft

zu befragen; er giebt die Auskunft, daß ſein Name von den Andern mißbraucht worden ſei; der Mann hat etwas Feſtes, Selbſtſtändiges, Praktiſches, was mir ſehr gefällt; es war auch von der Antwort des Königs über die Peſtalozzi-Feier die Rede; er nimmt die Sache ſehr verſtändig, will übrigens bei dem König auf Unterſuchung antragen, wer das Schreiben des Königs in die öffentlichen Blätter gebracht habe? Dieſterweg hat daſſelbe niemanden gezeigt, noch weniger aus der Hand gegeben; aber ohne Zweifel hat der König die Veröffentlichung gewollt!

Die Antwort der Krefelder an den Miniſter Flottwell ſteht in den Zeitungen, in höflichſten Worten derbe Ohrfeigen, rechts und links! Doch hätte ich lieber ſcharfen Ernſt geſehen, als dieſe Advokaten-Ironie.

Der Kronprinz von Baiern hat ein langes Gedicht auf den Tod der Prinzeſſin Wilhelm gemacht und drucken laſſen; zuſammenhangsloſes Gereim. Ein andres Gedicht von ihm auf den Geſang der Gräfin Roſſi, von gleichem Werth, hat Reumont in italiäniſche Proſa überſetzt, die gedruckten Blätter ſollen in Turin Eindruck machen für die Gräfin.

Sonnabend, den 30. Mai 1846.

Am zweiten Pfingſttage beginnt die Generalſynode. Viele Zeitungen enthalten ſchon Aufſätze gegen das nutzloſe Unternehmen. Geiſtliche Spielerei der Weltlichen. Jeder Einberufene bekommt außer den Reiſekoſten drei Thaler für jeden Tag, bei ſiebzig bis achtzig Leuten auf vier Wochen eine artige Summe! — Große Gleichgültigkeit im Publikum, gegen Synode, Reichsſtände, gegen alles! Man

denkt allgemein, es sei doch das Rechte noch nicht, man habe zu warten.

In Schiller und Goethe gelesen, in Xenophon.

Pfingstsonntag, den 31. Mai 1846.

Frühmorgens um sechs Uhr starb am Schlagfluß Marheineke, vor dem Hallischen Thor auf dem Kreuzberge, wo er ein Landhaus bewohnte. Seit zwei Jahren war es mit seinem Wirken vorbei, doch schien er sich zuletzt etwas zu erholen, und brachte den kleinen Auszug aus seiner „Reformationsgeschichte" glücklich zu Stande. Die Frömmler werden sich über seinen Tod freuen! Ich denke mit Wehmuth daran, daß er vor dreizehn Jahren Raheln die Grabrede gehalten hat!

Graf von Kleist schreibt mir von Schelling, den er den Urphilosophen nennt: „Letzterer fand beiläufig den «Kosmos» langweilig und «nicht zu lesen», eine schöne Frucht der Philosophie, solche Kritik auf solche Unpartheilichkeit gepfropft! O Jemine!" — Er ist sonst ein großer Freund Schelling's.

Ueber unsre Generalsynode hört man schon manchen Witz. Ernster ist es, daß schon die Geistlichkeit in Halberstadt im voraus protestirt, eben so in Sachsen, am Rhein ꝛc.

Man sagt, der König sei mehr als je entschlossen, Reichsstände zu geben, der Widerspruch des Bruders habe ihn nur befestigt, viel leichter würde dieser ihn haben ablenken können, wenn er scheinbar zugestimmt hätte ꝛc.

Dienstag, den 2. Juni 1846.

Hormayr hier angekommen, im Rheiniſchen Hof. — Beſuch Hormayr's, er ſaß lange vor meinem Bette, ſchüttete ſein Herz aus, beſprach die neueſten Verhältniſſe wegen Polen, beſonders in Betreff Oeſterreichs, den Gang der dortigen Dinge kennt er ſo genau, als wenn er noch dort wäre; über Metternich, Zedlitz ꝛc. Er hat ſeinem Groll ferner Luft gemacht in einem dritten Bande der „Anemonen", der nächſtens erſcheinen ſoll. — Von mir ging er zum Miniſter von Canitz.

Abends kam Hormayr, bald nachher der Oberſtlieutenant von Williſen; Hormayr war prächtig in ſcharfen Schilderungen, witzigen Erzählungen.

Wegen Marheineke's Leiche große Ränke! Die Widerſacher hätten ſie gern in der Stille vom Kreuzberg gleich auf den Kirchhof geſchafft, allein die Anſchläge mißlangen, die Beſtattung wird feierlich von der Kirche aus geſchehen. Der Miniſter Eichhorn ärgert ſich darüber, beſonders auch die Prediger, denen Marheineke wegen ſeines philoſophiſchen Geiſtes und ſeiner perſönlichen Ueberlegenheit verhaßt war.

Man fürchtet, die Pfaffen in Baiern möchten den Sohn des Kronprinzen von Baiern daheim vergiften; ja man fürchtet für den Kronprinzen ſelbſt, der ſeinen Pfaffenhaß ſchon zu offen gezeigt hat. Die Amme des kleinen Prinzen iſt plötzlich geſtorben, ſie war ein Muſter von Geſundheit und Kraft.

Freitag, den 5. Juni 1846.

Nachrichten über die Synode. Daß Gott ſich erbarme über das dumme Zeug! Dieſe jammervollen Pfaffen

und noch jammervolleren Laien! Wenn doch Schleiermacher noch lebte, wie würde der aus dem Wuſte noch einiges Geordnete hervorbringen! aber ein Mann ſeines Geiſtes fehlt!

Geſtern war das Begräbniß Marheineke's, feierlich und zahlreich. Der Miniſter Eichhorn fand ſich in der Kirche ein; Wagen folgten in Menge, große Schaaren Fußgänger.

Montag, den 8. Juni 1846.

Geſtern hat der König in Charlottenburg das Grabmal ſeiner Mutter und ſeines Vaters beſucht und neue Anordnungen dabei gemacht. Das Publikum hier iſt gegen ſolche Bezeigungen der Pietät ſehr abgeſtumpft; die Leute ſagen, der König ſpreche zwar immer von dem Beiſpiele ſeines in Gott ruhenden Vaters, aber folge ihm nicht, im Gegentheil, mache alles anders.

Daß der Kaiſer von Rußland in Warſchau ſo überaus zärtlich und vertraulich mit dem Prinzen von Preußen iſt, erweckt hier Aufſehen und Mißtrauen, denn man weiß, daß der Kaiſer mit dem Könige höchſt unzufrieden, ja erbittert gegen ihn iſt. Daß wieder zehn Polen glücklich aus der Haft in Neiße entkommen ſind, wird von den Ruſſen einer geheimen Zuſtimmung des Königs ſchuld gegeben; gewiß aber iſt dieſe Flucht nur durch die Sympathie befördert worden, welche für jene Unglücklichen in allen Klaſſen rege iſt.

Der König iſt aus Sachſen ſehr zufrieden heimgekehrt, das Volk hat ihm überall zugejubelt, beſonders in Mühlhauſen, Naumburg und Roßla.

Wislicenus iſt nun wirklich abgeſetzt, Rupp darf nicht mehr Vorträge halten. Beide wehren ſich aber noch.

Errichtung einer Akademie der Wiſſenſchaften in Wien, von Metternich endlich durchgeſetzt! Ein Zeichen, daß er ſchwach wird; in ſeiner kräftigen Zeit hätte er ſich keinen Pfifferling darum gekümmert!

Donnerstag, den 11. Juni 1846.

Der Pabſt iſt geſtorben.

Die Generalſynode hat durch ihre Erklärung, daß ihre Beſchlüſſe keine kirchliche Autorität haben, alle Beſorgniſſe niedergeſchlagen, aber auch die Abſichten der Regierung ganz vereitelt. Die Freigeſinnten unter Führung des Biſchofs Neander haben entſchieden geſiegt. Der Geh. Rath von Bethmann-Hollweg iſt ſehr bloßgeſtellt durch die Entdeckung, daß er bei einer Wahl eine Stimme ſich ſelber gegeben habe, was zwar erlaubt iſt, aber nicht hübſch. Die Frömmler ſind wüthend über den Gang der Sache, der Miniſter möchte die ganze Verſammlung wieder nach Hauſe ſchicken. Auf den Biſchof Neander wird gräulich geſchimpft. In der Synode ſelbſt wurde von einem ſchleſiſchen Geiſtlichen die Warnung ausgeſprochen, bei dem geringſten Anſchein, als wollten ſie kirchlichen Zwang ausüben, würden in Schleſien Unruhen ausbrechen, man warte nur darauf!

In Voltaire's Briefwechſel geleſen, Jahrgänge 1763 und 1764. Welche Zeiten! Welches Elend, welche Rechtsloſigkeit und Bedrückung! Aber nun ſehe man das jetzige Frankreich! Daraus läßt ſich hoffen, daß auch unſre jammervollen Zuſtände einſt beſſern weichen werden! Glückauf! Aber ich erleb' es nicht. —

Sonnabend, den 13. Juni 1846.

Gestern Besuch vom alten Kriegsrath Müchler, der ganz allein den weiten Weg her und zurück macht, mir köstliche Karakterzüge aus dem früheren preußischen Beamtenwesen erzählt, vom Minister Grafen von Arnim (dem Großvater des jetzigen und mit diesem schon Eines Schlages), dem Minister Freiherrn von der Reck ꝛc. Er könnte mir manches Blatt geben, für das ich ihm sehr dankbar wäre, aber er glaubt mir viel größere Güte zu erweisen, indem er mir seine neusten poetischen Gräuel, ein abgeschmacktes Lob der Bäcker, ein plattes Gedicht auf den Tod der Prinzessin Wilhelm und anderes Gereime bringt!

Ein Graf von Keyserling wird mir gemeldet, „vom russischen Hofe"; ein junger, gebildeter Mann, Geognost, der mit Murchison einen großen Theil Rußlands bereist hat; er eröffnet mir, die Großfürstin Helene habe den Wunsch, mich zu sprechen, und lasse mich ersuchen, heute um drei Uhr zu ihr zu kommen. Das war nicht abzulehnen!

Ich befand mich sehr schlecht, fieberhaft und verstimmt, fuhr aber doch um drei Uhr zur Großfürstin, unterwegs stürzte das Droschkenpferd und ich mußte den Rest der Schritte zu Fuß machen. Die Großfürstin lag auf dem Sopha, sie ist krank und liegt fast immer, fährt nicht aus, und erholt sich nur, um weiter zu reisen, nach Ischl. Sie empfing mich mit sanftem Vorwurf, ob ich denn ihrer gar nicht mehr gedenke? Wir sprechen von ihrem Zustande, den Aerzten, von Prinzessin Wilhelm, der Herzogin von Nassau, Herrn von Madai, von Rußland, Preußen, Reichsständen, Synoden, Bülow, Canitz ꝛc. Sie fragt nach meinen russischen Verbindungen, nach meiner Gesundheit,

meinen Arbeiten, Sommerplanen ꝛc. Freies, unbefangenes, vertrautes Geſpräch! Die Großfürſtin iſt ganz dieſelbe, wie ich ſie ſchon geſchildert. Nach fünf Viertelſtunden empfehl' ich mich. — Sie hat im vorigen Jahre Herrn von Madai nach Italien zu ſich gerufen, will ihn dieſes Jahr von Kiel nach Iſchl kommen laſſen. — Die junge Großfürſtin Katharina kam vom Muſeum, ſie erinnerte ſich meiner von Kiſſingen her.

Der Miniſter von Nagler iſt heute Nachmittag geſtorben, ſanft eingeſchlafen.

Montag, den 15. Juni 1846.

Ich beſuchte den ruſſiſchen Grafen von Keyſerling, der von Foſſilien umgeben war. Verſtändiges Geſpräch. Profeſſor Mitſcherlich kam dazu. Der Graf wurde zur Großfürſtin gerufen. Wie man ſich auf die Zeitungen verlaſſen kann! In der Voſſiſchen ſtand, der Fürſt von Wittgenſtein habe der Großfürſtin und ihren Töchtern, wie auch den Meiningen'ſchen Herrſchaften ein Gaſtmahl bei Kroll gegeben; dies iſt in Betreff der ruſſiſchen Prinzeſſinnen gänzlich unwahr. Die Großfürſtin Helene hat, ſo lange ſie hier iſt, das Hotel nicht verlaſſen. Der König hatte ſie eben beſucht, als ich bei Keyſerling war. Als ich weggehen wollte, traf ich den Geſandten von Meyendorff, der mich lange aufhielt, nach vielem befragte ꝛc. — Auf der Straße nach ein Uhr begegnete ich dem Biſchof Neander nebſt noch einem Geiſtlichen, die ſehr vergnügt ſchienen, dann dem Hofprediger Strauß, der ebenfalls munter lächelte; ich ſagte ihm, ſie müßten eine glückliche Sitzung gehabt haben, da ſie Alle ſo guter Dinge ſchienen, er meinte aber, das Vergnügen beſtehe darin, ſchon um eins nach Hauſe

zu kommen, da man gefaßt geweſen, bis um drei Uhr zu ſitzen. — Den Präſidenten von der Reck ganz munter ſpazirengehend angetroffen, vor ſechs oder acht Wochen glaubte er zu ſterben, und ſank mit dem Ausrufe: „Kinder, nu holt mir der Deibel!“ zuſammen.

Der König hat in ſeiner Anſprache an die Synodenleute ſich beſonders an den Königsberger Bürgermeiſter gewendet und den ſehr heftig angeſchnauzt; „Irrthümer kann ich verzeihen“, ſagte er unter andern, „Frechheiten niemals“; die Sache machte einen peinlichen Eindruck auf alle Anweſende.

Ob Schmückert oder der Graf von der Gröben die Stelle Nagler's bekommen wird? Ich erwarte, daß Gröben ſie bekommt. Die Prinzeſſin Wilhelm ſoll ſterbend auch das ſich ausgebeten haben!

Die Geiſtlichen beſuchten die Synodenſitzungen anfangs im Prieſterrock, jetzt kommen ſie in bürgerlicher Kleidung. Die ganze Geſchichte hat nicht viel mehr auf ſich, man möchte ſie fallen laſſen. Der König ſelbſt hat den Leuten nun auch geſagt, zu entſcheiden hätten ſie nichts! Natürlich, dieſer Verſammlung, wie ſie ſich wider Erwarten gezeigt hat, will man Anſehn und Macht eher nehmen als geben!

Berliner Witz: „Die erſte Sitzung war ein Stangenklettern nach dem rothen Adlerorden.“ — „Jetzt haben wir die Phariſäer und Schriftgelehrten hier, nachher kommen die Zöllner.“ (Die Abgeordneten des Zollvereins.)

Auf den goldnen Adler an der Ecke des Schloßgeländers: „Der größte Eckenſteher“. — „Nun weiß man doch, wie das Hotel heißt, das Schild ſagt: «Zum goldnen Adler».“

Schwierigkeiten wegen der neuen Bankverfügung; zwei

Mitglieder der Schuldenverwaltung wollen ſich nicht überzeugen, daß die Ausgabe von Bankzetteln keine neue Staatsſchuld ſei, und berufen ſich auf ihren Eid.

Mittwoch, den 17. Juni 1846.

Scherze über die Synode. Jeder Tag ſtreift ihr etwas von ihrer Würde ab, giebt ihr mehr Weltlichkeit. An den Tiſch des Herrn gehen ſie nicht mehr, deſto fleißiger an den des Miniſters. Bei Gott dem Sohne ſeien ſie geweſen, aber Gott der Vater und Gott der Heilige Geiſt haben ſie noch nicht eingeladen.

Donnerstag, den 18. Juni 1846.

Beſuch vom Grafen Archibald von Keyſerling, der mir ſeine kriegsgeſchichtliche Arbeit über die Streifzüge des Generals von Thielmann als fertig anmeldet. Er ſagt mir, der Miniſter von Canitz habe wieder das kalte Fieber, einen zweiten Rückfall! Aus früheren Verhältniſſen ſehr vertraut mit Canitz, hat er ihn neulich daran erinnert, daß derſelbe einſt, als er eben den Annendegen bekommen — er war höchſtens Rittmeiſter — mit Geringſchätzung von dieſer Ehre geſprochen und die kleine Dekoration am Knopfloche ſpottweiſe „die Warze“ genannt habe, darauf aber, als jener gefragt, welchen Orden er denn haben möchte, raſch in den Ausruf ausgebrochen ſei, „den ſchwarzen Adlerorden“! Dem ſei er nun in der That ganz nah. Canitz that, als wenn ihm jetzt grade gar nichts mehr an dem ſchwarzen Adlerorden liege; aber Keyſerling meint, der Ehrgeiz verzehre ihn, und nur aus Ehrgeiz habe er

ſich unter die Frommen begeben, denn daß es ihm mit dem Glauben ernſt ſei, könne man unmöglich annehmen, er habe viel zu viel Verſtand!

Die Briefe Goethe's an Frau von Grotthuß zur Herausgabe durchgeſehen und bevorwortet.

Unwahrſcheinlich, daß der Prinz von Preußen nach St. Petersburg reiſt, obgleich es allgemein ſo heißt, auch ſchon in den Zeitungen ſteht.

Die Leute ſagen, der König habe gar nichts anderes jetzt im Sinn, als ſich nur jeden Tag durch mannigfache Feſtlichkeiten und Schaubilder zu vergnügen und zu zerſtreuen. Die Waſſerfahrten ſind jetzt in Potsdam an der Tagesordnung.

Dagegen bringt heute die „Staatszeitung" eine weitläuftige Verordnung, wie es künftig mit den Beförderungen und Prüfungen zur höheren Verwaltung gehalten werden ſoll. Wenn es ſtreng darnach geht, ſo werden die Räder der Staatsmaſchine alle trefflich gearbeitet ſein und trefflich gehen, — bis etwas bricht. Wir nähern uns dem Chineſiſchen. Wie wär' es mir ſchrecklich, ſollt' ich jetzt eine Staatslaufbahn beginnen! Ich begreife nicht, wie die jungen Leute ſich durch alle dieſe Prüfungen durchwinden. Und die Vornehmen, Begünſtigten, finden auch hier wieder ihre Rechnung!

Sonnabend, den 20. Juni 1846.

Heute kam Herr Kuranda zu mir; ich gab ihm die Briefe von Goethe an Frau von Grotthuß für die „Grenzboten". Nachrichten über die Somnambüle, welche der Brüſſeler (jetzt Pariſer) Arnim im Hauſe hat; Betrug, den ſie dem Herrn Nothomb geſpielt, bei dem ihr Schwager

im Dienſt war und durch den ſie Haus und Familie kannte, während ſie that, als habe ſie nie von Nothomb etwas gewußt! Sie heißt Madame Itſche, iſt aber eigentlich nicht verheirathet.

Der König ſoll äußerſt ärgerlich darüber ſein, daß ihm die Generalſynode ſo mißlingt. — Nun hat er auch den Verdruß, daß ihm Schelling nicht zu Danke ſchreibt, der in ſeiner Vorrede zu den hinterlaſſenen Schriften allerlei ſagt, was ihm die herrſchende Parthei verübeln muß. Schelling widerſpricht der ſtarren Orthodoxie, will für die Wiſſenſchaft in Betreff der Religion beſondre Freiheit, redet dem Pantheismus das Wort, will nicht, daß die Regierung das Kirchenregiment aus der Hand gebe. Es wird für Schelling unleidlich und ihm zu beſchämend, ſich mit unſern gemeinen Pfaffen und Heuchlern zuſammenwerfen zu laſſen; er will ſich wieder einmal etwas zeigen.

Der achte Band von Fichte's Schriften, womit die Ausgabe vollſtändig iſt. Ein Labſal in der dürren Zeit! Hier ſteht S. 385 auch folgende, im Jahr 1806 geſchriebene, bisher noch ungedruckt geweſene Stelle: „Einem der verworrenſten Köpfe, welche die Verwirrung unſerer Tage hervorgebracht, Friedrich Wilhelm Joſeph Schelling, konnte es gelingen, durch das Geſpenſt eines Subjektivismus der Wiſſenſchaftslehre, welches lediglich in ſeinem großen Unverſtande ſich erzeugt hatte, ſelbſt dieſe (die ſpäter nach Kant Gebildeten) durch ſeine Autorität zu einem Irrthume zurückzubringen, welchen durch ſich ſelbſt zu faſſen ſie doch zu verſtändig waren, und dieſelben von Kant und der Wiſſenſchaftslehre zu Spinoza und Plato zurückzuſcheuchen, bloß weil durch die noch tiefere Unwiſſenheit, wovon eigentlich die Rede ſei, der Mann mit noch größerem Muthe

ausgerüſtet wurde.“ Und ſo geht es fort. Man ſieht, Schelling hatte ſchon lange ſeinen Mann gefunden!

Sonntag, den 21. Juni 1846.

Graf Archibald von Keyſerling kommt und bringt mir den Anfang ſeines Manuſkripts, die Schilderung der Thielmann'ſchen Streifzüge; er lieſt mir einiges vor, nachher leſe ich das Ganze mit Sorgfalt durch; er ſchreibt natürlich, lebhaft, anſchaulich, nicht kunſtgerecht, im Gegentheil oft unbeholfen, aber das Ganze gewinnt eher dadurch, man ſieht, daß es nicht zurechtgemacht iſt. — Brief aus Breslau von Profeſſor Guhrauer, nebſt ſeiner „Commentatio historico-litteraria de Joachimo Jungio“, die ich ſogleich mit großem Vergnügen durchleſe und dabei die Stellen von Goethe und Bacon nachſchlage. In ein ſolches Leben und Treiben vergangner Zeit und die eigenthümlichen Geſchicke eines ſolchen Mannes zu blicken, der zu den ausgezeichnetſten der Nation gehört, wie man ſieht, aber nicht den Namen davon hat, iſt mit einem wehmüthigen Reize verknüpft, der ſich mir dadurch erhöht, daß mir Gießen und Hamburg, wo er zumeiſt wohnte und wirkte, ſo wohlbekannt ſind. Es iſt ordentlich ein Troſt, in dieſem Leben wie in dem des Dichters Flemming zu ſehen, daß in den verwüſtenden Gräueln des Dreißigjährigen Krieges die Wiſſenſchaft und die Poeſie unter den Deutſchen ihr beſonderes Leben glücklich fortſetzten und ſogar Schutz und Nahrung von der Obrigkeit fanden. Daß die meiſten Handſchriften von Jungius in einem unglücklichen Brande bei ſeinem Schüler Vagetius, der ſie herausgeben wollte, verloren gingen, iſt ein wahrer Jammer!

Die „Staatszeitung" liefert heute Abend die Rede, welche der König am 11. Juni auf dem Schloſſe den Mitgliedern der General-Synode gehalten hat. Von allen bekannt gewordenen Reden des Königs iſt unſtreitig dieſe die matteſte, gehaltloſeſte, verworrenſte.

Ich ging Abends, als es etwas kühl geworden, allein mit Bello unter die Linden zu Kranzler. Dort ſaß ich lange, ſprach Herrn Wolff, Profeſſor Dirichlet. — Durch das offne Fenſter hinter mir hört' ich jemanden ſagen, die Rede des Königs ſei eine konfuſe Salbaderei, ein leeres Geſchwätz! Eine andre Stimme entgegnete — ſie war die eines ältern Mannes —, die Rede ſpreche von der evangeliſchen Kirche, wie der Unteroffizier in Tieck's „Zerbino" von der Parole. Das Zitat machte, daß ich mich umſah, der Sprecher aber entzog ſich meinem Anblick.

In Fichte geleſen. Die Polemik gegen Schelling iſt von unwiderſtehlicher Kraft und fällt wie ein Keulenſchlag auf die jetzigen Verhältniſſe.

Franzöſiſche Geſchichte, Denkſchriften und Auszüge durchgeſehen. Voltaire's Verdienſt um die franzöſiſche Geſchichtſchreibung. Man muß ſich nur nicht an die Worte und Redensarten ſtoßen, welche die Zeit jedem aufnöthigte, der überhaupt reden wollte.

Dienstag, den 23. Juni 1846.

Geſtern Beſuch von Herrn Kuranda, er bringt mir die „Sonntagsblätter" von Frankl, in denen die Briefe von Goethe an Frau von Eybenberg ſtehen, bis jetzt erſt drei. Kuranda fürchtet das Verbot ſeiner Zeitſchrift, will aber keine Nachgiebigkeit zeigen; auch ihm ſelber macht man Schwierigkeiten wegen ſeines hieſigen Aufenthaltes.

Madame Louise Aston ist durch die Polizei wirklich von hier weggewiesen worden.

Herr Wehl kam zu mir um Abschied zu nehmen; er geht nach Magdeburg, seine Festungshaft anzutreten, gutes Muthes, ja ganz lustig, fast würde es ihm leid sein, wenn nichts daraus würde! Er will die Zeit zum Studiren anwenden.

Heute Besuch vom alten Grafen von Bothmer; seine Schwester, die blinde Gräfin von Rantzau, ist im sechsundsiebzigsten Jahre gestorben. Er reist noch immer auf der Spur des angeblichen Grafen von Wrisberg, der sich mit einer Helgolanderin hat trauen lassen und später davongegangen ist. Ein Bildniß von ihm dient zur Leitung, der Graf hat es lithographiren lassen, es zeigt mehrere Narben von Wunden, spanische Generaladjutantenuniform. Der Graf will in Schlesien die Schäfereien des Fürsten Lichnowsky besehen, bei der Gelegenheit auch dessen Schlösser, Familienbildnisse, vielleicht sieht er ihn selbst.

Große Nachricht, daß der Bildhauer Tieck, siebzig Jahr alt, ein vierundzwanzigjähriges Fräulein Pätsch heirathet, Glossen darüber; für Frauen ist doch Heirath das wichtigste Gespräch!

Ein Schäker hatte in die Zeitungen die Nachricht eingeschwärzt, der Minister Eichhorn habe an die hiesige theologische Fakultät ein tadelndes Reskript erlassen, weil niemand von ihren Mitgliedern sich bei Marheineke's Leichenbegängniß eingefunden; heute sagt die „Staatszeitung", die Sache sei nicht wahr.

Der König hatte in Magdeburg mit dem Oberbürgermeister Franke ein heftiges Gespräch, man hörte draußen von beiden Seiten laute Stimmen, leidenschaftliche Ausdrücke. „Es hörte sich so an, daß man jeden Augenblick

fürchten mußte, die Thüre würde sich öffnen und Einer herausgeschmissen werden", man hörte Franke'n laut sagen, über die Religion habe kein Fürst Gewalt, und hier am Orte stünden mit ihm dreißigtausend Köpfe in gleicher Ueberzeugung, sie würden Stimme und Arme kräftig für ihre Glaubensfreiheit erheben 2c. Zuletzt besänftigte sich der Lärm und der König gab Franke'n zum Abschiede die Hand, und sagte vor allen Leuten: „Nun, mit uns bleibt's beim Alten!" Die Geschichte macht schlechten Eindruck.

Mittwoch, den 24. Juni 1846.

Besuch vom Grafen von Bothmer; merkwürdige Mittheilungen aus den verschiedensten Fächern, von Göttingen her, Spanien, England, Lübeck, Hamburg 2c. Mit Humboldt hat er in Göttingen vergnügte Tage erlebt, als dieser in Begleitung des Ministers von Hardenberg aus Franken dorthin kam. Der Graf von Rantzau, welcher den Nachlaß Schlabrendorf's besitzt, ist Bothmer's Neffe und wohnt auf dessen Gütern. Bothmer will ihm wegen der Papiere schreiben.

Das kühle Wetter bewog mich zum Ausgehen. Besuch bei Wittgenstein, wo ich lange blieb. Er erzählte mir hundert Geschichten, zum Theil wichtige, von Hardenberg, Stein, Struensee, dem Vater des Baron Delmar — Salomon Moses Levy, der dem Staate die wichtigsten Dienste geleistet habe —, vom Feldmarschall Kalkreuth, Herzog von Braunschweig 2c. Er gab mir drei Bände der neuen Ausgabe Friedrich's des Großen mit.

Man will durch den Telegraphen schon die neue Pabstwahl wissen. — (Pius der Neunte.)

Freitag, den 26. Juni 1846.

Belgien hat erklärt, an seinen Gränzen von Reisenden keine Pässe mehr zu verlangen. Ungeheurer Schritt! Wie lange jedoch wird es dauern, bis wir dahin kommen!

Der König soll bei der gestrigen Wasserfahrt sehr vergnügt gewesen sein; Potsdam war übervoll. — Sonst nichts Erfreuendes aus jenem Kreise; das Regierungswesen lahmt, und wo es geht, da geht es in falscher Richtung. Die Synode liegt wie eine Mißgeburt da, man weiß nicht, was man mit ihr anfangen soll, und möchte sie begraben.

Die philosophische Fakultät macht dem Minister Eichhorn scharfe Vorwürfe, er mißbrauche das wissenschaftliche Institut der Universität, um Angestellte für seine Verwaltung unterzubringen. Der elende Huber war der einzige Gegenstimmende, aber grade er ist ein solcher Untergebrachte!

Sonnabend, den 27. Juni 1846.

Friedrich Tieck's Hochzeit, die heute stattfinden sollte, war ein Hauptgegenstand des Gesprächs. Auch erzählte man viel von Potsdam, dem Wasser-Corso, dem Leben in Sanssouci, wo der König und die Königin ihre Zimmer dem Könige und der Königin von Sachsen — ihren Gästen — geräumt haben. Während der zehntägigen Anwesenheit dieser Gäste würde im Kabinet — meint man — an keine Arbeit zu denken sein! — Humboldt begleitet den König von Sachsen zu den mancherlei Sehenswürdigkeiten.

Montag, den 29. Juni 1846.

Den Rittmeiſter von Canitz geſprochen; ſein Vater hat eben heute wieder Fieberfroſt und iſt matt und verdrießlich. Er geht in wenigen Tagen nach Töplitz.

Die Flucht der Gefangenen aus Neiße macht großes Aufſehen; der König hat eine ſtrenge Unterſuchung anbefohlen, allein man glaubt hier allgemein, daß ihm die Flucht lieb ſei, daß er dazu Winke gegeben habe.

Bunſen ſoll von London hieherkommen, um ſtatt Eichhorn's die Synode zu präſidiren. Reumont ſoll inzwiſchen zu London die Geſchäfte führen, man ſagt von ihm, er ſei in größter Gunſt.

Jena, Dienstag, den 30. Juni 1846.

Heute früh um halb acht Uhr mit dem Eiſenbahnzuge von Berlin abgereiſt. — Mittags in Köthen unvermuthet vom Generallieutenant von Scharnhorſt angeredet, der ſich nach Berlin begab; der Hofmarſchall von Meyerink, von Karlsbad kommend, trat auch heran, dadurch wurde das Geſpräch auf Unbedeutendes beſchränkt. Ich fuhr dann weiter bis Weißenfels, wo ich Poſtpferde nahm, und kam Abends zehn Uhr nach Jena. Im Wagen allein, hatte ich alle Zeit zu mancherlei Betrachtungen, meine Stimmung war nicht freudig, aber Lärm und Zerſtreuung ließen überhaupt keinen dauernden Gedankengang aufkommen. Nur Gedanken, mit denen die Ausſicht friſcher Thätigkeit ſich eröffnet, erfreuen mich; alles, was bloß in Weisheit beſteht, iſt vom Uebel, iſt zum Einpacken.

Mittwoch, den 1. Juli 1846.

Der Markt, wo ich wohnte wie vor zwölf Jahren, war diesmal still und leer, keine Studenten zeigten sich; es war aber auch zu heiß, um in der Sonne sich aufzuhalten. — Besuche gemacht, beim Buchhändler Frommann, bei Professor Siebert, den ich nicht traf. Bei Dr. Friedrich Bran, der mir seinen schönen Garten zeigte, fand Siebert sich ein und wir brachten eine lebhafte halbe Stunde hin; Haus und Garten hatten ehemals dem Herrn von Kotzebue gehört, welch ein schlechtes Andenken unter so vielen guten! — Geh. Hofrath Eichstädt empfing mich sehr liebreich und sein Gespräch, das unwillkürlich eine philologische Wendung nahm, that mir ungemein wohl; er hat von Goethe einen großen Stoß von Briefakten, meist auf die „Litteraturzeitung" bezüglich; Friedrich August Wolf's wurde in großen Ehren gedacht; Eichstädt will künftig an mich schreiben und mancherlei bereden; er ist nicht gleichgültig für Ruhm, wünscht noch Wichtiges zu liefern, liebt übrigens das Leben und hofft auf noch höheres Alter. — In traurigem Zustande fand ich den Geh. Hofrath Luden, um so angenehmer war ihm mein Besuch und alles Tröstliche, was ich ihm sagen konnte. Er hat Herzkrämpfe, die ihn jeden Augenblick bedrohen; vor einigen Jahren war er durch einen Fall auf den Hinterkopf plötzlich vollkommen erblindet, auf zwölf Stunden nur. Er beklagte den Zustand der Litteratur, den Mangel an Aufmerksamkeit für sein Geschichtswerk, besonders für den Auszug aus dem großen; ich bin überzeugt, daß der Nichterfolg dieses Unternehmens eine Ursache seiner Krankheit ist, diese zehn Bände sind für ihn, was eben so viele unglückliche Schlachten und Gefechte für einen General. Schmerzlich rief er einmal aus: „Ach mit Ihnen hätte ich

in Briefwechſel bleiben ſollen, warum hab' ich das nicht gethan!" — Seltſam, wie ich bei dieſen Alten noch immer als ein Jüngerer gelte! — Krank fand ich auch den Geh. Hofrath Reinhold, der aber munter und tapfer ſprach, wider Schelling loszog, aber auch wider Feuerbach ꝛc. — Ich eilte zu Frau von Wolzogen, die ich am Schreibtiſche ſitzend in feinem ſorgfältigen Anzuge fand, ganz wohlauf und ganz munter, zu jedem Geſpräche bereit; ſie verweilte mit beſondrer Vorliebe bei den Erinnerungen an Schiller, ſagte, der Druck ſeiner Briefe an Körner ſei vorbereitet, freute ſich Humboldt's, Weſſenberg's, Tieck's, Schelling's, Cornelius', ſprach mit Vergnügen von der Großherzogin und ihren Töchtern, mit denen ſie in Briefwechſel ſteht, gedachte Allwinens ſehr antheilvoll, beklagte die Polen und verwünſchte die Ruſſen, und wollte überhaupt alle Grauſamkeit und Härte aus der Welt geſchafft wiſſen. Zuletzt ſprach die Achtzigjährige, deren Aeußeres ein noch weit höheres Alter andeutet, von ihrem Bedürfniſſe, die große Natur zu ſehen und in die Schweiz und nach Italien zu reiſen! „J'y consens", ſagte jener Aufwärter in Paris, als wir zum fünften- oder ſechstenmale eine neue Portion Erdbeeren verlangten. — Gleich nach dem Mittageſſen fuhr ich ab. In Kahla ſprach der Poſtmeiſter ſehr geſcheidt über Land und Volk, aus ſeiner Fürſorge iſt die Stadt mit Röhrwaſſer verſehen und ein durch die Stadt fließender Bach eingefaßt; er behauptet, in jenem Theile von Thüringen wohnten zehntauſend Seelen auf der Quadratmeile und der Verkehr ſei außerordentlich belebt. — Abends in Schwarzburg, wo noch der dicke Gaſtwirth Hübner hauſt. Nachtanſicht des Schloſſes. Erinnerung an 1829! Ich bewohnte daſſelbe Zimmer, Rahel eines nebenan.

Bamberg, Donnerstag, den 2. Juli 1846.

Früh das Schloß in Schwarzburg beſehen, nicht der Mühe werth. Dann abgereiſt nach Koburg. Schöne Wieſengründe neben den hohen Bergen. Die Schwarzach hatte nicht Waſſer genug, die Itz kümmerte ſich ebenfalls nur hin, die prächtigen Linden waren größtentheils ſchon duftlos. Etwas Regen. In Koburg zu Mittag, Wangenheim nicht da, ich daher ſogleich weiter. Um ſieben Uhr in Bamberg; ein Neuling von Poſtillon fuhr mich auf das entfernte Poſtamt, anſtatt in's Deutſche Haus, wo die Poſtpferde ſtehen, mit vielem Zögern wurde ein Thorweg aufgemacht, wir fuhren in einen öden Hof, ein Hausknecht ſah uns verwundert an, ich beeilte friſche Pferde, er beſprach ſich mit dem Poſtillon, der ſie beſtellen ſollte, daher ſein Trinkgeld empfing und eiligſt fortritt. Wir verlangten nach Kaffee, in einer halben Stunde ſollte er zu haben ſein; das war zu lang, und er wurde abbeſtellt; da fragte man, warum wir nicht am Deutſchen Hauſe angefahren ſeien, da würde alles bereit geweſen ſein! Da ich hörte, der Poſtillon ſei zum erſtenmal in Bamberg, ſo wurde mir ſeine Pferdebeſtellung zweifelhaft, ich verlangte heftig nach dem Poſtmeiſter, der aus der Tiefe eines großen Gartens gerufen wurde, das Mißgeſchick antheilvoll vernahm und ſogleich nach Pferden ſchickte, mich unterdeſſen in ſeinen Garten einlud. Nicht fünf Minuten vergingen, ſo kam unerwartet der abbeſtellte Kaffee, wurde in einer Laube aufgetragen, wo eine Dame ſaß, die fliehen wollte, was ich aber nicht zuließ. Der Poſtmeiſter ſtellte ſie mir vor, Fräulein von Spieß, ich mußte auch meinen Namen ſagen, der wohlbekannt war, auch des Poſtmeiſters Vater, Herr von Stengel, erwies ſich als ein mir altbekannter, der Kaffee war vortrefflich, Bello bekam Milch und erweckte große Theil-

nahme. Wir ſchieden vergnügt, denn auch die Pferde waren ſchon eingetroffen, und kaum hätten wir ſchneller abgefertigt ſein können. Daß der Irrthum des dummen Kerls uns ſo zum Guten eingeſchlagen war, gab uns heitre Stimmung.

Weinsberg, Freitag, den 3. Juli 1846.

Nachdem wir die Nacht durchgefahren, kamen wir frühmorgens nach Würzburg, ich hätte einige Stunden warten müſſen, um Profeſſor Hoffmann zu beſuchen, und fuhr alſo gleich weiter. Ueber Euerhauſen nach Mergentheim, wo eine Art Rakotzi-Quelle viele Badegäſte verſammelt, und über Oehringen nach Weinsberg, wo ich um neun Uhr vor Kerner's Hauſe hielt. Freudige Ueberraſchung und herzliche Begrüßung, ſeine Frau „das Rickele" wurde herbeigerufen, dann der Sohn Theobald, und eine Weile nachher kam auch deſſen Frau. — Kerner'n fand ich beſſer, als ich vermuthet, er geht rüſtig umher, verſieht ſein Amt, lieſt und ſchreibt, der ſich bildende Staar ſcheint nur äußerſt langſam vorzuſchreiten, vielleicht ſteht er ſtill, aber die Verſtimmung iſt groß und Kerner ſieht in der Zukunft nur trübe Bilder, denn mehr noch als um ſich ſelbſt iſt er für ſein Rickele beſorgt, deren Befinden er mit ſtetem Mißtrauen beobachtet.

Weinsberg, Sonnabend, den 4. Juli 1846.

Unruhige Nacht, Lärm, Schlafloſigkeit. Der Nachtwächter ruft hier: „Hört ihr Chriſten, laßt euch ſagen, unſere Glock' hat zehn geſchlagen, wohl um zehne!" Um vier Uhr ſtand ich auf, um ſechs Uhr war Kerner bei mir. Erzählung

von ſeines Freundes Niembſch von Strehlenau Krankheit, die er für unheilbar hält. Erzählung von ſeiner Bekanntſchaft mit Klemens Brentano, deſſen grobem Auffahren, Nachgeben, Todesfurcht, — unter einer Fluth von Thränen rief er jammernd: „Ach, es iſt gewiß, ich muß ſterben!“ und er war gar nicht krank! Auch mit Theobald hat er einige Fahrten gehabt und wollte ihn katholiſch machen; dann ſchimpfte er wieder auf die Kirche und ſagte die frevelhafteſten Sachen. Kerner ſagt, er ſei als ein boshafter Verrückter anzuſehen.

Wir aßen im kleinen Garten. Um die Weibertreu zu beſteigen, war es zu heiß, wir beſtiegen aber Kerner's alten Thurm, in deſſen Verließ während des Bauernkrieges der Graf von Helffenſtein gefangen lag, und von da heraus zu ſeinem ſchrecklichen Tode hervorgeholt und durch die Spieße gejagt wurde! Das waren Zeiten! Und können ſie nicht wiederkehren?

Ein Hamburger hatte ſich aus Heidelberg eingefunden und war Kerner's Gaſt wider deſſen Willen. Er wurde, trotz mancher harten Beſchwerde, die man gegen ihn hatte, mit unübertrefflicher Güte behandelt. Beiſpiellos iſt auch die Sanftmuth und Liebe, mit der die geſtörte Gräfin von Buol, welche Kerner bei ſich im Hauſe hat, behandelt wird. Nickele ſorgt wie eine Mutter für ſie, widmet ihr alle Zeit, ſpielt mit ihr; die Arme iſt auch voll Zutrauen, will nicht aus dem Haus, iſt freundlicher und ſanfter geworden, ſonſt aber bei fünfzig Jahren wie ein Kind von fünf Jahren. — Abends ſaßen wir in lieblicher Abendkühle unter Bäumen, durch die der Mondſchein brach; nun mußt' ich erzählen, von Rahel, von Bettinen, dann Fragen über Goethe beantworten, und da ich ihn durchgängig pries und rechtfertigte, jauchzte Theobald's Frau laut auf,

denn ſie iſt von jeher eine leidenſchaftliche Verehrerin Goethe's.

Weinsberg, Sonntag, den 5. Juli 1846.

Zu Mittag kam von Heilbronn Kerner's Schwiegerſohn, der Kaufmann Gſell, nebſt ſeiner Frau, beide ſehr angenehm und tüchtig. Der andre Schwiegerſohn, Dr. Niethammer in Heilbronn, iſt mit ſeiner Frau in Kreuth. — Nachmittags Beſuch bei Herrn Fetzer, der mich in Kiſſingen beſucht hatte. Dann kamen aus Heilbronn Profeſſor Chriſtian Märklin, Juſtizrath Rümelin und Profeſſor Rümelin, Vater und Sohn, letzterer hatte mich in Berlin ehmals beſucht. Wir kamen bald in ein ernſtes politiſches Geſpräch, unterſuchten den Geſammtzuſtand von Deutſchland, the state of the nation, wie in engliſchen Parlamentsdebatten, und kamen, uns ſelbſt unerwartet, zu dem allerkläglichſten Ergebniß! Wir mußten uns bekennen, daß wir als Nation erbärmlich daſtünden, in nichts vereint als in Einbildungen und elender Geduld, in allen Dingen gehemmt, betrogen, gefoppt, in nichts gefördert oder geſtützt, für alle Launen des Schickſals bereit gehalten. Preußen hat alles Vertrauen verloren, man verachtet unſer Treiben und verſpottet es! Ueber die Synode wurde viel geſprochen, die Leute wiſſen alles, was man bei uns darüber weiß. Marheineke wird betrauert, Eichhorn geſchmäht, Schelling gehaßt. Ein Sohn Schelling's, Diakonus in Weinsberg, ein ſehr beſchränkter Menſch und Pietiſt, der aber in Strauß's Gegenwart das Maul nicht aufzuthun wagt, reiſte grade den Abend zum Beſuch der Eltern nach Berlin ab. — Wieder ein herrlicher Mondſcheinabend, wir ſaßen lange im Freien, unter vertraulichen Geſprächen. Kerner hat in ſein kleines

Weinsberg ein großes Leben verſammelt, die vornehmſten Beſuche und Verbindungen ziehen ſich durch dieſe Idylle. Er gab mir ſeine Briefſchaften zu durchblättern, und Briefe einer Gräfin von Kielmannsegge in Dresden zum Leſen mit auf die Reiſe. Alle Jugendfreunde wurden beſprochen, hundertmal der Name Roſa Maria's genannt! — Ein Ausſchnitt von ihr hing unter Glas und Rahmen in dem kühlen Zimmer, wo ich gleich nach dem Eſſen eine Stunde auszuruhen pflegte, aber nicht einſchlief, weil Gedanken und Eindrücke mich wach hielten.

Darmſtadt, Montag, den 6. Juli 1846.

Ich wollte nicht länger die Brunnenkur aufſchieben und beſtand auf der Abreiſe. Ein Gewitter hatte während der Nacht die Luft abgekühlt und der Himmel war bedeckt. Ich hätte es nicht beſſer zu beſtellen gewußt! Kerner brachte mich bis Heilbronn, ich fuhr mit ihm in ſeinem offnen Wagen. In Heilbronn beſahen wir die Kilianskirche und von außen das Rathhaus. Strauß war verreiſt. Kerner wußte nicht Ausdrücke genug, der Freude, des Dankes, des Troſtes, daß ich ihn aufgeſucht, und er wollte nun auch auf wiederholtes Wiederſehen rechnen, nicht bloß im Hades oder Mittelreich; denn dieſe Vorſtellungsweiſe, deren Willkür er in ſeinem ſonſtigen Freidenken vollkommen einzuſehen ſcheint, drängt ſich ihm doch in alles ein! — Ich fuhr in Kühlung und Regen nach Heidelberg, dort ſollte Frau von Dudevant erwartet werden, aber die Nachricht war ganz unverbürgt, dagegen Frau von Chézy gewiß anweſend, und da Paulus, Gervinus und Schloſſer nur mit vielem Aufenthalt und großer Beſchwerde zu beſuchen waren, ſo fuhr ich gleich weiter, bis Darmſtadt,

wo ich einkehren mußte, um nicht mitten in der Nacht in Homburg anzukommen. — Beſuch bei Herrn Profeſſor Wagner, der mir ſeine litterariſchen Plane mittheilt, die Briefſchaften Höpfner's zeigt ꝛc. Großes Lob der Tüchtigkeit Duller's.

Homburg, Dienstag, den 7. Juli 1846.

Früh von Darmſtadt fort. In Frankfurt nur Pferde gewechſelt. Von Frankfurt bis Homburg ſechs- bis ſiebenmal Chauſſeegeld, eine wahre Schande für die Fürſten, deren Gebiete ſich in ſchmalen Streifen über dieſen Raum von zwei Stunden hinziehen, und die wie rechte Wegelagerer die Reiſenden brandſchatzen und aufhalten! Und ſo was bleibt ewig, niemand denkt daran, eine ſolche Unanſtändigkeit abzuſchaffen, niemand ſchämt ſich dieſer gemeinen Habſucht! Die Sache iſt nicht unbedeutend, denn an ſolchen Fäden ſpinnt ſich eine Unzufriedenheit fort, die einſt zum harten Stricke wird; dieſe Chauſſee-Einnahmen erinnern uns, wie man mit uns umſpringt, und wer und wie diejenigen ſind, die es thun! — Um zehn Uhr angekommen, bei Herrn Thurneyſſen vorgefahren, der mir eine Wohnung in demſelben Hauſe genommen, wo ich voriges Jahr gewohnt, aber andre Zimmer. — Ich packte aus, zog mich um und machte einen Gang auf die Terraſſe, wo mich der General von Perponcher anredete, mit dem ich mich eine gute Weile unterhielt. Es war ein Uhr geworden, und ich verſuchte im Kurſaale zu eſſen, konnte es aber nicht aushalten, der Lärm und die Hitze machten mir ſolche Angſt, daß ich vor Ende der Tafel aufſtehen und das Freie gewinnen mußte. — Nachmittags brachte mir Ganzmann zwei Briefe von der Poſt, beide frankirt,

aber weil ſie einen Tag hier gelegen, mußten für jeden Brief vier Kreuzer Lagergeld bezahlt werden, als ob es Säcke Wolle oder Fäſſer Bier wären! Auch das brächt' ich im deutſchen Parlament zur Sprache, und wie vieles noch! Ich bin aber nicht Mitglied, das iſt ſchade! — Die Nachricht von Reumont's Adelung — an ſich ohne Bedeutung — war mir ein Feuerzeichen in der Nacht! Das wird in weiter Ferne geſehen und verſtanden! — Ich blieb Abends zu Hauſe und legte mich früh ſchlafen. Vorher noch in des Fürſten von Wallerſtein's „ächten Erläuterungen und Zuſätzen" geleſen, ſie ſind nur als Manuſkript gedruckt. — Homburg ſcheint mir nicht ſehr gefüllt, beſonders nicht von guten Gäſten, die ſchlechte Sorte ſcheint völlig die Oberhand zu haben.

Homburg, Mittwoch, den 8. Juli 1846.

Nachmittags auf der Terraſſe zum Kaffee. General von Perponcher erzählt mir ſehr anziehend von ſeinen Feldzügen, alles Genauere von dem unglücklichen Zuge der Engländer 1809 nach Walcheren ꝛc. Herr Thurneyſſen und unvermuthet auch Herr Dr. Zinkeiſen, Redakteur der „Staatszeitung", da wird politiſirt, aber nicht zur Erheiterung! — Herrn Haumann wollt' ich beſuchen, doch nur die Frau iſt hier. Bekanntſchaft gemacht mit Madame Bochmühl und Tochter aus Elberfeld; ſie verſichern, das Anſehn des Kanzelwütherichs Krummacher, den man auch dort als einen Heuchler erkennt, nehme bedeutend ab. Herrn Feldmann aus Elberfeld geſprochen, einen Herrn aus Kaſſel, deſſen Name mir nicht einfällt. Thee getrunken im Freien und dann nach Hauſe.

Homburg, Donnerstag, den 9. Juli 1846.

Zum erſtenmale den Brunnen beſucht. Es war leer dort und ich ſah nur wenige Bekannte, doch zuletzt noch Frau von Nelleſſen, die eine lebhafte Freude zeigte, ſehr wohl ausſah- und anmuthig ſprach. — Beſuch des Hauptmanns von Silber, der mir zuvorkam. Um halb zwölf Uhr ging ich auf das Schloß zum Landgrafen, der erſt vorgeſtern von einer Reiſe zurückgekommen iſt. Wir ſprachen von ſeiner Schweſter, von Tettenborn, der Verluſt beider ſchmerzte ihn ſehr. — Er zeigte viel Beleſenheit in meinen Sachen, fragte mancherlei darauf Bezügliches, knüpfte Bemerkungen an. Die Prinzeſſin Wilhelm hatte Kerner'n erzählt, ſie ſei in ihrer Kindheit, als ſie vor den Franzoſen plötzlich flüchten mußte, durch den Schrecken eine Zeitlang wie wahnſinnig geweſen und ſpäterhin durch eine Hellſeherin, zu der man ſie nach Mainz gebracht, geheilt worden; ich ſollte den Landgrafen um nähere Angaben erſuchen, er wußte aber von der ganzen Sache nichts, die er jedoch keineswegs in Zweifel zog. — Nachmittags auf der Terraſſe wieder mit Herrn Thurneyſſen; dann ſprach mich Herr Oberbergrath Böcking an, der nur als Durchreiſender bis zum Abend hier war; mit ihm ging ich ſpaziren und kam bald in lebhaften Streit mit ihm, gegen ſeine Forderung von Schutzzöllen behauptete ich die Handelsfreiheit, beſtritt den Nutzen unbeſchränkten Gewerbfleißes ꝛc. Wir waren über die Thatſachen nicht einig, noch weniger in den Folgerungen. Er iſt ein verworrener Kopf, klug in ſeiner Art. Merkwürdig war mir, was er von ſeinen perſönlichen Sachen erzählte; der Miniſter Flottwell erlaubte ihm nicht in Berlin zu bleiben, der König aber; darauf wurde er penſionirt mit vollem Gehalt, den ihm der König zu dieſem Zweck eben erſt um dreihundert

Thaler erhöht hatte. Bei der letzten Zollkonferenz in Karlsruhe war er als Privatmann dort, aber der König ließ ihm durch die Gesandtschaft ungnädig eröffnen, er solle Karlsruhe angenblicklich verlassen; er blieb aber doch noch zehn Tage, mit des jungen Canitz Bewilligung, damit kein Aufsehen entstünde! — Dr. Zinkeisen gesellte sich zu uns, die neue Zeitung wurde besprochen, die vom 1. Oktober an in Berlin erscheinen soll, und ihr dieselbe Prognosis gestellt, wie der „Staatszeitung", dem „Rheinischen Beobachter" 2c. Merkwürdige Mittheilungen: der Djalynski'sche Brief über die Bauernaufstände in Galizien ist von Seiten des Königs in die Zeitung befördert worden, die spitzen Anmerkungen zu dem Gegenartikel des „Oesterreichischen Beobachters" hat wirklich der Minister Canitz eigenhändig geschrieben; in den Zeitungssachen weiß keiner der höheren Beamten aus noch ein. Ich fragte, was denn Ranke zu all den Dummheiten derer sage, die er als seine Gönner verehre, denen er huldige, und die Antwort war: der will nie von diesen Sachen reden. „Lassen Sie mich in Ruhe, ich will nichts hören, was gehen mich die Geschichten an", ruft er aus und giebt so wenigstens negativ seine Leute preis. Ueber Reumont wird viel glossirt; daß er ein Jesuit sei, wird als ausgemacht angenommen; man versichert, noch weit Höherstehende seien Jesuiten und also Revolutionairs, denn sie und nur sie brächten alles zum gewissen Umsturz; man suche sich geflissentlich die Leute aus, die den Staat verderben, den Thron untergraben, zuletzt freilich träten immer die Massen auf, aber dies sei nur die Folge von jenem verkehrten Wirken. — Noch ein Geschichtchen vom Rhein: Als der König zuletzt am Niederrhein war, ließ er sich viele Leute vorstellen, und bei einem Namen, den er nicht deutlich vernahm, fragte er

den Mann ſelbſt, der darauf ſeinen Namen ſagte und hinzufügte „Landtagsabgeordneter"; der König, der nun wußte, wer vor ihm ſtand, ſagte trocken: „Ich habe Sie gefragt, wie Sie heißen, und nicht, wer Sie ſind!" wandte ſich kurz ab und ließ den Mann ſtehen. Es war Beckerath aus Krefeld, der ſchon lange durch ſeinen Freiſinn mißfallen hatte. Drei Wochen hernach empfing er doch den rothen Adlerorden dritter Klaſſe. Hinwieder iſt er Verfaſſer der beißenden Antwort an den Miniſter Flottwell.

Homburg, Sonnabend, den 11. Juli 1846.

Die Prinzeſſin von Preußen, vorgeſtern ſpät angekommen, war ſchon geſtern am Brunnen, heute kam ſie, als ich eben heimkehrte, ich ging ihr aus dem Wege, die alten Redensarten widern mich an; auch Herr von Witzleben, der hinter ihr herſtapelte, ſah mir wie eine abgedroſchene Redensart aus. — Mit Zinkeiſen geſprochen, mit einem Elberfelder, der mir techniſche Sachen mit Kenntniß erörterte.

Im Leſezimmer die Zeitungen durchgeſehen. Sehr überraſcht hat mich die den badiſchen Ständen durch den Miniſter von Duſch mitgetheilte preußiſche Erklärung, die Wegweiſung Itzſtein's und Hecker's von Berlin ſei von der preußiſchen Regierung mißbilligt worden, und am wenigſten ſei eine Ehrenkränkung beider Männer damit gemeint geweſen. Die Rede Welcker's über die ſchandbare Geſtalt des Bundestages hat mir auch ein wenig das Blut erwärmt!

Homburg, Sonntag, den 12. Juli 1846.

Früh am Brunnen getrunken, es war kühl, und ich hielt mich nicht länger auf, als nöthig. Als ich zurückging, kamen viele Leute erst. Mit General von Perponcher gesprochen, mit Herrn von Oechsner, mit Frau von Nelleſſen. — Neben mir wohnt eine holländiſche Dame nebſt Tochter, an Wochentagen lieſt die Tochter mit ſchlechter Geläufigkeit und Eile ihr franzöſiſche Romane vor, heute mit lächerlichem Pathos höchſt langſam die Mutter der Tochter eine holländiſche Predigt und Gebete, dann aber folgten Schelte, weil das Mädchen unter dem Leſen eingeſchlafen war; das heißt den Leuten Gott dienen!

Dr. Zinkeiſen beſuchte mich und erzählte mir umſtändlich ſeine Fahrten mit dem Miniſter Grafen von Arnim, deſſen Rohheit mit ſeiner Dummheit wetteifert, und der da meint, alle Vernunft müſſe ſich vor ſeiner Hoffahrt beugen. Lauter traurige Geſchichten! — Um drei Uhr beim Landgrafen zu Tiſche, mit dem Sohne des Prinzen Guſtav und deſſen Hofmeiſter, Perponcher Vater und Sohn, Präſidenten von Ybell, Thurneyſſen, Hauptmann von Silber ꝛc. Ich ſaß neben dem Landgrafen und hatte das Geſpräch meiſt mit ihm und Perponcher, Kriegsbegebenheiten, holländiſche Waſſerbauten und Sprache ꝛc. — Um fünf Uhr wurden wir entlaſſen.

Draußen ereilten mich alsbald wieder Thurneyſſen und Zinkeiſen, wir gingen eine Weile, dann ſetzten wir uns auf der Terraſſe, Thurneyſſen verließ uns, um mit Madame Haumann zu ſprechen, Zinkeiſen ſetzte ſeine Erzählungen fort, die wirklich oft an das Unglaubliche ſtreiften. Ein beſondrer Fall zeigte den König von vortheilhafter Seite. Die „Staatszeitung“ hatte einen Brief aus Brüſſel aufgenommen, den die Brüſſeler Blätter überſetzten und mit

Anmerkungen begleiteten, die für den Gesandten von Arnim unangenehm waren. Dieser klagte beim Minister von Bülow, der von Zinkeisen Bericht forderte und die Klage unbegründet fand. Allein der Gesandte wiederholte seine Beschwerden und wandte sich auch an den König, der nun von Bülow Bericht forderte. Bülow sagte zu Zinkeisen: „Hören Sie, ich bin ganz auf Ihrer Seite und Sie haben völlig Recht, aber ich kann den Gesandten nicht fallen lassen, und meine Politik fordert, daß ich beim Könige seine Forderung unterstütze; ich werde also darauf antragen, daß ihr genügt und der Briefsteller aus Brüssel aus der Liste der Mitarbeiter an der «Staatszeitung» ausgestrichen werde, das kleine Opfer muß den Verhältnissen gebracht werden und kann Ihnen nicht viel schaden.“ So geschah es. Der König bekam den Bericht, las ihn aufmerksam, schrieb manches an den Rand und erließ endlich ein Kabinetsschreiben, worin er Bülow'n sagte, der Briefsteller scheine ihm ganz Recht zu haben und sei nicht abzuschaffen, die Redaktion verdiene keinen Verweis. Bülow freute sich dieses Ausganges, den er nicht erwartet hatte. Aber welche Geschäftsbehandlung, welche Verschwendung von Schreiberei!

Homburg, Montag, den 13. Juli 1846.

Gestern war ein großes Fest auf dem Feldberge, tausend Sänger, ein paar tausend Turner, eine unzählbare Menge Zuschauer; einige Abtheilungen Turner sah ich hier durchziehen, rüstige Jugend, in grauer Turntracht, grüne Zweige auf den Hüten, Knüttel in den Händen. Sie sahen sehr gut aus. Ein Diplomat sagte, dergleichen Feste seien recht gut, sie lenkten das Volk von andern Dingen ab;

ich dachte mir im Stillen „zu andern Dingen hin!“ Die Stimmung des Volkes ſcheint in hieſigen Gegenden überhaupt ſehr entſchieden, und wenn ſie vieles erträgt, ſo thut ſie es mit wahrem Bewußtſein und nicht ohne geſchärften Unwillen, ſie harrt der Gelegenheit, und die kommt!

Ich las ein paar Zeitungen, Welcker's Rede über den Bundestag erfreute mir das Herz. Geſagt und gedruckt iſt es doch nun, mögen die Schufte hinterher ſchreien, wie ſie wollen!

Homburg, Dienstag, den 14. Juli 1846.

Ich fühle mich flußfieberig, werde nichts eſſen und zu Hauſe bleiben. — Wenn nur nicht die Leute kommen, nach mir zu ſehen, mich widern die Fragen, die Rathſchläge! — Bello merkt, daß alles nicht iſt wie ſonſt, und ſcheint entſchloſſen, die trübe Zeit völlig zu verſchlafen.

Daß das Schloß und die Gegend von Homburg der Schauplatz der Goethe'ſchen Löwen- und Tigernovelle ſein ſoll, kann ich nicht herausfinden. Der Landgraf weiß nichts von der Sache.

Ich legte mich zu Bette, mir war elend zu Muth, ich hatte kaum Stimme und wollte niemand annehmen. Aber ein alter Herr wollte ſich nicht abweiſen laſſen. Es war der Bürgermeiſter Smidt von Bremen, er hatte in Frankfurt heute Mittag meinen Namen in der Kurliſte geleſen und ſich gleich aufgemacht, mich zu beſuchen. Er war mir herzlich willkommen und ſaß lange vor meinem Bette. Nachdem wir ſein Jubiläum beſprochen (das Liedchen Malbrough, das ihn verfolgt), erzählte er mir die große, folgenreiche Arbeit, die er vollbracht, nämlich die von Nord-

amerika mit dem europäiſchen Feſtlande anzuknüpfende regelmäßige Dampfſchiffahrt nach Bremen zu leiten, eine für ganz Deutſchland überaus wichtige Angelegenheit, deren Folgen aber die Binnenländer erſt ſpäter einſehen werden, die Berliner nicht ahnden. Die Art, wie er die Sache geführt, alle Schwierigkeiten überwunden, alle Vortheile geltend gemacht, ließ den vollendeten Geſchäftsmann erblicken. Wir ſprachen nachher über die deutſchen Zuſtände, die er ſchlimmer ſieht, als im Jahre 1819, er mißbilligt alles kirchliche Mantſchen auf's höchſte. Der Graf von Münch wird aus Wien mit einem furchtbaren Schlage gegen die Preßfreiheit erwartet, auch Schriften über zwanzig Bogen ſollen nicht mehr zenſurfrei ſein, beſonders hiſtoriſche Werke ſollen überwacht werden, als in welche jetzt das meiſte Gift gelegt werde. Ohne Zweifel iſt hier hauptſächlich Hormayr gemeint, ſo wie auch bei dem Verbote der beiden bremiſchen Zeitungen, welche Preußen nicht ohne Oeſterreichs Anſtiften eben verboten hat. Dabei ſchreit ganz Deutſchland ungeduldig nach Preßfreiheit, die Beſchränkung wird als eine Schmach gefühlt. Die Regierungen werden täglich feindſeliger, täglich verhaßter; wenn die Franzoſen einmal kommen mit Freiheitsverkündigungen, ſo werden die Deutſchen ihnen auf's neue zufallen. Wir ſind beide alt und möchten ſcheidend unſer Vaterland in beſtem Gedeihen ſehen, mit verſprechender Zukunft; aber eine größere Gefahr und größere Stoffe des Unheils hat Deutſchland vielleicht nie in ſich getragen, als eben jetzt. — Viele Einzelheiten kamen noch zur Sprache, von den Diplomaten bei den freien Städten, beim Bundestage, von der Unwiſſenheit und Gleichgültigkeit unſrer Miniſter in den Handelsſachen ꝛc. Züge der bitterſten Armſeligkeit! — Smidt machte einen Spazirgang zu den Brunnen, kam

dann wieder, saß noch eine Weile und fuhr dann nach Frankfurt zurück. — Ich hatte nicht geglaubt, daß mir der Tag noch so erheitert werden könnte!

Homburg, Mittwoch, den 15. Juli 1846.

Ich las heute in der Zeitung, daß der Justizminister Uhden zwei Referendarien, die angeklagt waren, atheistische Grundsätze geäußert zu haben, aber nur rationalistischer Ansichten schuldig befunden worden, ohne weiteres aus dem Königlichen Dienst entlassen habe. Vortrefflich, die Heuchlerschule wird immer besser! Auch Dr. Gottschall hat in Königsberg nicht Dozent werden dürfen, weil die Frömmler es nicht wollten. Und in dieser Zeit kommen die Schriften Friedrich's des Großen neu heraus, in einer Königlichen Prachtausgabe! Die Zeitungen lassen schon schlagende Stellen daraus abdrucken.

Um die Mittagszeit besuchte mich der Landgraf, der verwundert war, mich krank zu finden. Auch mit ihm wurden die öffentlichen Zustände besprochen, er ist ursprünglich freigesinnt, hat aber viel österreichisches Wesen eingesogen. Von Tettenborn und Gentz war auch die Rede. Dann klagte er über seine Brüder und seine Schwägerin; in diesem Orte, wo man so wenig Umgang hat, lebt jeder für sich, von ihm ganz getrennt; besonders klagt er über die Schwägerin, die kaum je das Zimmer verläßt und voll gehässiger Leidenschaft ist, seiner Gemahlin hat sie viele Jahre lang alles Uebel zugefügt, sie während achtmonatlicher tödtlicher Krankeit nie besucht; nur als sie hörte, man hole zum Sterben den katholischen Geistlichen, fiel sie in Ohnmacht. Auch auf den Sohn wirkt sie sehr schlecht, daher ihn der Landgraf gern in ein Institut bringen möchte,

nachher auf die Universität nach Bonn und dann ein paar Jahre in Militairdienst. Der Landgraf schien noch viel auf dem Herzen zu haben, schien aber diesmal nicht damit herausrücken zu wollen; klagte über Unwohlsein ꝛc.

Bei der Milde der Luft wollt' ich doch versuchen, mein Zimmer zu verlassen, ging mit Ganzmann und Bello — der sich ordentlich freute, daß ich wieder ausging — auf die Terrasse, trank eine Tasse Kaffee und sah mich im Lesezimmer um, sprach Herrn Thurneyssen und Madame Crevenna, Herrn d'Orville — Onkel des Fräuleins d'Orville bei Bettinen —, Herrn und Frau von Silber, einen Grafen aus Berlin, dessen Namen mir nicht beifällt, Perponcher und seinen Sohn, alle nur einen flüchtigen Augenblick, und eilte wieder nach Haus. — Doch war mir der kleine Auslauf wohlthätig, und ich habe doch wieder die Ueberzeugung, daß ich in Homburg bin, was ich in meinen vier Wänden vergessen kann.

Die Unterdrückung der Deutschkatholischen in Hessen-Kassel ist durch Einfluß von Wien her bewirkt worden, das ist so ziemlich bekannt. Weniger bekannt aber ist es, daß dieser Einfluß in einem Geschenk von hunderttausend Gulden für die Gräfin von Schaumburg bestand, die angetraute Kebse des Kurprinzen, die er ihrem Mann für baares Geld abgekauft hat. Glaubwürdige Personen haben den Wechsel gesehen. Die Fanatiker haben Geld die Fülle, die Jesuiten kaufen überall großen Grundbesitz unter fremdem Namen; jener Zweck war die Summe werth.

Homburg, Donnerstag, den 16. Juli 1846.

Der Husten wankt und weicht nicht. An Ausgehen ist nicht zu denken, das gestrige hat mir zwar nicht

geſchadet, aber auch nicht genutzt; heute aber iſt die Luft ſchwer und trübe, auch hat es ſchon etwas geregnet. Für einen Staatsgefangenen wäre meine Abgeſchiedenheit ganz erträglich, für einen Kurgaſt iſt ſie unleidlich.

Ganzmann brachte mir einen Brief von *, der mich erſchreckte und nachdenklich machte. Veränderungen ſtehen bevor, deren Möglichkeit ich beſeitigt oder doch weit entfernt glaubte, und die plötzlich ganz nahe getreten waren, und vielleicht eben jetzt wieder ganz nahe ſtehen! Es iſt immer grauſam, wenn der ruhige Verlauf der Dinge, auf den man ſich eingerichtet, zu dem man ſich gewöhnt hat, nicht durch den eignen Willen, ſondern durch äußere Zufälle geſtört wird; man hat ſich vielleicht nicht ganz gern in eine Lage gefunden, aber man hat ſich darein gefunden und die Unſtatten ertragen, da wird man aufgerüttelt und erinnert, daß es hier nichts Zuverläſſiges giebt, ſondern nur Unſichres und Wandelbares. Wenn dies im Einzelnen vorkommt, iſt es ſchon ſchlimm genug, tritt es aber im Allgemeinen ein, dann heißt es Revolution und Volksgeſchick; ich ſehe im Kleinen das Bild des Großen, und fühle bei ſolchen Anläſſen recht lebhaft, wie ſehr ich am Beſtehenden halte, wenn es nur leidlich, nur erträglich iſt und nicht alle Verbeſſerung ausſchlägt. Aber ich ſpiegle mir nichts vor, ſondern bekenne mir deutlich, daß ich ſelber keines Ortes und keiner Verhältniſſe ſicher bin; die Leute, die unſre Sachen treiben, können es dahin bringen, daß wir Verbannte ſein müſſen oder Auswanderer. Gott helfe!

Homburg, Freitag, den 17. Juli 1846.

Von Herrn Aſſeſſor Dr. Weil Bücher nebſt einem Brief erhalten, „Konſtitutionelle Jahrbücher", worin ſehr wackre

Aufſätze, von Weil ſelber, von Welcker, von Karl Mathy, aber betrübt zu leſen, lauter Darlegungen, wie ſchmachvoll, willkürlich, dumm und bösartig unſre vaterländiſchen Angelegenheiten behandelt werden, wie der Wahrheit, dem Rechte, der geſunden Vernunft öffentlich Hohn geſprochen wird, ohne Scheu und Scham. Ich konnte es auch nicht lange ertragen und mußte die Bücher bei Seite legen.

Faſt reut es mich, daß ich heute von meinem Zuſtande ſo kläglich nach Berlin geſchrieben habe, denn, ſo arg es heute früh war, ſo leidlich läßt es ſich heut Abend an. Wie glücklich, wenn der Unhold abzöge! Es iſt ein ganz anderes Daſein, ſich krank oder wohl zu fühlen, die Welt nimmt ſich anders aus, die Menſchen, ſogar die Bücher! — Recht geiſtreiche Bemerkungen, nicht wahr? Nein, nur Seufzer!

Ich habe die Ausſicht über einen ausgedehnten Hügelrand auf einen Kirchthurm, der das Städtchen Ober-Urſchel bezeichnet; dieſes iſt jetzt naſſauiſch, gehörte aber ehmals zur Grafſchaft Königſtein, Beſitz der Fürſten von Stolberg-Gedern, aber von Kurmainz ehmals eingezogen. Der Landgraf ſagte neulich zu mir, ich wiſſe wohl nicht, daß ich aus meinen Fenſtern einen Ort ſehe, wo eine berühmte Buchdruckerei geweſen? In der That, ich wußte nichts davon, aber auch der Landgraf konnte mir nicht ſagen, was dort gedruckt worden, noch zu welcher Zeit, ob unter den Stolberg's oder unter Mainz. Ich muß doch die Sache weiter zu erkunden ſuchen.

Homburg, Sonnabend, den 18. Juli 1846.

In der „Allgemeinen Zeitung" ſteht, Ruſſen und Engländer machten hier die Ueberzahl; ganz falſch! Ich habe

noch kein Wort Ruſſiſch hier gehört und ſehr wenig Engliſch, wohl aber viel Holländiſch, und von allen Ecken her ſchlagen frankfurtiſche, kölniſche und weſtphäliſche Stimmen grobfällig an's Ohr.

Herr Thurneyſſen beſuchte mich, er war geſtern in Walluf und bringt gute Nachrichten und Grüße von Frau von Tettenborn. In Frankfurt hatte man die Neuigkeit, daß ein neuer Kongreß in Wien ſtattfinden ſoll, gegen die Preſſe und gegen die Deutſchkatholiſchen. Man weiß, was zu erwarten ſteht, aber man zuckt die Achſeln dazu im voraus. Der alte Metternich hat ſeine alten Künſte längſt verbraucht, er bringt nichts mehr zuwege und hat nie viel zuwege gebracht; was iſt ihm denn eigentlich gelungen? Die Welt ringsumher iſt erfüllt von Dingen, die ihm zuwider ſind, und ſo wird er deren neue ſchaffen! Jemehr man die Deutſchen unterdrückt, jemehr weiſt man ſie den Franzoſen zu, und das wird auch das Ende vom Liede ſein, daß Deutſchland in ſich zerfällt, wenn die Regierungen ihre falſche und elende Wirthſchaft ſo weiter treiben. — Nachmittags, obgleich es regnigt war, ging ich doch aus, trank im Kurhaus eine Taſſe Kaffee, las die „Voſſiſche Zeitung", ſprach Herrn Thurneyſſen, Herrn Feldmann und Herrn von Hänlein, und ging mit Ganzmann im Kurgarten etwas ſpaziren; die Luft war bewegt aber mild, plötzlich regnete es, ich war gleich im Trocknen und nach fünf Minuten hörte es wieder auf, allein da neue Güſſe drohten und doch die Gänge nun naß waren, ſo zog ich mich klüglich nach Hauſe zurück. — Alles klagt über furchtbare Langeweile, die Geſellſchaft wird ſich durchaus nicht Gegenſtand; ich war noch nie in einem Bade, das ſo gar keinen Stoff der Unterhaltung aus ſich ſelber ſchöpfte. Die Prinzeſſin von Preußen iſt wie nicht hier, kein Menſch redet von ihr;

auch ſonſt niemand von Auszeichnung wird genannt, keine ſchöne und große Weltdame, kein Mann von Anſehn und Bedeutung. Die vorigen beiden Jahre waren doch ganz anders. Das Spiel jedoch gedeiht, das iſt immer in vollem Gange und dicht umdrängt.

Homburg, Sonntag, den 19. Juli 1846.

Frau von * erzählte mir alles Mögliche von Hamburg, eine Menge Vorfälle und Züge, die mir großentheils merkwürdig waren, auch über die Stimmung der Hamburger gegen Preußen, dem ſie ſeit der Geſchichte von Itzſtein und Hecker entſchieden feindlich ſind. Der Poſtdirektor Buchner aus Hamburg, der aber unter einem andern Namen hier iſt, nahm an dem Geſpräche hin und wieder Theil. Auch berliniſche Sachen erfuhr ich auf dieſem Umwege, die mir an Ort und Stelle unbekannt geblieben waren. General Graf von Perponcher, Herr Feldmann, Herr Thurneyſſen, Kommerzienrath Haſenclever ꝛc.

Als der König, wie von den andern Miniſtern, auch vom Grafen von Arnim eine Denkſchrift über reichsſtändiſche Verfaſſung ausarbeiten ließ, hatte er ausdrücklich verboten, das Wort „Konſtitution“ oder „konſtitutionell“ zu gebrauchen; Herr von Uſedom, der ſtatt Arnim's die Feder führte, half ſich daher mit dem Ausdruck „parlamentariſches Regime“. Auch von Verantwortlichkeit der Miniſter wollte der König durchaus nicht geſprochen wiſſen. Der Miniſter von Bülow ſagte mir damals, die Arnim'ſche Denkſchrift ſei höchſt mittelmäßig und ſchwach geweſen.

Als Herr von Uſedom zum Geſandten in Rom ernannt war, wollte der Pabſt ihn nicht annehmen, weil er

Bunſen's Gehülfe geweſen ꝛc. Der Miniſter von Bülow, ohne deſſen Zuthun die Ernennung geſchehen war, fand die Weigerung erheblich; am heftigſten aber wirkten zwei Weiber in der Sache, die Frau von Kimsky und die Gräfin von Spaur, beide weil ſie gern dem jungen Canitz den Poſten verſchaffen wollten, der mit der erſtern gut und mit der letztern ſehr gut ſteht. Die Ränke wurden auch durch Wien durchgefädelt, und der alte Canitz, ohne grade thätig darin zu ſein, ſchwieg doch ſtill dazu, weil der Vortheil ſeines Sohnes im Spiele war. Endlich aber ſiegte doch der Wille des Königs, der den Empfohlenen ſeines Günſtlings nicht wollte fallen laſſen, und man gab in Rom nach. In den Zeitungen ſagte man damals, es hätten gar keine Schwierigkeiten ſtattgehabt!

In wunderbare Verlegenheit brachte mich Frau von * durch ein begeiſtertes Lob, das ſie meinem Büchlein über Held ſpendete; ſie habe es mit Entzücken geleſen, das ſei ein Buch, das alle junge Leute leſen müßten, ſie habe es auch gleich ihrem Sohne geſchenkt, als die beſten Lehren enthaltend, als ein Gegengift gegen alle Revolutionsantriebe, als ein Beiſpiel, wie man bei beſter Geſinnung ſich doch unglücklich machen könne ꝛc. Ich konnte nichts dawider aufſtellen, ich mußte die ſeltſame Nutzanwendung in Gottes Namen gelten laſſen. Aber ſolches Lob erinnere ich mich nicht je geärntet zu haben.

Der Tag war zu ſchön und mild, als daß ich im Zimmer hätte bleiben mögen, die Sonne ſtand noch ziemlich hoch, und ich ging daher nochmals in den Kurgarten, ſaß eine Weile mit Herrn und Frau von Born, von denen ich hörte, daß auch Frau von Nelleſſen krank iſt — von einem Abende bei der Prinzeſſin von Preußen —, ging

dann noch etwas, hörte die Musik mit an und ging nach einer halben Stunde schließlich heim.

Die Erinnerung an Hamburg war mir lebhaft erweckt worden, ich träumte mich in meine Jünglingsjahre, in den Garten von Rainville und Slavshof, wo ich oft so gegangen, wie jetzt hier, so das Getriebe mit angesehen, der Musik zugehört, einsam in der gedrängten Volksmenge, der Hauptunterschied von damals und jetzt ist der, daß ich damals noch nichts von dem hatte, was ich jetzt nicht mehr habe. Es gab eine Zeit, wo es mich beglückt hätte, in Hamburg zu leben, jetzt möcht' ich es um keinen Preis! Ich möchte den Ort höchstens darum noch einmal wiedersehen, um den Sinn desto tiefer in das Vergangene zu versenken. Ich habe dort Dinge erlebt, über die ich mich noch heute nicht trösten kann! Harte, verworrene, zerrissene Jugend!

Homburg, Montag, den 20. Juli 1846.

— Ich bekam den Besuch des Kommerzienrathes Hasenclever, darauf des Hauptmanns von Silber, Hasenclever fragte sehr antheilvoll wie immer nach meinen Arbeiten, dann nach den Berliner Geschichten, Ministerwechsel, Reichsständen, Bank 2c. Ich schenkte ihm klaren Wein ein, soviel ich es konnte; warum nicht? Er ist ein Preuße, wie ich, und noch dazu ein Landstand! Sind doch überhaupt alle diese Sachen das öffentliche Geheimniß!

Mittags regnete es und kühlte sich merklich ab, wurde aber bald wieder schwül. Gegen drei Uhr auf die Terrasse mit Ganzmann. Ich hatte kaum eine Tasse Kaffee getrunken, so redete mich ein alter Herr an: „Kennen Sie mich noch?" Ich sagte ganz beherzt: „Nein!", hätte ihn

aber freilich kennen ſollen, denn noch im Jahre 1841 oder gar 1842 hab' ich ihn in Kiſſingen geſehen. Es war der alte Geheime Legationsrath von Kölle, den ich ſchon im Jahre 1811 in Dresden gekannt. Damals mißfiel er mir ſchon, wie er mir noch mißfällt; ein aufgeblaſener, wichtigthuender Schwätzer, der alles weiß und immer durch ſein Wiſſen und ſeine Lebenskunde in Erſtaunen ſetzen will. Herr Moritz von Haber trat zu uns, ſagte mir, daß ſeine Eiſenbahn binnen zwei Jahren zu Stande kommen wird, und daß ſein Bankprojekt in Darmſtadt bereits genehmigt worden, nahm dann Abſchied und fuhr nach Frankfurt zurück. Der Regen begann wieder und nöthigte uns in den Saal, wir ſetzten uns, nach und nach kamen Herr Feldmann, Herr von Oechsner, Herr Thurneyſſen an mich heran; Kölle war immer ſehr weiſe, ſehr gewichtig, nur Herr von Oechsner ſetzte ihn ein paarmal durch gründlichen Widerſpruch in Verlegenheit. — Nach einer Weile ging ich in's Leſezimmer und las lange. Aber der Regen wurde nur ſtärker, ich konnte nicht fort. Aus den offnen Fenſtern des Saales ſah die Landſchaft herrlich aus, erſt grüner Vordergrund, dann aus der Tiefe den Berg hinan ſanfter Nebelduft des Regens, dahinter und darüber wieder das Waldesgrün. — Ich ſprach mit Herrn Blanc. Darauf kam Kölle wieder und wir ſprachen noch ein Langes und Breites, Politik und Litteratur, alles ohne Belang. Darauf kam Herr Dr. Weil, beide Herren kannten einander, und ich ließ ſie etwas allein, denn mich redete der Geſandte Antonini an, den ich ſchon auf ſeine Aehnlichkeit angeſehen und an ſeinem Grinſen erkannt hatte; er kommt mit der Gräfin von Pourtalès aus Schlangenbad, um der Prinzeſſin von Preußen aufzuwarten, und bleibt nur den einen Tag. Kammerherr von

Witzleben, wieder Kölle, Graf von Perponcher. Zuletzt ging ich im Saale mit Dr. Weil auf und ab und hörte von ihm mancherlei Merkwerthes. Endlich hörte auch der Regen auf und ich durfte es wagen, durch die dunstende Nässe nach Hause zu gehen. Ich kam glücklich an und es hat mir, glaub' ich, nichts geschadet.

Ich hätte nicht gedacht, daß Kölle schon so alt ist; er sagte mir, er sei am 11. Februar 1781 geboren. Ich vergesse immer, daß es mir nicht allein geschieht.

In den „Konstitutionellen Jahrbüchern" des Dr. Weil sind die Verhandlungen des rheinischen Provinziallandtags mit allen Namen und Abstimmungen ausführlich abgedruckt, auch selbst das, was die preußische Zensur nicht zum Drucke verstattet hatte; da wird nun der kindische Eigensinn, mit dem unsre Minister diese Namennennung in den Protokollen immer verweigert haben, recht in seiner Erbärmlichkeit hingestellt und die fernere Verweigerung, sollte darauf bestanden werden, zur völligen Lächerlichkeit! Ein rheinisches Landtagsmitglied hat die Verhandlungen offen mitgetheilt, dem Einzelnen ist nicht verboten zu thun, was dem Landtage selbst versagt ist.

Ich lese immer entschiednere Verneinungen der Bunsen'schen Berufung nach Berlin ꝛc. Möglich, daß das alles schon wieder nicht mehr wahr ist, aber ist damit gewiß, daß es auch gar nicht wahr gewesen? — Ich denke an den Schwanenorden. „Das Gerücht von seiner Wiedererweckung entbehrt aller Begründung", versicherte aus zuverlässiger Quelle die „Staatszeitung", ein paar Monate später erschien die königliche Urkunde seiner Erneuerung.

Herrliche Wolkenzüge in meiner Aussicht! Es reguet noch stark und wird kühl. — In Puschkin gelesen mit großem Wohlgefallen.

Homburg, Dienstag, den 21. Juli 1846.

— Ich will etwas gehen, gleich gesellt sich Herr von Kölle zu mir. Ich will in's Lesezimmer, er auch, allein plötzlich sieht er den Baron von Cotta mit seiner Familie ankommen, und so werd' ich ihn los! — In der „Allgemeinen Zeitung" lese ich, daß der Prinz Heinrich von Preußen am 11. in Rom gestorben. — Mit Bello eine Zeitlang Ball gespielt, auf dem eben geschornen Rasen ging es vortrefflich. — Als ich wieder über die Terrasse ging, rief mich Perponcher an, machte mich mit dem niederländischen Gesandten von Scherff und seiner Frau bekannt, und lud mich ein, bei ihnen Platz zu nehmen, aber Kölle kam wieder, und die andre Gesellschaft wurde benachrichtigt, die Prinzessin von Preußen sei im Garten, sie gingen daher Alle zu ihr. Ich streifte Kölle'n wieder ab, ging und saß noch eine Weile allein und lenkte sachte nach Hause. — Das ist nun ein Homburger Tag! Mein einziger Trost war, daß es noch schlimmer sein könnte; was fing' ich zum Beispiel an, wenn ich der Kammerherr der Prinzessin sein müßte?

Herr von Hänlein bemerkte, Baden sei jetzt das revolutionairste Land in Deutschland, Baden und Preußen, wurde der Ausdruck verbessert und dabei bemerkt, daß die preußischen unter Zensur erscheinenden Zeitungen viel ärgere Dinge als die verbotenen Bremer Zeitungen zu liefern pflegen, wenn auch nicht grade für Preußen insbesondre so empfindliche Sachen, denn die Zeitungen werden nicht sowohl für die Kühnheit ihrer Aeußerungen gestraft, als weil sie sich unterstehen, Sachen auszuplaudern, die man geheim zu halten wünscht, man straft sie, daß sie so gut unterrichtet sind.

Homburg, Mittwoch, den 22. Juli 1846.

Der Huſten iſt wieder ſtark, ein ſchändlicher Morgengruß jedem Tage; ja, ich wünſche ihn, wie mir geſtern vom Sitze der General-Synode geſchrieben wurde, zu allen Teufeln, die dort gewiß auch ſehr zahlreich beiſammen ſind, um zu hören, was alles gegen ſie beſchloſſen wird.

Von Humboldt's „Kosmos" ſind zehntauſend Abdrücke verkauft worden. Der Schluß des Manuſkripts zum zweiten Bande iſt kürzlich bei Cotta eingegangen; in einigen Wochen wird er ausgegeben werden.

Einige Redensarten, die mir in Geſprächen vorgekommen: „Sie hat mich noch ſchön drangekriegt, ich habe Schulden für ſie bezahlen müſſen", „Ich habe mein Fell nicht geſchont"; daß ein kürzlich Verſtorbener „wie von Madame Récamier auch von Frau von Sévigné ſtets Briefe bekam", gehört auch etwas hieher. Ich kann aber verſichern, daß mir dergleichen gar keinen Spaß macht, ſondern eher weh thut.

Endlich hab' ich den Roman von Soulié ausgeleſen, „Les drames inconnus", ein Schandbuch, ohne alle dichteriſche Weihe, Dreck in Künſtelei verarbeitet, gewaltſame Anhäufung von Gräueln, gewaltſame Verflechtung, und das Ganze dennoch matt, leblos, unwahr, ohne die Kraft und Ergriffenheit, die in Sue's Ungeheuern ſich zeigt. Der Anfang iſt noch das Beſte, da iſt noch das meiſte Talent. Ich bin froh, daß die Leſerei zu Ende iſt, und es iſt mir ganz recht, daß ich ſie durch keine ähnliche erſetzen kann, die ſchlechte Koſt verlockt doch, indem ſie mißbehagt, man lieſt mit halbem Sinn, man iſt nicht ängſtlich wegen des Verſtehens und Behaltens, das alles iſt aber ſchlecht. — „Fort mit dem Racker!" ſagte Matthias Sprengel in Halle, wenn er in Zeitſchriften auf eine Klopſtock'ſche Ode ſtieß.

Nachmittags auf der Terraſſe; am erſten Tiſche gleich Hänlein's und Poſtdirektor Buchner. — Diplomatiſche und andre amtliche Verhältniſſe werden beſprochen, Erzählungen, Anekdoten, Karakterzüge, wer nur alles behalten könnte! Auch Herr von Kölle kam richtig wieder, ſetzte ſich zu uns und gab über Rom und römiſche Sachen wirklich erwünſchte Aufſchlüſſe, auch über manche ſüddeutſche Angelegenheiten; er wollte ſich vor Hänlein von der vortheilhafteſten Seite zeigen, und zeigte in der That eine ſolche. Nachher blieb ich mit ihm allein, erſt ſitzend, dann gehend, es folgten vertraulichere Mittheilungen, ein bischen Lob, das ich ſeinem Nekrolog Bartholdy's ſpendete, erregte ihn ſichtbar. So waren faſt drei Stunden verfloſſen, immer im Freien. Herrn von Oechsner geſprochen, Herrn Dr. Weil. Nun ſonderte ich mich ab, um zwei Briefe zu leſen, die mir Ganzmann gebracht hatte, einen aus Berlin von Weiher mit Neuigkeiten, einen aus Bern von Troxler. Daß der Präſident von K. ſich um das Amt eines Generalpoſtmeiſters beworben, war mir ſo neu als verwunderlich. Aller Beamtenwechſel, der gemeldet wird, dünkt mich ſo unnöthig als unerfreulich, die Folge muß Stockung und Verwirrung ſein, und grade in dieſem Zeitpunkte reiſt der König in's Ausland!

Homburg, Donnerstag, den 23. Juli 1846.

Ich leſe in der Zeitung, daß die Fürſtin zur Lippe, die „Studentenmutter", in Rudolſtadt geſtorben iſt; ein Original weniger in der Welt! — Neue Kurliſte, bri auch nicht Einen Namen, der anzöge oder neugierig

Der Aufſatz in der Cotta'ſchen „Vierteli über Autographen galt mir bisher für ſ

dieſer aber verſichert, Herr von Radowitz ſei der Verfaſſer.

Das Abentheuer des General-Superintendenten S. aus Königsberg in Preußen, der als Mitglied der General-Synode in Berlin ſich Abends in ein Haus verirrte, wo er nicht wohnte, macht großen Lärm. Ein Pietiſt, ein Orthodoxer, ein Zelot! Der König erlebt wenig Freude an ſeinen Geiſtlichen.

Was iſt das für ein Tag geworden! Gedrängt voll Anregungen aller Art! — Um zehn Uhr kam Kölle zu mir und blieb bis zwölf Uhr. Er war unerſchöpflich in Mittheilungen aller Art, Thatſachen, Bemerkungen, Anſichten, Verknüpfungen; er ſprach mitunter ſehr gut und immer unterhaltend, irrte ſich aber in vielen Sachen, beſonders in den Angaben, die er über die beabſichtigten preußiſchen Reichsſtände aus beſter Quelle wiſſen wollte. Auch ſeine Freimaurerei kam wieder zur Sprache, und merkwürdig war mir, daß er den Illuminaten-Orden noch jetzt in Baiern als beſtehend und wirkend annahm. — Kaum hatte mich Kölle verlaſſen, ſo erſchien ein Fremder, ich erkannt' ihn doch ſchnell, Exzellenz von Müller aus Weimar, der hier die Prinzeſſin von Preußen beſucht. Der brachte einen vollen Sack von Neuigkeiten, aber die meiſten erwieſen ſich als grundlos und fielen ſogleich unter der prüfenden Kritik; zum Beiſpiel, daß Prinz Waldemar ſeit acht Tagen mit Giſela von Arnim — ja, mit Giſela — verheirathet ſei, die ſterbende Prinzeſſin habe es gutgeheißen; ferner, daß Frau von Stein in Schöneberg, erſchrocken über die in Breslau zum Druck beförderten Briefe Goethe's an Herrn von Stein, und fürchtend, daß man ihr durch Abſchriften ihres Schatzes vorgriffe, dieſen nun auch in Druck gegeben habe, und

anders noch manches, ſowohl Politiſches als Litterariſches! Es war ein Sturm von Austauſch. Die ſchönſten Sachen für mich von der Großherzogin, ſie klage oft, daß ich ihre Tochter nicht in Berlin oft ſehe, „c'est bien singulier", ſagte ſie, „que M. de Varnhagen ne se rapproche pas davantage d'Auguste." Die Großherzogin weiß, that somewhat is rotten in Denmark, und meint und hofft, ich könne zum Guten wirken! Die Prinzeſſin ſelber hat Herrn von Müller geſagt, daß ich hier ſei, daß ſie mich aber nicht zu ſehen bekomme, daß ſie wiſſe, ich käme nicht zum Diner — ſie hat mich aber auch nie einladen laſſen — und daß ſie ſehr wünſchte, öfters mit mir zu ſprechen, ſie ſehe faſt gar keine kluge Leute u. ſ. w. Ich wehre mich indeß beſtens gegen alle ſolche Redensarten, hinter denen wenig ſteckt. Herr von Müller blieb bis gegen zwei Uhr und ging dann zur Tafel, er ſpeiſte bei der Prinzeſſin.

Ich war zu aufgeregt von den vier Stunden Geſpräch und konnte nicht ruhen, ging daher bald auf die Terraſſe, hatte ein angenehmes Geſpräch mit Herrn von Oechsner, der Herrn Thurneyſſen nicht zu kennen behauptete, und den ich plötzlich fragte, ob er mich kenne? Auf die Schmeicheleien, die er mir ſagte, daß man mich kenne, ohne mich geſehen zu haben ꝛc., erwiederte ich, ſchon im vorigen Jahre habe er mich ſo aufgezogen, dieſes Jahr thue er es wieder, ich ſei krank und wolle es noch diesmal ſo hinnehmen, aber im nächſten Jahre nicht, da ſolle er ſich hüten! Ich mußte noch oft erinnern, freilich ſchrieben wir noch nicht 1847, und ſo müſſe ich's gut ſein laſſen! Es war Humor in der Sache! Herr und Frau von Born nahmen etwas Theil. — Nun aber mußt' ich mich zu Hänlein's ſetzen, mein Platz neben Frau von Hänlein war mir ſchon vorbehalten. Herr Thurneyſſen, Geh. J

Buchner und ein junger Fürſt von Corvey — ein hübſcher, kluger Mann — waren von der Geſellſchaft und das Geſpräch wurde lebhaft, ſpäter ſetzte ſich auch Kölle zu uns. Hundert Sachen wurden mir erzählt, links von Herrn von Hänlein, rechts von Frau von Hänlein, ich wurde faſt betäubt vom Zuhören, und mußte doch auch mehr mitſprechen, als mir taugte. Mittendrin kam Ganzmann und brachte mir einen Brief aus Berlin von *. Frau von Hänlein rief gleich: „Ah, das iſt eine Frauenhand!“ — „Wie?“ verſetzte ich, „das eine Frauenhand? Im Gegentheil, eine rechte Kanzleihand! Kennen Sie denn nicht die Hand des Geh. Rathes Philippsborn?“ Ich las nun ſtill für mich, und da ich auf die Neuigkeiten kam, beſonders die von Patow und Georg von Raumer, ſo theilte ich ſie mit. Das beſtärkte Herrn von Hänlein in dem Mißverſtändniſſe, in das mein Scherz ihn geführt hatte, und er ſagte mir nach einer Weile mit antheilvoller Traulichkeit: „Da ſtehen Sie wahrhaftig gut, daß Ihnen Philippsborn ſolche Briefe ſchreibt!“ Das war zum Todtlachen! Er weiß nämlich von Wittgenſtein ſelbſt, wie gut ich bei dem ſtehe, und weiß, daß Canitz mein Kriegskamerad war, da meint er, Philippsborn ſchreibe mir nur, weil er mich bei dieſem ſo gut ſtehen ſehe! Ich konnte ohne Unhöflichkeit ihm den Irrthum nicht benehmen, ließ ihn alſo dabei, ſagte einige ſcherzhafte Worte und ſprach weiter. Nach einer Weile ſtanden wir auf, ich ging mit Kölle auf und ab, da kam Herr von Witzleben, meldete Herrn von Müller an, der ſogleich erſcheinen werde, nur noch nach der Tafel von der Prinzeſſin zu einem beſondern Geſpräch in ihr Kabinet gerufen worden ſei, und ſagte dann mir, die Prinzeſſin habe ſehr gefragt, weßhalb ſie mich nicht ſähe, und ob ich nicht jetzt zur Orangerie

gehen möchte, da würde sie hinkommen; ich lehnte das ab und sagte, es sei mir zu feucht. — Bald kam Herr von Müller, freute sich ungemein, Herrn von Kölle zu finden, und hatte viel mit ihm zu sprechen. Nach einiger Zeit ließ uns Kölle allein; nun sagte mir Müller, die Prinzessin lasse mich bitten, morgen Nachmittag um fünf Uhr zu ihr zu kommen. Ich muß also wohl hingehen! Er hat ihr, sagt er, im Auftrag ihrer Mutter von mir sprechen müssen, und sie habe ihm erwiedert, ja, es sei ihr leid, daß sie mich in Berlin nicht sähe, aber ich zöge mich ganz zurück, und sie würde es so gern haben, wenn ich oft zu ihr käme. Müller bemerkte ihr, sie müsse mich rufen lassen, wenn auch nicht zur Tafel laden, da ich das nicht möchte. Da erwiederte sie, das habe auch Schwierigkeiten, der Prinz habe etwas gegen mich, er gedenke es mir noch immer, daß ich 1819 den badischen Geh. Rath Winter nach einem starken, in der Kammer gehaltenen Oppositionsvortrag umarmt haben solle ꝛc. Dann meinte sie, wir könnten uns doch wohl öfter sehen unter dem guten Anschein, als wenn ich ihr oder sie mir von ihrer Mutter etwas zu sagen habe, denn das wisse man allgemein, daß sie mich überaus schätze und mit mir in Briefwechsel sei. (Du lieber Gott! Briefwechsel!) Und so kam noch vieles vor. Ob ich ein Verlangen habe nach solchem unsichern, scheinsamen und dabei völlig unfruchtbaren Verkehr? Ob ich mein klares Dasein in solche trübe Flausen verwickeln will? Ich wäre dann wahrlich vergebens so alt geworden! Aber ich denke, es hat noch keine Gefahr! Vielleicht ist mit morgen schon alles abgethan; wo nicht, und in Berlin findet noch ein Versuch Statt, so wiederholt der sich doch schwerlich!

Homburg, Freitag, den 24. Juli 1846.

Im Briefwechſel Goethe's und Reinhard's geleſen, mit Eifer und Genuß, aber auch mit Betrübniß; — eine ſo reiche Vergangenheit, die auch meine war! In Goethe zeigt ſich auf's neue alles Große, Gütige, Ueberſchauliche ſeiner weitgreifenden Theilnahme; in Reinhard ein feiner und tüchtiger Sinn, in allen Vorzügen und Mängeln eines Franzoſendeutſchlings, der zu ſein ihm eigentlich immerfort unbehaglich war.

Die neuſte däniſche Verfügung in Betreff Schleswig-Holſteins macht großen Lärm. Der Großherzog von Oldenburg will am Bundestage Einſpruch thun; alle Mitglieder des Hauſes Holſtein regen ſich, am meiſten aber das Volk. Man ſagt, die Gährung ſei außerordentlich groß, man ſpreche von Losreißen, von dem Beiſpiele Belgiens; aber den Holſteinern liegt kein Frankreich zur Seite!

— Es war tropiſch heiß, ich wollte mich nun zu Hauſe bis fünf Uhr ſtill halten und ausruhen, aber mit nichten! Geh. Rath von Müller kam nebſt dem Bürgermeiſter Smidt, der eben der Prinzeſſin aufgewartet hatte, und beide blieben nun bis drei Uhr, unter lebhaften aber mich anſtrengenden Geſprächen, und Müller zeigte ſich dabei ziemlich ſchwach, er hat enge weimariſche Geſichtspunkte. — Smidt ſagte mir, die oldenburgiſche Einſprache gegen die däniſche Verfügung ſei ſchon geſtern beim Bundesrath eingereicht worden.

Nach vier Uhr mit Ganzmann auf der Terraſſe. Ich traf Smidt, Kölle und den amerikaniſchen Konſul von Frankfurt, einen klugen Mann. Erſt war von Amerika die Rede, dortigem Leben, dortigen Verhältniſſen, dann von Deutſchland, unſrer Zerſplitterung, unſerm Preßjammer, den unzulänglichen

Regierungen. Beiſpiele wurden erzählt. Dann kam Herr von Müller und ſagte, wir würden eine Stunde ſpäter zur Prinzeſſin gehen, der Prinz Emil von Heſſen-Darmſtadt ſei unvermuthet gekommen, — es heißt, der Großherzog könne nicht lange mehr leben, dann iſt es mit dem Einfluſſe des ganz öſterreichiſch geſinnten Prinzen Emil vorbei und ein ganz neues Leben fängt für das arme Land an. Müller hatte mir ſeinen Brief an den König von Preußen (vom Oktober 1845) zu leſen gegeben, auch ein Kabinetsſchreiben des Königs an ihn. Die Prinzeſſin hat ihn einen Brief Schelling's leſen laſſen, worin dieſer ihr ſeine Vorrede zu Steffens' nachgelaſſenen Schriften näher zu rücken ſucht, das Buch hatte er ihr natürlich zugeſandt; nach dem, was Müller von dem Briefe wiederholen konnte, iſt er nicht gehauen noch geſtochen, ſondern bloß ein Anrufen der Prinzeſſingunſt. Die mag er denn haben! — Smidt erzählte merkwürdige Geſchichten. Von Goethe's Mutter; er ſah ſie im Jahre 1795 in Frankfurt, als er von Jena kam, und brachte ihr Grüße, die Anfänge des „Wilhelm Meiſter" waren eben in den „Horen" erſchienen, von dem nahm Goethe's Mutter Gelegenheit zu ſagen: „Es iſt recht übel von meinem Sohne, daß er, wenn er etwas berühmt machen will, nicht vorher mir ein Wort ſchreibt; das Puppenſpiel, das er da nun eben berühmt gemacht, habe ich lange verwahrt, grade vor vier Wochen aber leider weggeſchenkt!" Ferner erzählte ſie, ſie habe dem Sohne geklagt, es würden ihr ſo oft Gemählde gezeigt, und ſie wiſſe dann nie, was ſie davon ſagen ſolle, er möchte ihr doch etwas angeben, wie ſie ſich dabei helfen könne? Da habe er geſagt: „Mutter, wenn man Ihr ein Bild zeigt, ſo ſehe Sie es eine Weile recht ſcharf an und ſage dann bedeutend: «Das macht ſeinen Effekt!» Da wird jedermann

Sie für eine Kennerin halten." — Eine merkwürdige Geſchichte noch erzählte Smidt: Im Jahre 1813 zu Frankfurt am Main verlautete, die Bürger wollten, ſobald der Kaiſer von Oeſterreich einträfe, ihn auf den Römer führen und dort zum deutſchen Kaiſer ausrufen. Der Kaiſer Alexander, der davon hörte, war ſehr aufgebracht und wollte ſolchen Handſtreich durchaus verhindern. Er fragte ſeinen Generaladjutanten von Wolzogen, ob es nicht möglich ſei, in aller Eile ruſſiſche Truppen herbeizuſchaffen? er müſſe ruſſiſche Truppen ſchleunigſt in Frankfurt haben! Wolzogen dachte darüber nach, berechnete die Märſche und ſagte dem Kaiſer, Fußvolk in der gegebenen Friſt heranzubringen, ſei unmöglich, Reiterei aber vielleicht, doch mit großer Anſtrengung, es dürfte nur die Hälfte der in Marſch geſetzten wirklich ankommen, es könnten einige tauſend Pferde dabei zu Grunde gehen! Der Kaiſer ſagte: Immerhin, wenn nur die andern einträfen. Und ſo ergingen denn die Befehle. Die Frankfurter Bewegung unterblieb aber auch aus andern Gründen. Smidt hat die Geſchichte von Wolzogen ſelbſt.

Endlich war es Zeit, zur Prinzeſſin zu gehen. Kölle war auch hinbeſchieden, Müller fehlte nicht. Wir ſaßen um die Prinzeſſin her, und ſie zog alle ihre Liebenswürdigkeit auf, ſagte jedem etwas Schmeichelhaftes, fragte nach Thatſachen und Anſichten, ſprach ihre Meinungen beſcheiden und geläufig aus, im angenehmſten Deutſch, in deſſen Tone Gebieteriſches und Weiches ſich miſchten; das letztere wurde jedoch etwas zu wehmüthig, zu weinerlich und zeigte dann grade die Schärfe, die es verdecken wollte. Der Biſchof von Mainz hatte bei ihr geſpeiſt, das gab Gelegenheit, vom Pabſte zu reden (für Kölle) und dann von der Synode (vermeintlich für mich); ich ſagte

kurz, nachdem die Synode ſich als nicht mehr gefahrbringend gezeigt, kümmerte ich mich um ihre Verhandlungen nicht. Großes Lob des Königs der Franzoſen, in das Herr von Müller und beſonders Kölle eifrig einſtimmen; ich ließ ſie gewähren, endlich ſagt' ich der Prinzeſſin, bloß um nicht ihr gegenüber unaufrichtig zu erſcheinen, müßt' ich bekennen, daß ich für Louis Philippe gar keine Sympathie habe. „Aber er hat uns doch den Frieden erhalten, dieſes unſchätzbare Gut!" Auf Koſten andrer Güter, beſonders der Ehre und Freiheit ſeiner Nation, und glauben Ew. Königliche Hoheit nicht, daß uns durch ſolches Hinhalten das Geringſte erſpart werde, denn eben dadurch iſt auch der Zuſtand von Fäulniß und Gährung begünſtigt worden, der jetzt überall herrſcht und der die größten Kataſtrophen droht. Die Prinzeſſin war etwas überraſcht, ſuchte Hülfe bei den Andern, aber die beſtärkten die Andeutungen, die ich gemacht hatte, die Unzufriedenheit ſei allgemein, wachſe und die Macht der Dinge arbeite mächtiger als ſelbſt der Willen. Ich ſagte noch manches, was zur Sache taugte. Die Prinzeſſin lenkte das Geſpräch auf Berlin und ſeine Geſelligkeit, es ſei ſo ſchwer, dort die rechten Menſchen zuſammenzubringen, ſie habe täglich die Univerſität vor Augen und bedaure oft, mit den vielen ausgezeichneten Männern, die dort wirkten, keine nähere Bekanntſchaft zu haben. „Da können ſich Ew. Königliche Hoheit täglich mehr tröſten, denn unſre Univerſität wird täglich ſchlechter." Sie ließ das gelten. Von Magnetismus war die Rede, von dem Betruge, der ſich einmiſche; Mademoiſelle Prudence im vorigen Jahre habe auch betrogen, ſagte ich, namentlich ein Stückchen, das der Prinz von Preußen mit ihr erlebt habe und, wie ich hörte, als wahr erzähle, ſei mir mehr als verdächtig. Die Prinzeſſin war

im Ganzen gegen den Magnetismus, und wollte nicht zugeben, daß der freie Geist von solch dunklen Mächten beherrscht werden dürfe. — Was ich jetzt arbeite? fragte sie. „Nichts!“ Ich meine, zu Hause in Berlin, wenn Sie wieder dort sind. „Auch nichts! Höchstens schreib' ich einiges zu meinem Vergnügen auf.“ Großes Bedauern, daß meine Talente für den Staat unbenutzt blieben, der ihrer so sehr bedürfte, ewig schade! Aber wenigstens sollt' ich der Welt durch Schriften nützen ꝛc. Zuletzt, an mich gerichtet, Frage nach Fräulein Frommann und großes Lob derselben, in das ich von Herzen einstimme. — Die Sitzung dauerte über eine Stunde. Die Prinzessin hatte alle Segel aufgespannt und segelte mit vollem Winde, sie wollte guten Eindruck machen. Außer diesem Erreichen ihres Zweckes kann sie kein Vergnügen von der Unterredung gehabt haben, sie hat sich entschieden langweilen müssen, denn ihr wahres Inneres kam gewiß keinen Augenblick in Thätigkeit. Dialektische, eingelernte Sachen, zum hundertstenmal abgespielt, sind solche Gespräche. Ich ging unerfreut nach Hause und zog mich wieder bequem an.

Smidt ist nach Frankfurt zurück, Müller zu Gagern nach Hornau.

Homburg, Sonnabend, den 25. Juli 1846.

Smidt sagte sehr treffend, ehmals wollten die Souverains die Repräsentanten ihrer Unterthanen sein, jetzt wollen sie, daß diese die Repräsentanten ihrer Launen und persönlichen Richtungen sein sollen. — Noch eine Erzählung von Smidt. Als der Bundestag 1816 eröffnet war, kam es gleich zum Antrag, eine Geschäftsordnung zu

entwerfen, und Wilhelm von Humboldt ſchrieb einen ſolchen Entwurf nieder, den er dem Präſidialgeſandten Grafen von Buol übergab; dieſer zeigte ihn Smidt und bat ihn, ſeine Bemerkungen dazu ausführlich aufzuſetzen; als dies geſchehen war, fragte Buol, ob er ſie ihm wohl ablaſſen, das heißt erlauben wolle, daß er ſie für die ſeinigen ausgebe und gebrauche? O recht gern! So wurden ſie Humboldt'en mitgetheilt, der über den Gehalt erſtaunt war, manche Bemerkung treffend fand und alles nun mit Buol näher beſprechen wollte. Da ergab ſich nun, daß dieſer von der Sache ſo gut wie gar nichts wußte, keinerlei Rede ſtehen konnte und endlich bekannte, die Bemerkungen ſeien von Smidt. Da ging Humboldt zu Smidt und ſagte: „Wir wollen uns die Mühe ſparen, unſre Verhandlungen mittelſt eines Dritten zu führen, laſſen Sie uns das Nöthige gleich untereinander beſprechen und feſtſetzen!“ Buol hatte auch ſo gethan, als ſei die Eröffnungsrede von ihm, man wußte aber bald allgemein, daß der Graf von Spiegel ſie verfaßt und der Fürſt von Metternich ſie ihm von Wien fertig zugeſchickt hatte.

Nachmittags auf der Terraſſe. Ein Herr von der Leyen aus Elberfeld erzählt uns, wie Homburg als Kurort war, ehe die Brüder Blanc gekommen, als das Haus noch nicht ſtand, der Garten noch nicht angelegt war. Herr Geh. Rath Buchner bringt hamburgiſche Geſchichten vor, von Jäniſch, Salomon Heine, Vogt ꝛc. Endlich kam Kölle, der neues Intereſſe anregte und manches Treffende ſagte. Dann fand ſich auch Herr von Witzleben ein, Frau von Hänlein und Kölle prieſen die Prinzeſſin, da mußte jener denn ſein Theil dazu geben. Ich ging in's Leſezimmer, las einige Blätter, hatte große Sehnſucht nach Berlin, fühlte gar kein Begehren zu weiterem Reiſen!

Mich ergriff die schwermüthigste Stimmung und ich fühlte, daß sie eigentlich immer da ist, wenn auch verdeckt durch Thätigkeit und Anregung, die über sie hin wuchern. Nicht nur die Gegenwart erschien mir traurig, auch die reizendste Vergangenheit, die ich mir lebendig hervorrief, konnte nicht den Wunsch erwecken, daß sie wiederkehren möchte, anders und neu mußte auch sie sich darbieten. Eine Reihe schöner Bilder, die sich nach und nach aufstellte, erfreute mich doch. Sonderbar ist es, wie diese dem Gedächtniß auftauchen; es sind einzelne Stücke, nicht nach bestimmter Wirklichkeit, sondern wie ein Künstler sie anordnen würde, bestimmte Figuren, in Kostum und Ausdruck wahr, aber aus dem Vorrathe des Gedächtnisses nach dem Bedarf der Harmonie gewählt, in entsprechender Oertlichkeit und Beleuchtung, alles ideal zusammengefügt, und das verbindende Element ist immer Luft und Wetter, kein einziges solches Bild, das nicht heitern Himmel, Sonnenschein und helle Farben hätte, meist in Garten oder Feld spielte, bisweilen auch auf bewegter Straße. Chamisso seh' ich nie anders als in seiner Lieutenantsuniform des Regiments von Götz, Friedrich August Wolf stets in hallischer Umgebung. Wie es eigentlich damit steht, kann ich nicht ausdrücken!

Es war aus dem schwülen Vormittag ein kühler Nachmittag geworden, der Wind stürmte heftig aus Nordwesten, auch fielen zeitenweise große Regentropfen. Man konnte weder draußen, noch in den Zimmern behaglich sein. Niemand war zu sehen, die Leute harrten zu Hause der Zeit, wo das Konzert anfangen sollte, das für die Armen gegeben wurde. Ich machte noch einen Gang durch den Kurgarten, aß im Kursaal etwas und ging wieder nach

Hause, vor neun Uhr schon zu Bette, müd', aber nicht schläfrig.

Homburg, Sonntag, den 26. Juli 1846.

Geh. Rath von Müller sagte, Goethe habe beim Schreiben weder Sand noch Löschblatt leiden können, im Winter hielt er die nasse Schrift an den Ofen, im Sommer an's Fenster, und in keinem Falle, meinte er, dürfe man so übereilt sein, um nicht mit Gelassenheit eine Minute abzuwarten, während deren alles trockne. Recht Goethisch! Doch ist es mir lieb, daß meine letzte Zeile gewöhnlich schon trocknet, während ich das Papier gehörig umschlage.

Herr von Hänlein schickte und ließ nach meinem Befinden fragen, bald nachher kam er selbst und blieb zwei Stunden! Ich war grade beschäftigt, Briefe zu schreiben, denn heute Vormittag, als ich mir überlegte, wie ich hier lebe, was ich hier treibe, wie nutz- und freudelos mir die Tage vergehen, kam ich mir selbst fast unerwartet zu dem Beschluß, am Dienstag abzureisen, höchstens am Mittwoch, da hat die abgeschmackte Quälerei plötzlich ein Ende. — Ich fahre zuerst nach Walluf, dann wahrscheinlich nach Mainz und von da den Rhein hinab, und wenn das Glück gut ist, durch das Ruhrthal über Kassel nach Berlin.

Herr von Hänlein ist etwas betroffen über mein Weggehen, er sagt, seine Frau würde ganz bestürzt sein, es zu hören. Er klagt mir über Kölle, daß der so liberale Reden führe und sogar an ihn richte; ich erzähle ihm dagegen, wie die Prinzessin von Preußen ihn auszeichne, ihm beifällig zuhöre ꝛc. Diplomaten wie Hofleute sind unverbesserlich, das ist gewiß, und dabei doch immer die ersten, allen Tadel gegen Staat und Hof aufzufassen und still in Uml-

Bello merkt, daß Ganzmann in Folge des neuen Beſchluſſes mit ſeinen Sachen zu wirthſchaften anfängt, das Felleiſen hervorholt, und ſpringt wedelnd und piepend umher, er weiß, daß das die Abreiſe bedeutet. Ich weiß nicht, ob er Freude empfindet, daß es weiter geht, oder Sorge wegen ſeines Mitkommens, er thut gar zu ängſtlich und befliſſen!

Jetzt kommen nach und nach Engländer von Namen und Stand. Zum Herbſt kann es noch ſehr glänzend hier werden, aber ich bin froh, davon kein Zeuge ſein zu müſſen!

Homburg, Montag, den 27. Juli 1846.

Ein warmer heitrer Tag, mein letzter diesmal in Homburg. Mein Katarrh läßt es ſich geſagt ſein und weicht.

Beſuch von Dr. Karl Weil, der mir den neuſten Band ſeiner „Konſtitutionellen Jahrbücher“ bringt; Klagen über die eiferſüchtige Gehäſſigkeit, mit der Baiern, Baden und Würtemberg unter einander handeln, in Betreff der Eiſenbahnen, Flußſchiffahrt ꝛc. Elender Eigennutz, der aber den eignen Schaden in ſich ſchließt! Deutſcher Bund und Bundestag — eine Aefferei!

Beſuch von Dr. Zinkeiſen, der mir abermals merkwürdige Mittheilungen macht, auch über das neue Zeitungsunternehmen von Pertz, Lachmann, Lichtenſtein, Kortüm ꝛc., für welches die größten Geldſummen verſchwendet werden und für das ſo wenig wie für alles, was ſonſt die Regierung in ſolcher Art angefangen, ein Gedeihen zu erwarten ſteht. — Herr von Kölle iſt nach Frankfurt abgereiſt; niemand hier mochte ihn gern, die Prinzeſſin von Preußen vielleicht ausgenommen, aber auch dieſe meinte wohl nur den Schriftſteller von Ruf in ihm beachten zu müſſen.

Walluf, Dienstag, den 28. Juli 1846.

Früh um sechs Uhr von Homburg fort, über Höchst, Hattersheim, nach Wiesbaden. — Ueber Mosbach und Schierstein fuhr ich dann nach Walluf. — Ich war kaum in Walluf im Schwan abgetreten und wollte eben zwei Häuser davon zu Frau von Tettenborn gehen, als mir Frau von Schönfeld begegnete, die seit einiger Zeit hier um der Freundin willen wohnt; sie führte mich zu ihr, ließ uns aber dann allein. Heftiger Ausbruch des Schmerzes, trostloser Vergleich des Wiedersehens in diesem Sommer und im vorigen! Lange, umständliche Erzählung von der Krankheit und dem Sterben des Generals, besonders schwere Umstände und Verlegenheiten für die Generalin; er wollte niemanden im Zimmer haben, als sie allein; Unsicherheit des Arztes; Andringen der Fürstin von Metternich, voll Mitgefühl und Theilnahme, aber auch voll kirchlichen Eifers; sie bestand darauf, daß Tettenborn mit den Sakramenten versehen würde, der Arzt Freiherr von Türckheim wollte den Vorschlag nicht thun, weil ihm einst ein Kranker bei der Ankündigung aus Schreck sogleich gestorben war, mit größter Mühe mußte die Frau — selber Protestantin — das Wort anbringen; Tettenborn wollte zuerst nicht, nach ein paar Tagen ließ er es träumend geschehen, er hatte schon im Anfange der Krankheit große Abnahme der Geisteskräfte spüren lassen, antwortete zerstreut, fiel bald in völlige Stumpfheit und Bewußtlosigkeit. So hauchte er den letzten Athem aus. Der alte Schulenburg war der einzige, der in diesen Tagen der armen Frau rathend und helfend zur Seite stand; Philippsborn war verreist. — Der jetzige Großherzog haßte den General, wie er ihn fürchtete, er konnte es nicht vertragen, daß er ihm die Krone zu danken hatte.

Als wir Nachmittags im Gärtchen am Rhein den Kaffee nahmen, kam plötzlich der Herzog von Naſſau angefahren, die Generalin zu beſuchen. Ich entzog mich dem Miterſcheinen und blieb mit Frau von Schönfeld im Garten.

Am andern Morgen noch mit den Damen gefrühſtückt, dann mit Miethpferden fort.

Koblenz, Mittwoch, den 29. Juli 1846.

Die Fahrt durch den Rheingau am Ufer des Rheins bis Rüdesheim wäre entzückend geweſen, aber die traurigen gehabten Eindrücke, mein Unwohlſein und das Gefühl meiner Einſamkeit ließen mich des Dargebotenen nicht froh werden. — Bei Rüdesheim ließ ich mich nach Bingen überſetzen; mitten auf dem Rhein nahmen ſich die Maſſen des ſtarkſtrömenden Waſſers auf- und abwärts prächtig aus. — Von Bingen in raſcher Landfahrt bis Koblenz; die Spielereien mit den Ritterburgen, Stolzenfels, Rheinſtein, und jetzt auch Rheinfels vom Prinzen von Preußen, machten mir keinen Eindruck. Aber eigne Erinnerungen drängten ſich in Fülle herbei, die ganze Strecke hab' ich ſo oft befahren, unter ſo verſchiedenen Umſtänden, mit Eltern und Schweſter, mit dem Vater allein, mit Tettenborn, Rahel, wieder ganz allein, und nun abermals ſo! — In Koblenz wollte der Oberkellner durchaus, ich ſollte der Biſchof von Jeruſalem ſein, meine Zimmer ſeien ſchon beſtellt und ein Bote ſolle ſogleich nach Engers reiten, den kommandirenden General von Thile benachrichtigen, das ſei Sr. Exzellenz ausdrücklicher Befehl. Da ich nun nicht der Biſchof war, ſo ſollt' ich auch kein ſo gutes Zimmer haben; ich ſagte, ich wolle hier lieber gar keines, und ging nebenan in den Rheinberg, wo ich recht gute Aufnahme

fand. General von Thile war in Engers, der General von Scharnhorſt von Berlin zurück, aber auch ſchon wieder abgereiſt nach Köln, den Legationsrath Sixt von Armin aufzuſuchen, war ich zu müd' und heiß; ich ruhte mich am Fenſter aus, die Augen auf den Rhein, auf Ehrenbreitſtein, auf den Garten des Weißen Roß gerichtet, wo ich die Leute hin und hergehen, oder beim Thee ſitzen ſah.

Eben hatte ich mein Licht ausgelöſcht und mich zu Bette gelegt, aber noch nicht ganz zurecht, als ich das Bett und Zimmer ſich bewegen fühlte, das ganze Haus erbebte, es war, als wenn die Wände vor- und rückwärts geſchoben würden und in ungeheurer Spannung auseinander reißen wollten. Die Schwankung dauerte ein paar Sekunden, ging deutlich von Oſten nach Weſten, in zwei Hauptwogen, zwiſchen denen kleinere zitterten, unter dumpfem Geräuſch, als wenn ein ſchwerer Güterwagen aus dem Hauſe führe. Ganzmann, der mich kurz vorher verlaſſen hatte, rief mir aus ſeinem Zimmer durch die Zwiſchenwand: „Das war ein Erdbeben!“ Ja, das Haus ſcheint ſehr leicht gebaut! antwortete ich. Sogleich aber hörte ich der Wirthin Geſchrei, das Hervorſtürzen der Leute aus allen Zimmern, ich war ſchnell aufgeſprungen, öffnete die Thüre, Ganzmann und die Wirthin riefen: „Ein Erdbeben!“ und erzählten raſch, was ihnen begegnet, Andre kamen dazu, fragend, erſchrocken, ich zog mich nun eiligſt an und eilte mit den Andern auf die Straße, wo ſich die Leute verſammelten, aus allen Häuſern liefen ſie hervor, jeder wollte wiſſen, was die Andern wahrgenommen. Nun ſah ich erſt, daß das Haus von oben bis unten Riſſe in den Grundmauern hatte. In den Nachbarhäuſern, auf [illegible] im Rhein, überall war der Stoß verſpürt [illegible]

20 Minuten nach neun Uhr (Ganzmann hatte gleich auf ſeiner Uhr nachgeſehen); als ich eben meine Thür geöffnet hatte und mich anzog, ſah ich auch einen Blitz über Ehrenbreitſtein, nur einen, Andre wollten wiederholte Blitze geſehen haben. Ein Dampfſchiff kam eben zu Thal fahrend an, die eigne Bewegung des Schiffes hatte keinen Stoß beſonders wahrnehmen laſſen. Nun kamen auch Berichte aus der innern Stadt, ein Schornſtein war eingeſtürzt, Mauern hatten Riſſe bekommen, Kegel waren umgefallen, ein Kutſcher fuhr über die Moſelbrücke und hielt erſchrocken an, weil er glaubte, ſie bräche ein, ließ deßhalb ſeine Herrſchaft ausſteigen, und andere Geſchichten der Art. Wir blieben wohl anderthalb Stunden auf der Straße, aber die Rheinluft war mir zu ſcharf, ich mußte viel huſten und wurde heiſer, daher ging ich auf mein Zimmer und legte mich ermüdet wieder zu Bette, aber in den Kleidern, um gleich fertig zu ſein, falls das Unheil ſich ſtärker wiederholte. Es war ein ſchauerlicher Reiz, dergleichen Begegniß einmal perſönlich erfahren zu haben; der Eindruck war ungeheuer und wirkte lange nach. Eine engliſche Familie, die mit mir in demſelben Gaſthofe wohnte, wollte ſich nicht länger in Koblenz halten laſſen, und reiſte ſo ſchnell ſie es bewerkſtelligen konnte, rheinaufwärts ab, auch noch mehrere Fremde verließen in der Nacht die Stadt.

Bonn, Donnerstag, den 30. Juli 1846.

Heute Vormittag war von nichts die Rede als vom Erdbeben. Tauſend Nachrichten und Wahrnehmungen wurden zuſammengebracht. Man wußte ſchon, daß um dieſelbe Zeit die Erſchütterung noch weit ſtärker in Ems geweſen war, daß man ſie auch in Bonn verſpürt hatte, in Boppart

und andern nahen Orten. — Ich wollte nach Bonn mit dem Dampfschiffe fahren, hatte daher bis zum spätern Vormittage Zeit und besuchte den Buchladen von Herrn Bädeker, fand aber nicht, was ich wünschte, nämlich Herder's Briefwechsel. — Die „Prinzessin von Preußen" nahm mich auf und ich fuhr bei heißer Mittagssonne und frischer Rheinluft gemach nach Bonn hinab, die Gesellschaft war überaus zahlreich und Zigarren und Speisen drängten mich zuletzt von meinem sonst guten Platz in den Wagen, wo ich Ruhe und zugleich die Befriedigung hatte, den armen Bello zu trösten, der bis dahin einsam darin gewesen war. — Früh Nachmittags kamen wir in Bonn an und ich nahm Quartier auf dem Markt im Trierer Hofe, bei Herrn Simrock, dem Bruder des Dichters. Eine schlechte Hinterstube zwei Treppen hoch, aber ziemlich kühl, das war in der furchtbaren Hitze alles werth! Ich ruhte einige Stunden, der Katarrh war durch die Fahrt nicht besser geworden und machte mich sehr mißmuthig.

Ich wollte doch nicht vergebens in Bonn sein, raffte mich nach sechs Uhr auf und fuhr in einem Einspänner hinaus vor das Koblenzer Thor, wo Dahlmann wohnt. — Dahlmann öffnete mir seine Zimmerthür selbst, und als ich meinen Namen nannte, freute er sich die Bekanntschaft zu erneuern. „Erneuern?" Das mußte ein Irrthum sein! Aber nein, er hatte Recht! Wir hatten im Jahr 1813 in Kiel bei Schleiden's einen Abend zusammen verlebt, von dem her ihm der russische Hauptmann bekannt geblieben war, mir aber der junge, damals unberühmte Gelehrte keinen dauernden Eindruck gelassen hatte. Die Berufung auf jene Zeit setzte uns aber gleich auf guten Fuß. Ein schwarzes, tief und scharf blickendes Auge, voll gemäßigter Kraft und Selbstständigkeit, eine heitre, sichre Miene, eine

ſchwerfällige Haltung, alles in dunkler Färbung, ließ mich das Bild eines Mannes faſſen, den ich auf der Rednerbühne zu ſehen wünſchte. Ich dankte ihm, daß er vortrefflich ausgeführt, was ich lange beabſichtigt zu thun, nämlich eine Schilderung Mirabeau's zu liefern; wir ſprachen nun über dieſen mit großem Einverſtändniß; ich verhehlte ihm nicht, daß ich mit ſeiner Ueberſetzung der berühmten Worte an Brézé jedoch unzufrieden ſei, wogegen er ſich wenig vertheidigte. Er zeigte mir eine ſchwarze Gypsbüſte, die er aus Niebuhr's Nachlaß erworben, und welche dieſer als die Büſte Mirabeau's gläubig verehrend in ſeinen Zimmern aufgeſtellt gehabt, die aber Rauch ſpäter als die Büſte Gluck's erkannt haben will. In der That hat ſie mit meinen Bildern Mirabeau's keine Aehnlichkeit, es fehlt durchaus „la hure", wie er ſelber ſeinen Kopf nannte. Wieſo Niebuhr eine ſo große Verehrung für Mirabeau hegte? kam in Frage. Ich erklärte es dadurch, daß Niebuhr dieſe Verehrung im Jacobi'ſchen Kreiſe angenommen, Jacobi ſelbſt aber ſie von ſeinem Freunde, dem jüngern Grafen von Neſſelrode, empfangen habe, der mit Mirabeau in Freundſchaft und Briefwechſel ſtand; damals aber wirkte das Anſehn eines ſolchen Grafen auf ſtrebende Bürgerliche mit zauberiſcher Kraft! Wir ſprachen über die Zeitumſtände, wir ſahen ſie mit gleichen Augen. Ich erzählte ihm manches von Berlin, beſonders auch in Betreff ſeiner Bücher. Die neue Regierungszeitung erregte ihm nur Zweifel und Mißtrauen; Pertz und die Uebrigen hatten ihn zur Theilnahme aufgefordert und ihm ihr Vorwort geſchickt, er jedoch meinte, ſo lange ſie ſolche Maximen aufſtellten, werde er nie Theil nehmen; die ganze Unternehmung ſchien ihm verfehlt und hoffnungslos. — Ich verließ ihn, um noch zu Profeſſor Böcking zu fahren,

der weiter hinauf ein gartenumgebenes eignes Haus am Rhein bewohnt, mit bezaubernder Aussicht.

Es war noch heller Tag, ich fragte, wie weit Godesberg sei? „Zum Fahren ein halb Stündchen.“ Also General und Generalin von Czetteritz dort besucht! Nach einer guten Stunde kam ich bei völliger Dunkelheit dort an. Große Bezeigungen, viele Fragen, lebhafte Theilnahme für alles, guter Thee. Die Generalin ist leidend, aber voll Muth und Munterkeit. Am 10. August wird die Gräfin d'Agoult auf einige Tage bei ihr zum Besuch eintreffen; Therese von Bacheracht war schon dagewesen. Ueber den Roman „Nelida“. Ueber die Bekanntschaft mit Herwegh und seiner Frau. Bildniß der Gräfin in Erz, sehr schön. Eine Menge Einzelheiten kamen vor, zuletzt auch Politik, Polen, Frankreich 2c. Ich fuhr beim schönsten Sternenschimmer heim, trotz der lauen Luft noch vorsichtig in einen Mantel gehüllt, aber dennoch hustend und heiser, und kam erst um elf Uhr im Wirthshaus an.

Bonn, Freitag, den 31. Juli 1846.

Die Rheinlande machten mir einen fremden, beunruhigenden Eindruck; mich dünkte, man müsse hier Gesundheits- und Geldkräfte in Fülle zu verschwenden haben, um alles Dargebotene genießen zu können, denn es ist durchaus nichts beisammen, sondern weit auseinandergestreut, und bei allem Reichthum der Natur und des Alterthums fehlt doch vieles, was wir in Berlin vollauf haben.

Nach sechs Uhr ging ich mit Ganzmann aus. Zuerst auf den Münsterplatz, besah mir das herrliche Münster —

ſchon früher auch in Boppart eine merkwürdige alte Kirche —, die Bildſäule Beethoven's, die ich ganz abſcheulich fand, ein wahres Schandding, wo das unglückliche Mantelweſen unſrer neuſten Bildhauer in ſeiner ganzen Häßlichkeit erſcheint, und beſuchte dann den ehrwürdigen Delbrück, mit dem ſich herzliches, gediegenes Geſpräch ergab, über ernſte Gegenſtände, das Religionsweſen, die Geſetzgebung, die Litteratur, die deutſche Sprache, — Delbrück freute ſich unſäglich über den endlich errungenen Verſuch mit öffentlichem und mündlichem Gerichtsverfahren, freute ſich der verheißenen Reichsſtände. Ueber Schelling denkt er wie ich. Auf Bettinens Königsbuch hält er viel. — Ich hätte noch ſtundenlang mit ihm ſprechen können, aber ſeine Harthörigkeit und meine Heiſerkeit wollten nicht zuſammenpaſſen. Wir ſchieden mit Innigkeit und beſten Wünſchen. Seinen Wiederbeſuch verbat ich auf's ernſtlichſte.

Von da ging ich zu Dr. Lerſch, der mein Anliegen wegen einer Handſchrift Eulogius Schneider's ſchon durch Dr. Junkmann wußte, aber vergebens darnach geſtrebt hatte, wiewohl gewiß noch manches in Bonn liege, aber bei Leuten, die es mißtrauiſch unter Verſchluß hielten; auch leben in Mainz noch zwei Schweſtertöchter von Schneider, die gewiß noch manches haben. Ich bekannte dem Dr. Lerſch meine Zweifel, daß Schneider ſich auf ſeinem Todeswege ſo reuig und kirchlich bußfertig bewieſen habe, wie es erzählt worden; Lerſch meinte, er habe es aus mündlicher Ueberlieferung, fand aber auch, daß es mit dem ſonſtigen Weſen des Mannes gar nicht ſtimme. Ich weiß, wie dergleichen erfunden und geglaubt wird von Pfaffen und Pfäffiſchgeſinnten. „Ja, man muß nur gradezu ſagen, er habe ſich bekehrt", das iſt eine Formel, die zu Nutz und Frommen der Gläubigkeit unbedenklich angewendet wird.

Den Aufſatz von Nodier hörte Lerſch durch mich zum erſtenmal nennen. In acht Tagen tritt er ſeine Reiſe nach Italien an; er iſt aus Aachen. Er bot mir an, den Abend mit mir zuzubringen, aber ich mußt' es ablehnen, ich bedurfte der Ruhe. — Aus dieſem Grunde ließ ich auch den alten Arndt unbeſucht, mit dem auch die freundlichſten Erörterungen, wie ich ſie erwarten durfte, mir doch nur Anſtrengung oder Unluſt geweſen wären. — Auch für den Dichter Simrock hatte ich keine Kräfte übrig. — Dahlmann war inzwiſchen bei mir geweſen und hatte mich nicht gefunden. — Ein Kourier hatte die Nachricht von dem neuen in Paris auf den König Louis Philippe gerichteten Angriff überbracht. Wenig Theilnahme für ihn.

Soeſt, Sonnabend, den 1. Auguſt 1846.

— Der Flug durch die hier ebene aber fruchtbare Landſchaft, am Schloſſe Brühl vorüber, ſetzte mich in heitre Stimmung. Vielleicht hundert Bauerweiber und Bauermädchen fuhren mit nach Köln, ihre Marktwaaren in Körben oder Säcken, meiſt über einen Zentner ſchwer, trugen ſie auf dem Kopfe herbei, dem Anſchein nach ohne große Anſtrengung. In Köln auf dem Bahnhofe ſehr freundliche Beamte. Ein außerordentliches Blatt der „Kölniſchen Zeitung" gab über den Pariſer Vorfall näheren Bericht. — Die Poſtpferde ließen nicht zu lange auf ſich warten, ich beſtimmte den Poſtillon am Dome vorzufahren, und ſtieg hier aus. Schon der Eintritt überwältigte mich, als ich aber zum Chor gelangte und hier die gereinigten und neugeſchmückten Gebilde betrachtete, kam ein wahres Ent-

zücken über mich. Doch waren es hauptsächlich die uralten Verhältnisse dieses Wunderbaues, die mit Zauber auf den Sinn wirkten und mir die ganze Seele hoben. Ich gestehe, daß mir die Rührung und das geistige Wohlsein, das ich empfand, Thränen in die Augen preßten. Ich hätte stundenlang in dieser heiligen Kühle bleiben mögen. Eine Messe, die mit großem Gepränge und Geschrei gehalten wurde, machte mir keinen Eindruck, ich hatte das Pfaffenthum zu grell vor mir. Dagegen entzückten mich die Glocken- und Orgeltöne. Darauf besah ich die neuen Arbeiten, die der König in Gang gesetzt hat; es ist ungeheuer viel gethan, und doch für das Riesenwerk noch blutwenig! Der gute Willen und das Vertrauen auf die Kräfte dieser Zeit haben etwas Rührendes, aber ich kann mich des Zweifels nicht erwehren, daß sie doch ihr Ziel nicht erreichen werden. Und sollten sie es erreichen, könnte dies Denkmal, wie schön es sei, je die ungeheuern Kosten werth sein, die durch dasselbe andern, menschlich dringenderen Zwecken jedenfalls entzogen werden? Ich war ganz beglückt durch den kurzen Aufenthalt, ich sah ihn als ein Stück meiner Genesung an, ich dankte dem Himmel für diesen einzigen Anblick, für diese Erfrischung des Leibes und der Seele. Die ganze Reise war mir nun gewichtiger und reicher, indeß — wenn mich das Geleistete auch entzückte, das Unternehmen entzückte mich nicht; der Stimme eines Kastraten höre ich mit Bewunderung zu, doch sie hervorzubringen lege ich keine Hand an!

Köln wächst sichtbar an Bevölkerung und Wohlstand, überall sieht man neue schöne Häuser, reich ausgestattete Läden, regen Gewerbfleiß und Handelsverkehr. Alle diese rheinischen Städte, und nicht minder das Land, haben unermeßlich gewonnen unter der preußischen Verwaltung;

wie leer und arm und düſter war alles hier unter der franzöſiſchen! Nur Eines machte ſich damals kaum bemerklich, was jetzt trotzig ſich erhebt, die Pfafferei! Dabei iſt die Unzufriedenheit gegen die preußiſche Regierung ungeheuer, aber ſie iſt ſchon ſelber eine preußiſche Unzufriedenheit, dieſelbe Art, die in Berlin und Königsberg und Breslau herrſcht.

Ich fuhr über die Rheinbrücke nach Deutz, dann über Mühlheim nach Elberfeld — immer den Eindruck vom Dom in der Seele —, dann nach Hagen, und war Abends in Iſerlon. Die Varnhagen'ſche Vikarie hier iſt für jetzt unbeſetzt, die Einkünfte werden aufgeſammelt, bis wieder ein geeignetes Familienglied die Stelle anſprechen kann. Ueberhaupt erinnert mich hier alles an heimathliches Alterthum. Nicht fern von Iſerlon liegt Arensberg, und im Walde nahebei waren noch vor etwa dreißig Jahren Trümmer der Burg Varnhagen zu ſehen, die ſeitdem aber, weil die Steine gebraucht wurden, völlig verſchwunden ſind. Ich dachte anfangs über Arensberg nach Kaſſel zu reiſen, allein der Eifer, nach Hauſe zu kommen, überwog alles, und ich ſchlug den nächſten Weg nach Hannover ein. In der Nacht kam ich durch Soeſt; dem einſt als Mitglied der Hanſa blühenden Orte hatte mein Ahnherr Henricus von Enſe in der berühmten Soeſter Fehde viel Ungemach zugefügt, Bürger gefangen genommen, Vieh weggetrieben, die Stadt gebrandſchatzt; ich war froh, ſo ſtill und friedlich jetzt durchreiſen zu können! Die freien Reichsſtädter und der freie Ritter ſind beide unter daſſelbe Landrecht gebeugt, und recht gut, daß es ſo iſt. — Wir fuhren die Nacht durch.

Hannover, Sonntag, den 2. Auguſt 1846.

In Wiedenbrück verſah ich mich mit beſtem Pumpernickel. In Bielefeld war Schützenfeſt in der Stadt, daher große Lebhaftigkeit, unter vielen neuen Häuſern ſtehen noch einige ganz alte, mit engen Pfeilergiebeln, wie deren ehmals in Hamburg am Hopfenmarkt ſtanden, jetzt aber nach dem Brande durch neue erſetzt ſind. So ſehr ich eilte, ſo hätte ich mich doch gern in Herford aufgehalten, wäre nur im geringſten wahrſcheinlich geweſen, daß dort noch Spuren des Lebens und Treibens der philoſophiſchen Aebtiſſin und ihres Freundes Descartes zu finden wären! Noch lebhafter wurde ich von Bückeburg und Stadthagen gereizt, wo Denkmäler und Papiere meines Grafen Wilhelm zur Lippe in Fülle vorhanden ſind, die durchzuſehen mir eigentlich Pflicht und dabei der größte Genuß und Ertrag wäre; allein im beſten Fall hätte ich acht Tage darauf verwenden müſſen, und im ſchlimmſten erſt nach ſolcher Friſt erfahren, daß das Archiv ſie nicht mittheile. — Einen angenehmen Eindruck machte mir noch Nenndorf, wo zahlreiche Kurgäſte unter Schattenbäumen verſammelt waren. — Ich habe Mindens und der weſtphäliſchen Pforte zu erwähnen vergeſſen; ſchöne Gegend. — Nach neun Uhr kam ich in Hannover an, bekam in Britiſh Hotel daſſelbe Zimmer, das ich vor neun Jahren bewohnte, fand gute Bedienung, erquickte mich und biwakirte angekleidet auf dem Sopha.

Berlin, Montag, den 3. Auguſt 1846.

Vor vier Uhr auf und gefrühſtückt, dann zum Bahnhof. Um fünf Uhr nach Braunſchweig abgefahren, weiter nach Magdeburg, Köthen und Berlin, wo wir nach ſechs

Uhr Nachmittags eintrafen. Furchtbare Hitze, gräßlicher Staub, doch bei allem der Troſt des gewaltigen Forteilens. Zwiſchen Jüterbogk und Berlin ein Endchen Gewitterregen, wir fanden den Sturm ſchon vorübergezogen, es mußte heftig geregnet haben, aber die Luft war ſchwül geblieben, bald ſchien auch die Sonne wieder und die Laſt des Tages drückte nach wie vor. Staub und Hitze hatten mir die Stimme faſt erſtickt. — Zu Hauſe fand ich alles wohlbeſtellt. — Humboldt ſah ich vorbeifahren, der erſte Bekannte!

Auf der ganzen Reiſe, durch Süd- und Norddeutſchland hab' ich nirgends meinen Paß vorzeigen müſſen.

Dienstag, den 4. Auguſt 1846.

Ueber die hieſige Stimmung; nichts gebeſſert ſeit den fünf Wochen, die ich nicht hier war. Die Bankſache erregt nur Mißfallen, auch bei den höheren Beamten ſelbſt. Die Synode geht nicht nach dem Sinne des Königs, das erregt Schadenfreude und Mißachtung; die Bürger hier wären durch politiſche Triebfedern kaum aufzuregen, durch die religiös-kirchlichen Sachen gelingt es! — Verkehrtheiten aller Art gehen ohne Unterlaß vor, es iſt, als ob ein Dämon dahinter wäre und alles zum Uebel wendete. — Große Unzufriedenheit im Heere.

Die Prinzeſſin von Preußen wird von Homburg nach England reiſen und ſpäter auch die Herzogin von Orleans in Paris beſuchen. Der König und der Prinz haben ihre Zuſtimmung gegeben.

Sonnabend, den 8. August 1846.

Der König hat an die Magistrate und Stadtverordneten von Magdeburg, Breslau, Königsberg ꝛc. einen scharfen Verweis ergehen lassen, daß sie sich angemaßt, an die Synode zu schreiben und dieser gleichsam anzudeuten, was sie zu thun habe. Die Schärfe ist in väterlichem Tone gehalten und will vor allem belehren, wie die Anmaßung ganz unbefugt sei, allein die Auseinandersetzung ist nicht glücklich und macht durchaus nicht den bezweckten Eindruck. Die Leute erwiedern, der König maße sich an, was er nicht befugt sei und nicht verstehe, nämlich den Glauben und die Kirche zu bestimmen, nach seiner Laune und Willkür, und sie hätten bessern Grund darin, als er. — Der Assessor Eberty in Halle, der die Vertheidigungsschrift für Wislicenus verfaßt hat, ist nach Graudenz versetzt worden, und man läßt ihn auf alle Weise fühlen, daß er sich hohes Mißfallen zugezogen hat. So geht das Verfolgungswesen immer seinen Gang! — Volksunruhen in Köln, Studentenschlägerei in Bonn, an beiden Orten ist die Polizei und die bewaffnete Mannschaft geschlagen worden, die Sachen sind unerheblich, aber von gefährlichen Zeichen begleitet. — Der König hat einer Krämerin zu Potsdam in guter Laune ihren ganzen Kram für fünfzig Thaler abgekauft und dann den Soldaten zur Plünderung preisgegeben, eben so eine Pantoffelbude, die er alten Weibern überlassen.

In Zürich ist ein kleines Heft erschienen: „Weniger als zwanzig Bogen. Von K. Heinzen"; darin wird der König ohne Scheu „der gekrönte Jesuit", „der unter die Verachtung aller ehrbaren Leute herabgesunkene Berliner Zar" genannt. Die Polizei hat dies Schriftchen mit besonderer Schärfe verboten und den Buchhändlern angekündigt, sie würden durch Verbreitung desselben an allen

darin begangenen Verbrechen mitschuldig werden! Das ist nun allerdings eine unhaltbare Zusammenfügung!

Donnerstag, den 13. August 1846.

Der Pabst! Wird er fortfahren, wie er begonnen hat? Wird er am Leben bleiben? Die Kardinäle bieten ihm schon Trotz und Oesterreich macht ihm Vorstellungen!

Wir arme Deutsche schreien jetzt wegen Schleswig-Holstein, man wird uns bald das Maul stopfen und höhnisch sagen: Was geht's euch an? Was versteht ihr davon? Aber wenn einmal wieder Noth ist, wenn einmal der Feind wieder droht, dann wird man Liebe und Betheiligung für das Vaterland von jederman verlangen, das heißt für das, was die Behörde dann das Vaterland zu nennen beliebt!

Freitag, den 14. August 1846.

Es heißt, der Graf von Arnim werde wieder als Minister eintreten, und zwar als Finanzminister! Das wäre in keiner Weise gut.

Seit vielen Jahren denkt und erinnert man daran, wie die Polen, wenn Preußen je die geringste Begünstigung dafür zeigte, ihm als Mittel dienen können, sich der Uebermacht Rußlands mit Vortheil zu erwehren. Natürlich aber hat die Regierung solche Gedanken nicht erfaßt. Jetzt unerwartet zeigt sich das Entgegengesetzte, nämlich daß Rußland sich die Polen aneignen und sie verderblich auf uns schleudern kann!

Sonnabend, den 15. Auguſt 1846.

Vormittags, ehe ich noch aufgeſtanden war, Beſuch vom General von *. — Ueber den Zuſtand der hieſigen Dinge waren wir ziemlich einig; wie es mit der Synode geht, meint er, werde es auch mit den Reichsſtänden gehen, ganz anders als man es oben vorausſetze; der Pabſt, fürchtet er, wird bald anfangen zu kränkeln!

Die heutige Zeitung enthält eine Bekanntmachung des Kurators der hieſigen Univerſität, Direktors von Ladenberg, betreffend die Worte, welche Profeſſor Michelet bei Gelegenheit eines ihm von ſeinen Zuhörern gebrachten Ständchens geſprochen haben ſoll. Recht ein Zeichen der Zeit, eine Offenbarung der herrſchenden Erbärmlichkeit! Der Inquiſitionsminiſter Eichhorn iſt erſchrocken über das Wort „bevorſtehende Kämpfe", läßt fragen, was da für Kämpfe gemeint ſeien? Michelet giebt natürlich der Dummheit nach und ſtellt ſeine Worte ſo, daß man ihnen nichts anhaben kann, der Kundige aber dennoch ſieht, wie es gemeint iſt. Und nun kommt die Behörde und trägt ihre alberne Furcht und Aufpaſſerei zur Schau, und prahlt, Michelet habe nicht ſo was Arges geſagt, was den Karakter eines Lehrers der Jugend einem ſehr ungünſtigen Urtheil bloßſtellen müßte! Die Bekanntmachung iſt ein größeres Aergerniß, als alles was Michelet geſagt haben könnte!

In Goethe geleſen, im Homer, im Neuen Teſtament.

Mittwoch, den 19. Auguſt 1846.

Geſtern kam Weiher und meldete, daß Herr von Düesberg Finanzminiſter geworden; mir ſehr gleichgültig; immer aus dem alten Kreis unſelbſtſtändiger, abgerichteter Beamten, die aber, wo die Abrichtung nicht ausreicht, ſogleich rathlos ſind.

Die Vorgänge in Köln bleiben nicht ohne ernste Nachwirkung. Die Bürger sind aufgebracht und wollen ihre Beschwerde an den König bringen. Hier meint man, das Militair hätte nicht nachgeben sollen, und begreift nicht, wie die Behörden ihr Ansehn so preisgeben konnten. So wird die Verstimmung nur bitterer und dauernder! — Der Studentenlärm in Bonn scheint beigelegt.

Die schleswig-holsteinische Sache rumort. — Die päbstlichen Anordnungen verstutzen und empören den fanatischen Klerus und die schlechten Regierungen.

Merkwürdige Antwort Sir Robert Peel's auf eine Zuschrift der Elbinger an ihn.

Freitag, den 21. August 1846.

K. erzählte von des Königs Lustparthien und Zerstreuungen, es scheint in diesem Kreise nicht die geringste Sorge aufzusteigen. — In die dänisch-holsteinische Sache will sich der König fürerst nicht einmischen; aber seine Stände, seine Magistrate der Städte, die öffentlichen Blätter erklären sich laut; überall, wo die Regierung nicht voran ist, giebt sie einen Theil ihrer selbst auf und das Wirken geht auf Andre über. K. behauptet, die eigentliche Kontrovers sei nirgends mitgetheilt, man stelle nur immer die Klagen der einen Seite dar; das ist aber nicht der Fall, er liest nur die öffentlichen Schriften nicht. Ihn verdrießt die Theilnahme des Volks, der ständischen Kammern, der Zeitungen —, ich frage, ob man etwa die Zeiten zurückwünsche, wo kein Deutscher sich um Deutschland bekümmerte, wo der gemeine Mann gegen jeden Regierungswechsel gleichgültig war und jede Obrigkeit nur als einen Feind ansah? Fast sieht es so aus, als wolle man solche

Zuſtände, aber wenn es dann wieder in Frankreich kriegeriſch werde, dann wolle man im ganzen Volke Vaterlandseifer, deutſchen Gemeingeiſt, lebendigen Antheil am Staat! — Uebrigens iſt bei der ſchleswig-holſtein'ſchen Sache noch eine Hoffnung, daß der Bundestag ſie nicht abweiſt, weil ſie eben auch eine Fürſtenſache iſt, auch Rechte des Hauſes Oldenburg und des Hauſes Auguſtenburg vorkommen; wäre ſie eine Sache bloß des Volks und der Stände, ſo wäre ſie, gleich der hannöverſchen vor ſechs Jahren, unrettbar verloren.

Sonntag, den 23. Auguſt 1846.

Die Kölner Geſchichten nehmen eine verdrießliche Geſtalt an. Die Bürger halten ſich für mißhandelt, abſichtlich zum Widerſtande verlockt, ſprechen von dem Leipziger Ueberfall, bringen alles zur Oeffentlichkeit; hier tadelt man die Behörden, daß ſie nachgegeben. Das Staatsminiſterium hat wegen der Sache eine beſondre Sitzung gehalten. Es hilft aber nichts, man wird dieſer Dinge auf dem Wege der Gewalt nicht Meiſter, und der Weg neuer Einrichtungen iſt dieſen Exzellenzen zugeſchloſſen.

Von den Reichsſtänden, die noch gar nicht da ſind, ſpricht man ſchon mit größter Verachtung; was die jetzt helfen könnten, preußiſche Reichsſtände? Deutſche Reichsſtände müßten kommen! Und dergleichen mehr!

In Braunſchweig herrſcht eine tiefe Mißſtimmung gegen den Herzog, man fürchtet gewaltſamen Ausbruch.

Fichte ſchreibt mir unter andern: „Welch eine Zeit, welch eine Schmach, die auf unſrem Vaterlande liegt! Während unſre verhungernden Auswanderer auf dem Straßenpflaſter franzöſiſcher und belgiſcher Städte die Hülfs-

und Vaterlandsloſigkeit unſres Volkes den Fremden zum Schauſpiel geben, wagt ein «Offener Brief» auf das öffentliche Geheimniß auch unſrer politiſchen Nullität im Rathe der Großmächte wie auf etwas Anerkanntes, von ſelbſt ſich Verſtehendes ſich zu berufen. Und der Bundestag hält Sommerferien! Seit Napoleon's Zeit, ſeit den Kataſtrophen der Jahre 1805 und 1806 iſt Deutſchland Aehnliches nicht geboten worden. Dies alles macht auch auf die Ruhigſten einen tief einſchneidenden Eindruck. — Das Schlimmſte und Unheimlichſte iſt, daß ſich unter allen Ständen unſres Volkes wie inſtinktmäßig das Gefühl zu verbreiten beginnt, ſo wie jetzo könne es nicht fortgehen, könne Deutſchland nicht fortdauern."

Dienstag, den 25. Auguſt 1846.

Geſtern Stralauer Fiſchzug; das erzwungene Volksfeſt kommt etwas in Abnahme, die höheren Klaſſen wollen auch nicht einmal Zuſchauer mehr ſein, und allerdings iſt nicht viel zu ſehen, als die Rohheit und Armuth des Volks. — In dem Auguſtheft der Monatsblätter zur „Allgemeinen Zeitung" las ich mit lebhaftem Antheil den Aufſatz von Robert Mohl: „Die beiden Moſer", und verband damit viele Betrachtungen über die Deutſchen und ihre Geſchichte; wenn man da recht hinblickt, ſo kann einem angſt und bange werden! Unſre Nation ſteckt in der furchtbarſten Klemme, ich fürchte, um ſich zum Staatsleben zu bilden, muß ſie ihre beſten Eigenſchaften aufgeben, und wenn ſie dieſe abgeworfen hat, wird es noch zweifelhaft ſein, ob ſie den Staat erlangt!

In Friedrich's von Schlegel „Litteraturgeſchichte" geleſen; ich erſtaunte; manche Gedanken, Wendungen und

Ausdrücke wie überhaupt die Schreibart muß ich wie sonst anerkennen, aber die katholische Beeiferung erschien mir diesmal ganz unerträglich, besonders in den Zusätzen der zweiten Auflage, über die Bibel, das Christenthum und die Indische Religion, da spricht der Autor bisweilen wie ein Alfanz oder wie ein trunkner Mönch.

Mittwoch, den 26. August 1846.

Der König war in Muskau und ist wieder zurück. Man sagt, solche Reisen, große und kleine, seien ihm Bedürfniß, er werde von Unruhe und Aufreizung getrieben, nicht lange an derselben Stelle zu bleiben.

Das Verfahren des Pabstes geht noch seinen Gang. Die badischen Kammern schreiten auch noch muthig und die Bewegung in Holstein nimmt zu.

Der Jesuitengeneral Pater Rothaan in Deutschland, in Aschaffenburg beim Könige von Baiern!

Freitag, den 28. August 1846.

Wenn ich zurückblicke, so sehe ich deutlich, daß wir seit dreißig Jahren — seit dem zweiten Pariser Frieden, seit der neugesicherten Macht der Fürsten — immer auf ein und demselben Wege sind, auf dem der Versäumniß, des Vergessens, der Faulheit, des Uebermuths, der Verwahrlosung, daher seit jener Zeit unaufhörlich dieselben Anklagen sich wiederholen, dieselben Versuche zu widerstreben, dieselben Unglückswarnungen. Zwei große Rucke gab es in dieser Zeit, von denen wir auf einen andern Weg geschoben werden konnten, die Julirevolution und die Thronbesteigung unsres jetzigen Königs, aber nach kurzem

Anhalten, nach kurzem Zweifel fiel alles wieder in den alten Gang, und 1846 gehen wir auf daſſelbe Ziel hin, auf das wir 1816 gerichtet waren. Die kleinen Verbeſſerungen, die hin und wieder Statt gefunden haben und noch Statt finden, ändern nichts, ſie ſind nur Reize, die uns vor Augen halten, daß Verbeſſerungen nöthig und ausführbar ſind, alſo auch die großen und wichtigen, die noch verſagt bleiben. So iſt es denn natürlich, daß heute oft ganz daſſelbe geäußert worden, denn die Gebrechen von damals dauern noch heute fort, — es iſt, als ob der Staat ſeiner beſten Kraft beraubt wäre, Einſicht, Geiſt und Willen ſind erſtickt in Beſchränktheit, Schlaffheit und Phantaſterei.

Nachmittags Beſuch der Gräfin von Königsmarck, mancherlei Mittheilungen! Sie erwartet den Grafen aus St. Petersburg zurück. Bei der Schilderung der dortigen Feſte, die durch Beleuchtungen und überraſchende Effekte als der Gipfel des Feenhaften beſchrieben werden, und die dem Prinzen von Preußen und ſeinem Adjutanten mächtig imponirt haben, kann ich mich der Bemerkung nicht erwehren, daß die Feſte Ludwig's des Vierzehnten in Verſailles wohl eben ſo viel gekoſtet haben, aber gewiß geſchmackvoller, angenehmer und fröhlicher waren, als die ruſſiſchen. Nach einigen Zügen, die in den Briefen mitgetheilt waren, mußt' ich mir ſagen, der Kaiſer ſcheint mit ſeinen Erfindungen noch nicht weiter gekommen, als wohin die Leiſtungen eines Guckkaſtens reichen, natürlich ſtellt er die Bilder in größerem Umfang und mit mehr Koſten auf!

Geſtern Hegel's Geburtstag, heute Goethe's. — Die General-Synode wird zum nächſten Jahre vertagt. — Die Bewegung für Schleswig-Holſtein hat in Deutſchland überall Wurzel gefaßt und wirkt auf die Stimmung jener Provinzen ſehr ein.

Sonntag, den 30. Auguſt 1846.

Der viele Perſonenwechſel in den Staatsämtern macht ſeine Nachtheile fühlbar; hier und in den Provinzen klagt man über Mißgriffe in den Geſchäften, Stockungen, Verſchleppungen der Arbeit. — So ein Staat iſt wirklich ein Wunderwerk, mit allen Gebrechen und Leiden beſteht er doch und lebt ſo weiter; es iſt freilich auch darnach!

Dienstag, den 1. September 1846.

Ich denke bei nichts, es müſſe nur ſo ſein, es käme mir unbedingt zu, im Gegentheil, jede Gabe iſt mir immer neu, und ich bin verwundert und beſchämt, daß ſie mir zu Theil wird: die Wohnung, die Geräthe, das Eſſen und Trinken, der Kaffee, der mir morgens gebracht wird, und die Zeitung. Alles könnte mir ja mangeln, und ich müßte es mit Sorgen und Mühen jeden Tag auf's neue erſtreben. Dies Gefühl der Dankbarkeit verläßt mich nie, und am wenigſten, wenn ich etwas wegſchenken, jemanden Gutes erzeigen kann. Als ich dies neulich unbefangen äußerte, wurde ich durch die launige Bemerkung überraſcht: „Nun das iſt viel beſſer, als wenn Sie vor und nach Tiſch ein feierliches Gebet hielten!“

Heute war eine Sitzung des Staatsminiſteriums wegen der Kölner Geſchichten. Der König will alles gut ſein laſſen, die Miniſter ſind daher auch dieſer Meinung; aber der Prinz von Preußen, eben friſch aus Rußland angekommen, iſt ſehr aufgebracht, daß die Behörden den Bürgern nachgegeben, das Militair zurückgezogen, das feierliche Leichenbegängniß des getödteten Handwerksgeſellen geſtattet haben ꝛc. Er möchte den Kommandanten, den Bürgermeiſter, den Generalprokurator mit ſcharfem Tadel belegt,

wo nicht abgesetzt sehen; der Graf von **, der mich heute Nachmittag besuchte, sprach in gleichem Sinne.

Donnerstag, den 3. September 1846.

Gestern in der Mittagszeit ging ich auf die Kunstausstellung. Einige gute Bildhauersachen, einige Landschaften und mehrere Bildnisse abgerechnet, ist das Ganze wieder ein Zeugniß, wie schwach es mit unsrer Kunst aussieht, besonders mit der Mahlerei. Doch werden die Lobredner nicht fehlen! Ich sprach bei den Marmorn Herrn von Humboldt, der in mein Urtheil ziemlich einstimmte. Die Prinzessin von Preußen hat ihm geschrieben, sie habe sich gefreut, mich zu sprechen, ich zucke dazu die Achseln und sage, was ich denke, worüber Humboldt ganz betroffen und verwundert ist, er kann nicht begreifen, daß ich mich so äußere!

Der Anwesenheit des Jesuitengenerals Pater Rothaan in Deutschland wird widersprochen, aber daß er kommen wolle, wird zugestanden. Gewiß ist, daß den König von Baiern in Aschaffenburg hohe Geistliche aus Rom und Lyon besucht haben.

Der Prinz von Preußen ist wegen der Kölner Sachen durch den Kaiser von Rußland so heftig aufgestachelt, und hält sich nun doppelt befugt, stark einzureden. Der Kaiser war über die Vorgänge so aufgebracht und sprach solche Vorwürfe aus, als ob sie in seinem Lande geschehen wären. Der Prinz von Preußen soll gedroht haben, den Abschied zu nehmen, falls man nicht strenger verfahren wolle. Ein Grund mehr für den König, in seiner leichtern Auffassung der Dinge zu beharren; er hat schon geäußert, sein Bruder

habe gar nicht mitzuſprechen, und der Kaiſer möge ſich um ſeine eignen Länder bekümmern!

In Holſtein ſchreiten die Zerwürfniſſe fort. Die deutſchen Zeitungen ſind ſehr tapfer. Auch in Stettin iſt eine Adreſſe an die Holſteiner zu Stande gekommen. Die deutſchen Großmächte werden am Ende doch im Sinne der öffentlichen Meinung handeln müſſen, nur zu ſpät, dazu mit den Haaren herbeigezogen, ohne Verdienſt und Ruhm.

Sonnabend, den 5. September 1846.

Im Bankgebäude werden große Bauten vorgenommen, die Räumlichkeiten vermehrt, neue Geſchäfts- und Schreibſtuben, Aktenkammern, ein Verſammlungsſaal und andre Gelaſſe angebaut, auch die Zahl der Beamten vergrößert, alles wegen des neuen Bankweſens, und alle dieſe Koſten, dem Augenſcheine nach größtentheils unnöthig — der Verſammlungsſaal wird kaum zweimal im Jahre gebraucht werden —, fallen ſogleich der Verwaltung zur Laſt, die, wie man vorausſieht, einen beträchtlichen Theil der Gewinne verſchlingen wird. — Berlin wird immer mehr eine Behördenſtadt; jedes Miniſterium, außer einem Hauptprachtgebäude, dehnt ſich in Nebengebäude aus, kauft und miethet, und hunderte der ſchönſten Zimmer dienen bloß zur Auflagerung von Akten. Dies Gebrechen, die weitſchichtige, umſtändliche, nutzloſe, ja ſchädliche Anhäufung der Geſchäftsbetriebe, der Behörden, dies ſollte im preußiſchen Staate angegriffen und geheilt werden!

Der König hat auf die Vorſtellung der Frau Amalia Beer wirklich befohlen, daß der „Struenſee" von Michael Beer jetzt vor dem Laube'ſchen gegeben werden ſoll. Meyerbeer ſetzt Muſik zu dem Werke ſeines Bruders, und mit dem

ſo ausgeſtatteten Trauerſpiel ſoll die Kronprinzeſſin Olga von Würtemberg auf ihrer Durchreiſe im Theater geſpeiſt werden.

Der König ſoll ſich bitter über ſeine Brüder beklagen, deren keiner mit ihm ſtimme, beſonders aber ſei der Prinz von Preußen ihm unbequem, und er freue ſich jedesmal, wenn derſelbe verreiſe.

Montag, den 7. September 1846.

Die „Staatszeitung" enthält einen großen Artikel, unterſchrieben von den Miniſtern des Kriegs, des Innern und der Juſtiz, der beweiſen ſoll, daß das Militair und nicht die Bürger die Unruhen in Köln geſtillt, daß die Einrichtung des Bürgerhandelns von oben mißbilligt worden, daß die Soldaten des Schutzes nicht bedurft ꝛc. Dies Machwerk iſt die Folge des heftigen Einſprechens des Prinzen von Preußen, und ſonderbar iſt ihm Genugthuung, daß die Staatsbehörden das, worüber er zornig iſt und deſſen Wirklichkeit er nicht bezweifelt, öffentlich abläugnen, und dies ſo ungeſchickt, daß jeder Leſer das Gegentheil erkennen muß. Dadurch wird Köln auf's neue gereizt und der Unmuth genährt, der gewiß nicht ſchweigen wird.

Nachmittags Beſuch von Mundt. Er war auch in Köln gegenwärtig bei den Unruhen, er hat geſehen, daß die preußiſchen durch die Straße marſchirenden Wachttruppen von Schutzbürgern begleitet wurden, um ſie gegen Volksangriff zu ſichern, er war Zeuge, wie der Kommandant auf dem Rathhauſe von den Bürgern angeſchuldigt und hart in die Enge getrieben wurde; es ſind zuverläſſig wehrloſe und unbetheiligte Leute von den Soldaten-

verwundet worden, auch der getödtete Böttchergeſell ſoll entſchieden unſchuldig geweſen ſein.

Merkwürdiger Vorfall in Köln! Der hieſige Kammergerichtsaſſeſſor Oppenheim, Dr. Arnold Mendelsſohn (Sohn von Nathan) und Herr Laſſalle haben der Gräfin von Hatzfeldt gewiſſe Papiere, die ihren Mann bloßſtellen ſollen, dadurch zu verſchaffen geſucht, daß ſie demſelben (nicht ihm, ſondern einer Dame, die vertraute Briefe von ihm hatte) im Gaſthofe ſeine Reiſekaſſette aus dem Zimmer entwandten und damit forteilten. Oppenheim wurde ergriffen, Mendelsſohn wird mit Steckbriefen verfolgt, von Laſſalle iſt noch nicht gerichtlich die Rede, allein hier will man behaupten, daß er beſtimmt Mitſchuldiger ſei.

„Nun iſt die General-Synode auseinander, und Bunſen nicht gekommen um ſie zu leiten; alſo waren die Gerüchte falſch, die ihn deßwegen herberufen ſagten.“ Mit nichten gilt dieſer Schluß! Daß Bunſen kommen ſollte, iſt ganz gewiß; aber die Synode ſchien ſo hoffnungslos, daß man wenig von ihr erwarten konnte, auch wenn Bunſen an ihrer Spitze ſtand, und daß man ſie lieber heimſchickte. Auch war die Sache zu früh ausgeplaudert, und Bunſen ſelbſt, durch die öffentliche Stimmung eingeſchüchtert, hatte wohl wenig Luſt zu der Sache.

Mittwoch, den 9. September 1846.

Der Guſtav-Adolf-Verein hat am Dienstag in großer Verſammlung auf Tivoli den Prediger Rupp als Königsberger Beauftragten nicht gelten laſſen, ſondern trotz der Einrede der Geiſtlichen Uhlich, von Sydow und Jonas durch Stimmenmehrheit ausgeſchloſſen. Das Gefühl dieſes Ereigniſſes lag ſchwer auf dem übrigen Abend, man hieß

die Tafelmuſik ſchweigen und ging unmuthig auseinander. Ein ſchönes Beiſpiel chriſtlicher Liebe! Der ganze Verein wird ſchwer darunter leiden, Mitglieder und Beiträge werden ſich mindern. Wenn die Hundsfötter einen in Dogmen von ihnen Abweichenden ausſtoßen, was können ſie denn klagen, daß der Pabſt ſie alle als Ketzer verflucht? Man freut ſich hie und da, daß die Pfaffen ſelber den guten Schein, der ſie noch deckte, abwerfen und ſich zeigen, wie ſie ſind. — Die „Staatszeitung" ſagt, das preußiſche Kabinet ſei bei der hochwichtigen Sache von Schleswig-Holſtein nicht gleichgültig. Schwanenorden!

Freitag, den 11. September 1846.

Geſtern Vormittag zum Geh. Hofrath Karl Müller gefahren. Sein Haus an der Hirſchelbrücke hat er ſelbſt gebaut, ſeinen Garten ſelbſt gepflanzt; er würde ſich ſeiner Tage freuen, aber er iſt zweiundſiebzig Jahr alt, krank von einem Falle, nervenſchwach, ganz abgezehrt; es gelang mir ſehr, ihn zu erheitern, aufzumuntern, durch Erinnerung an alte Sachen, an ſeine Erfolge in kriegskundigen Angaben, die er noch ausführen könnte. Er beklagt das Zurückſchreiten Preußens, das Sinken unſres Geiſtes, die Verwirrung aller Dinge.

Ein Apotheker Karl Modeſtus Settegaſt brachte mir einen Brief von Bettinen von Arnim aus Wiepersdorf, ich ſchrieb ſogleich an Humboldt, ihm das von Bettinen empfohlene Anliegen des Mannes zu empfehlen. Herrn Settegaſt's Bruder beſorgt die Druck- und Verlagsſachen Bettinens jetzt; als die erſten Ankündigungen von Seiten der „von Arnim'ſchen Verlagsexpedition" erfolgten, kam von Seiten des Magiſtrats die Anforderung, Bettina ſolle

das Bürgerrecht erwerben und Gewerbsteuer zahlen; sie hat derb und scharf darauf geantwortet und ist seitdem nicht wieder angegangen worden.

Abends bei Hensel's große Gesellschaft, Musik. Ich sprach lange mit Böckh, nachher ausführlich mit Paul Mendelssohn über die hiesige neue Bank. — Hensel und Dirichlet traten herzu und brachten die Hatzfeldt'sche Geschichte zur Sprache, ich vertheidigte mit Scherz und zum Theil im Ernste die drei jungen Leute, verglich ihre That mit der von Wilson, Hutchinson und Bruce, als sie Lavalette befreiten, erörterte den Begriff des Ritterlichen, zog das Verbrechen des Zweikampfs hinein, und es gab eine ganz lustige Unterhaltung, die auch die ursprünglich harten Urtheile sehr milderte. Böckh erzählte, Lassalle, der sich bei ihm gemeldet wegen Habilitirung bei der Universität, habe von neuen Fragmenten des Herakleitos gesprochen, die er gefunden, mit denen es aber verdächtig ausgesehen haben möge, auch sei er nicht wiedergekommen. — Dirichlet macht mir das Wort streitig, „der Assessor Oppenheim sei an den Rhein gereist, das mündliche Verfahren dort kennen zu lernen".

Der Dank an die Kölner wird so formulirt: „Wir danken euch, daß ihr die Ruhe hergestellt, doch eigentlich habt ihr sie nicht hergestellt, und dann habt ihr Halunken euch dazu ordentlich organisirt, — daß ihr euch das nicht nochmal unterstehtl"

Sonnabend, den 12. September 1846.

Böckh erzählte mir gestern, August Wilhelm von Schlegel habe vor ein paar Jahren dem Könige geschrieben und vorgeschlagen, aus den Poesieen Friedrich's des Großen

die gegen das Christenthum gerichteten Stellen in der neuen Ausgabe wegzulassen, und der König habe das gebilligt und in diesem Sinn einen Kabinetsbefehl an die Akademie gerichtet. Böckh hat dieses Schreiben ruhig bei Seite gelegt, in der Meinung, käme es erst an die Poesieen, so würde dann Zeit sein, dem Könige zu sagen, daß das nicht ginge, daß die Ausgabe dann eine verstümmelte sein und alle Welt schreien würde, auch dürfte wohl das, was Wöllner zum Druck gegeben, jetzt wiedergedruckt werden. Indeß erscheint Schlegel in sonderbarem Lichte, wenn man seinen Rath mit dem Inhalt seiner jetzt mit seinem Willen erschienenen französischen Schriften vergleicht, die eine Menge der stärksten Angriffe gegen das Christenthum enthalten. Offenbar hat der Schalk die Welt zum Narren haben wollen, und nach seinem Tode noch Rumor machen. Das ist ihm gelungen, die Pfaffen schreien mörderlich.

Der Prinz von Preußen und mit ihm eine große Zahl vornehmer Offiziere schäumen vor Wuth über die Antwort des Königs an die Kölner, besonders über die Stelle, wo der König nachgebend verspricht, er werde die Militairbehörden anweisen, jedesmal vor Anwendung der Waffengewalt, wenn nur irgend Zeit übrig ist, der Stadtbehörde und Bürgerschaft davon Anzeige zu geben. Sie sehen hierin eine gefährliche Schwäche, ein Vergeben der eignen Würde, eine Herabsetzung des Militairs. Es ist ein Sturm von Mißbilligung; seit Haugwitz'ens Verträgen mit Napoleon hat man nichts Aehnliches gehört! Und die Kölner? Die sind nichts weniger als befriedigt, die klagen ihrerseits heftig. Der König steht zwischen beiden Theilen und fängt die beiderseitige Feindschaft auf! Er gewinnt nirgends Dank.

Kleine Schrift Delbrück's gegen das Lied von Arndt: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?", mit Erwiederung von Arndt. Alles in beſter Freundſchaft, aber dadurch matt. Delbrück hat ohne Zweifel Recht, trägt aber die Sache faſelnd vor, und von Arndt ſelber zu verlangen, er ſolle ſein Lied verwerfen und öffentlich zurücknehmen, iſt gar thöricht!

„Die Hoſen des Herrn von Bredow. Roman von W. Häring" (zwei Theile). Endlich erſchienen. Ich habe ein paar hundert Seiten darin geleſen und muß wieder ſagen, was ſchon früher, man kann ſich nicht genug wundern und ärgern, daß mit ſo vielem Talent immer nur ſo wenig geleiſtet wird.

Man nennt jetzt die in Köln beraubte Dame nicht Frau von Meyberg, ſondern Frau von Meyendorff, und behauptet, es ſei die Schwägerin des hieſigen ruſſiſchen Geſandten. Dann wäre es meine Frau von Meyendorff, die ich in Bonn, Baden und hier geſehen, die auch Rahel'n beſucht hat, die geborne von Hogguér.

Montag, den 14. September 1846.

Der Miniſter von Canitz leidet noch immer, Töplitz hat ihm wenig genutzt, er magert ab und iſt der Geſchäfte überdrüſſig. Gegen die ſpaniſchen Heirathen ſpricht er ſcharf; aber da Preußen wie Rußland und Oeſterreich jetzt mit Spanien keine diplomatiſchen Verbindungen haben, ſo darf man ſich nicht wundern, daß ſie bei der Sache gar nicht in's Spiel gezogen worden. Politiſche Vorurtheile beſtrafen ſich. Des Königs Abneigung gegen Frankreich und Belgien haben ſchon vielen Schaden gebracht und werden noch mehr bringen, wir gehen der nützlichſten

Verbindung verluſtig und haben auf der Gegenſeite auch keine, denn England verſchmäht uns, und Rußland und Oeſterreich grollen.

Die „Voſſiſche Zeitung“ ſpricht tapfer für Rupp. — Die leitende Parthei des Guſtav-Adolf-Vereins wird allgemein mit Unwillen verurtheilt. Pfaffengezücht!

Als neulich von der Friedensklaſſe des Ordens pour le mérite die Rede war:

„Sunt qui non habeant, est qui non curat habere.“ Horat., Epist. II, 2. 182.

Mittwoch, den 16. September 1846.

Heute übernimmt in der „Voſſiſchen Zeitung“ ein Lump mit amtlich-gleißneriſchem Schein die Ausſtoßung Rupp's zu rechtfertigen; er thut aber nichts andres, als daß er die Schuld höher hinauf bezieht, die Hintermänner vorſchiebt, und darin hat er gewiß Recht, es iſt mehr Augendienerei als Fanatismus bei der Ausſtoßung; die Schuld erſcheint nun nur größer und verabſcheuungswerther, der ganze Verein als ein liebloſer, vom Wurm zerfreſſener.

Große Aufregung in Köln wegen des Erlaſſes der drei Miniſter! Nun kommt noch das Kabinetſchreiben des Königs! Verdrießliche Geſchichte!

Was der Miniſter Graf von Arnim heftig hintertrieb, hat endlich ſein Nachfolger Bodelſchwingh bewirkt, die Statuten des ſogenannten Zentralvereins zur Abhülfe der Noth der arbeitenden Klaſſen ſind endlich genehmigt, nachdem ſie noch einige Stümmlungen erlitten. Kein Menſch dachte noch daran. Die Mitglieder des Vorſtandes erſchraken, als ſie davon hörten, und meinten, ſie wollten mit dem abgeſtandenen Zeuge nichts mehr zu thun haben. Nun muß

die Behörde noch bitten! Der Verein soll doch die 15,000 Thaler, die der König ihm damals angewiesen, auch verwenden! Eine klägliche Geschichte!

Sonntag, den 20. September 1846.

Der König, nachdem er sich durch die öffentliche Meinung für die schleswig-holsteinische Sache einigermaßen hat anregen lassen, ist nun gleich so eifrig geworden, daß er mißfällig bemerkt hat, die schleswig-holsteinische Adresse sei noch nicht in die „Staatszeitung" aufgenommen worden, — der Zensor hatte die Aufnahme untersagt! — Der Minister von Canitz, leidlich gesund in diesem Augenblicke, zeigt großen Unmuth über die Montpensier'sche Heirath und macht es sich zum Hauptgeschäft, gegen diese Sache zu arbeiten. Leider ist dies ganz unnützer Aufwand von Sorgen und Kräften, denn was kann Preußen thun? Wir haben in Madrid keinen Gesandten, so wenig wie Rußland und Oesterreich, es bleibt also nur übrig, in Paris deßhalb aufzutreten, aber dazu werden die Kabinete von Berlin, Wien und St. Petersburg erst übereinkommen wollen, welche Sprache und Schritte gemeinsam zweckmäßig seien; bis das geschehen, ist längst der Zeitpunkt vorüber, wo dies fruchten konnte, und der matten Einigkeit hat Louis Philippe längst seine Gegenbohrung angebracht. Ich sehe schon die Masse von ausführlichen Denkschriften und Depeschen, welche zwischen den Höfen gewechselt werden, schauderhaft anschwellen, und freue mich innigst, in solch verfluchtem Zeuge nicht mitarbeiten zu müssen!

Schimpfliche Bloßstellung des Abgeordneten Buß in der zweiten badischen Kammer, auch seine versuchten Ausflüchte wurden auf der Stelle als Lügen dargethan.

Dienstag, den 22. September 1846.

Professor Trendelenburg als Rektor der Universität klagte dem Minister von Savigny, die Zahl der hier studirenden Theologen habe sich um die Hälfte vermindert gegen die frühere Zeit. Savigny hörte das mit Mißfallen, hatte jedoch die Stirn, mit freundlicher Unschuld zu fragen, was wohl die Ursache dieser Abnahme sei? worauf Trendelenburg trocken erwiederte, die einseitige und geistlose Besetzung der theologischen Fakultät. Der dumme Pfau wandte sich nun ab und wollte nichts weiter hören.

Mittwoch, den 23. September 1846.

Merkwürdiges Ereigniß! Der König von Dänemark hat am 19. September eine Bekanntmachung erlassen, worin er sagt, sein Offener Brief sei mißdeutet worden, und er spricht nun die Anerkennung aus, daß die Herzogthümer Schleswig-Holstein zusammengehören, selbstständig sind, und daß Holstein und Lauenburg zum Deutschen Bunde gehören; nur in Betreff des Erbfolgerechts schweigt er. Das Ganze ist sehr elend gerathen und in einer halben Zurücknahme eine vollständige Niederlage. Die entschlossene Haltung der Holsteiner, die Stimmen der Deutschen, besonders aber die Oede und Stille an seinem Geburtsfeste haben den armseligen dicken Christian außer Fassung gebracht. Wird das von ihm Gethane genügen? Schwerlich. Aber jedenfalls hat er die Schlappe davon.

Der Sohn des Don Carlos ist aus Bourges entwischt und hat eine Proklamation an die Spanier ergehen lassen. Carlistische Bewegungen in Catalonien. So weit haben der nichtswürdige Louis Philippe und die nichtswürdige

Chriſtine es gebracht, daß ich und jeder redlich Meinende ſich freuen muß über eine Gegenbewegung in Spanien, ſollte ſie auch eine carliſtiſche ſein! Die Art, wie jene beiden, in und zu Ränken Verbundenen, ſeit Jahren das Schickſal Spaniens in Händen halten und das zerrüttete Land für ihre perſönlichen Abſichten immer auf's neue zerrütten und mißbrauchen, muß die Rache der Geſchichte gewaltig aufrufen, wenn auch die Thäter während ihres Lebens vielleicht der verdienten Strafe entgehen. Dieſer größte Hundsfott unſrer Zeit, weit ſchlechter als ſein elender Vater Egalité, ſoll als der Held unſrer Zeit gelten! Wohl, die ihn loben, loben ihn ſich zur Schande!

Im Tacitus geleſen, im Horatius.

Der König von Würtemberg hat ſich für die Bundesinſpektion ſeiner Truppen ſowohl öſterreichiſche als preußiſche Generale verbeten, und dieſe willkürliche Feindſeligkeit iſt ihm ungerügt hingegangen. Ach der Deutſche Bund, ach der Deutſche Bundestag!!

Freitag, den 25. September 1846.

Ich habe mir heute auf meiner Stadtwanderung alles recht angeſehen, Bauten, Straßenverkehr, Läden, Soldatenhaufen, Schulkinder, Arbeiter, Damen, ein buntes Allerlei von eigenthümlichem friſchen Leben. Daß Berlin wächſt und ſteigt, iſt offenbar. Ein wohlthuender Eindruck, der des allgemeinen Gedeihens!

Der Geh. Rath Mathis, Stiefſohn des Hofpredigers Theremin, welcher eben zum Direktor im Miniſterium des Innern ernannt worden, hat dieſe Beförderung wider den Willen ſeines Miniſters (Bodelſchwingh), durch den Einfluß

des Miniſters von Thile bekommen. Er hat bei Zeiten beten gelernt!

Die närriſchen Bekanntmachungen eines preußiſchen Generals und eines ihm untergebenen Hauptmanns am Rhein wider den Kommunismus haben die hieſigen Zeitungen aus der „Trierer“ und „Kölniſchen Zeitung“ nicht aufnehmen dürfen.

Sonntag, den 27. September 1846.

Dem Kriegsminiſter von Boyen begegnet, der ſein Joch ſchwer trägt!

Die Gepränge und Zerſtreuungen, die jetzt aus Schleſien berichtet werden, widern mich an! Wie viel Zeit geht da verloren, wie viel Geſinnung wird erſtickt, wie viel nutzloſer Aufwand gemacht!

Der Bundestag hat endlich einen Beſchluß in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache gefaßt, der deutſchen Meinung weſentlich gemäß, aber doch mit Vorbehalten und Wendungen, die ihm das Verdienſt einer reinen und offnen Vertretung wieder nehmen. Er empfiehlt, jetzt ſollen die Regierungen auch die öffentlichen Stimmen zum Schweigen nöthigen! Alſo wieder Preßzwang und Polizei! Natürlich, der Bundestag iſt diesmal von der Oeffentlichkeit gezwungen worden, das verdrießt ihn, er folgt und gehorcht, will aber das nicht gut heißen, was ihn gemeiſtert hat. — „Halunke, wehre dich!“ Alte Kriegsvorſchrift, auch der Bundestag wehrt ſich.

Theremin iſt geſtern Nachmittag im ſiebenundſechzigſten Lebensjahre geſtorben.

Dienstag, den 29. September 1846.

Des Königs Rede an die Breslauer giebt vielen Stoff zum Tadel; zuerst, sagt man, ist es eine nutzlose Erdichtung, daß in Breslau nur wenige Unzufriedene seien, jederman weiß, daß die ganze Stadt es ist, und der König selbst weiß es; ferner ist die Bitterkeit gegen die, „welche in Deutschland auf Untreue brüten", und „deren Lob eine Schmach" ist, ein Bekenntniß des Aergers, das die Schadenfreude der Gegner weckt, ja die Leute sagen, es sei Eifersucht auf Lob, auf Zeitungslob. Diese und andre Redensarten hört' ich unter den Linden.

Der König hat zum Grafen von Münch-Bellinghausen (in Königswarth?) gesagt, er brauche gar keine Leute mit Ideen, Ideen habe er selbst genug, er brauche nur Diener zum Ausführen! — Aber wenn diese ideenlos sind, so wird's auch mit dem Ausführen schlecht stehen! Wir sehen's. Eichhorn, Thile, Savigny ꝛc. mögen sich bedanken für die schmeichelhafte Aeußerung!

Mittwoch, den 30. September 1846.

Mir steigt seit einiger Zeit die wachsende Ahndung auf, daß das Leben in dem Striche, den es seither gehalten, nun nicht lange mehr fortgehen könne, sondern eine Wendung werde machen müssen. Unser ganzer Boden ist unterhöhlt, tausend Gänge sind hindurchgetrieben, endlich werden sie in ein großes Loch zusammenbrechen. Meine Ahndung ist ein ganz persönliches Gefühl, das freilich aus der besondern Art hervorgeht, wie mich die Dinge der Welt berühren. Politik, Litteratur, Gesellschaft, Kunst, Bürgerthum, alles ist von demselben Strom ergriffen und wird derselben Mündung zugeführt; das fühlt und sieht jeder.

Eine Merkwürdigkeit erſter Art iſt die Verſammlung der Germaniſten in Frankfurt am Main; deutſche Gelehrte — und die größten Namen — verhandeln öffentlich die ſchleswig-holſteiniſche Frage und gegen den König von Dänemark! Metternich muß darob die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen! Die Sache machte ſich wie von ſelbſt, und die Schüchternheit von Grimm und Pertz, welche alles Politiſche ausſchließen, nur das Wiſſenſchaftliche zulaſſen wollten, konnte die Verhandlung nicht hindern, eine politiſche Demonſtration zu werden.

Als der König voriges Jahr in Frankfurt am Main war, legte der Graf von Münch ihm nahe, doch mit Amſchel von Rothſchild über Finanzen zu ſprechen; aber der König ſagte, er wolle nicht, und ließ Rothſchild unangeredet ſtehen. Rothſchild ſagte nachher zu Münch: „Er hätt' doch wohl mit mir ſpreche könne, ich bin doch a praktiſcher Mann, ich hätt'm doch vielleicht was geſagt, das er hätt' brauche möge!“

Freitag, den 2. Oktober 1846.

In Schleſien, ſagt man, hat der König manches Unangenehme erfahren, wovon freilich die glänzenden Zeitungsberichte nichts melden. Er ſoll von den Einwohnern mehrmals Antworten erhalten haben, wie er ſie nicht wünſchte; auch im Militair habe ſich, wird erzählt, viele Mißſtimmung gezeigt.

Sonntag, den 4. Oktober 1846.

Die Germaniſten in Frankfurt am Main haben ſich auch ſchon entzweit, Gervinus zog ſich zurück.

Die eigenhändigen Briefe des vorigen Königs an Napoleon waren in dem Beſitze Joſeph Bonaparte's, kamen an ſeinen Adjutanten und wurden von dieſem unſrem jetzigen Könige zu Kauf angeboten. Sie ſind für ſechsundzwanzigtauſend Thaler angekauft worden. Man ſagt, ihr Ton und Inhalt ſeien tief demüthig und höchſt beſchämend für den Schreiber; das läßt ſich denken; aber das weiß doch jederman, und man hätte die Briefe ſo theuer nicht bezahlen ſollen! — Der Kaiſer Nikolai hat für ähnliche Briefe ſeines Bruders Alexander gar dreißigtauſend Thaler bezahlt.

Montag, den 5. Oktober 1846.

Dem König iſt in Schleſien eine Uhr, die ihm werth war, aus dem Wagen geſtohlen worden. Belohnung von 20 Friedrichsd'or dem Wiederſchaffer. Der unbedeutende Vorgang iſt ein Gegenſtand vieler Gloſſen, in denen ſich keine ſchöne Stimmung verräth.

Dahlmann's Brief an die Herausgeber der „Geheimrathszeitung", durch welchen er die Theilnahme ablehnt, ſteht heute in der „Voſſiſchen Zeitung" abgedruckt. Vortrefflich; und ſehr eindrucksvoll für die Leſer; gute Warnung für die Obenſtehenden, wenn ſie noch fähig ſind, einer Warnung zu folgen.

Schöner Brief von Heine aus Tarbes an Campe, im hamburger „Telegraphen" abgedruckt. „Der Tod iſt vielleicht gar nicht, vielleicht der letzte Aberglauben."

Donnerstag, den 8. Oktober 1846.

Die Schrift von Franz Raveaux über die Kölner Vorgänge geleſen; nach dieſen ſehr glaubhaften Schilderungen

haben die Soldaten furchtbar gewüthet, die Behörden ſich ſchändlich benommen. Dagegen darf der elende Huber in ſeinem „Janus“ hier ſagen, daß die Behörden ſchwer zu beſtrafen ſeien, weil ſie nicht ſcharf genug geweſen!

Hölderlin's Schriften, in zwei Bänden von Chriſtoph Schwab herausgegeben. Dieſer Autor faßt mich von allen Seiten mit gewaltſamen, lebenvollen Erinnerungen. Seine Gedichte in der „Thalia“ entzückten mich in frühen Jugendjahren, dann bekam ich den „Hyperion“ von Frau von Boye geſchenkt, und ein ganzer Kreis hing an dieſem Gefühlsbuche. Sein „Sophokles“ kam mir in Hamburg in die Hände. Dann ſah ich ihn ſelbſt, in Tübingen, als Wahnſinnigen! Lange nachher in Berlin ging mich der Lieutenant Dieſt wegen der Herausgabe ſeiner Gedichte an, Frau von Kalb ſprach von ihm, Achim von Arnim; endlich Hegel's Freundſchaft mit ihm und Sinclair, von der ich erſt ſpät erfuhr, und ſo erſtreckt ſich mir die Wirkung dieſes Namens über mehr als vierzig Jahre!

Freitag, den 9. Oktober 1846.

Die heutige „Voſſiſche Zeitung“ bringt Kuranda's Bericht über ſeine Ausweiſung, jedoch den Anfang, wo er ſehr ſchicklich von Itzſtein und Hecker ſpricht, hat die Zenſur geſtrichen! Aber die „Grenzboten“, wo der Aufſatz ganz zu leſen iſt, ſind noch unverwieſen. Dummheit über Dummheit.

Dem Bundestage wird übel mitgeſpielt von den Dänen, ſie brauchen ihn oder nicht, wie es ihnen gut dünkt; den letzten Bundesbeſchluß über Holſtein läßt die Zenſur nicht bekannt werden, ſondern ſtreicht ihn dem „Altonaer Merkur“ — in einem Staate des Bundes! — Dagegen

wird jetzt erſt eine Bundesverordnung vom Jahre 1832 gegen die Volksverſammlungen bekannt gemacht, bisher hatte die däniſche Regierung dies unterlaſſen. Heute bringt unſre „Staatszeitung“ einen Artikel zur Rechtfertigung des Beſchluſſes wegen Holſtein, ſo ſcheint es wenigſtens, denn die rechte Meinung iſt in verworrene Sätze verſteckt. Elende Wirthſchaft.

Herr von Nagler hat nicht Eine Million, ſondern über zwei Millionen Thaler hinterlaſſen — ein beinahe ärgerliches Vermögen, über deſſen Erwerbungsart auch der König mißfällig ſich geäußert haben ſoll. Der eben verſtorbene Herr von Treskow von Friedrichsfelde hat ein Vermögen von anderthalb Millionen Thalern hinterlaſſen, die Frucht glücklicher Betriebſamkeit und Verwaltung.

Herrn von Nagler bot einſt Rothſchild in Frankfurt vertraulich an, ſich mit 40,000 Thalern zu betheiligen, und meinte, es ſei keine Undelikateſſe, den ſichern Gewinn einzuziehen; das fand Herr von Nagler auch, und ſo ſehr, daß er erklärte, für die gleiche Summe möchte auch ſeine Frau dabei betheiligt werden, — was Rothſchild mit Staunen über die „Chuzbe“ zugeſtehen mußte. Verbürgte Anekdote!

Sonntag, den 11. Oktober 1846.

In der Wilhelmsſtraße begegnete ich wieder dem Kriegsminiſter von Boyen und ſprach lange mit ihm; er iſt konſtitutionell geſinnt, aber ohne auf Einzelnes eingehen zu können, übrigens erwartet er nicht viel, und was zunächſt kommen kann, kommt für ihn zu ſpät! Er fragt mit Eifer nach meinen Arbeiten, und will mir Papiere liefern, wenn ſich deren für mich brauchbare im Kriegsminiſterium finden.

In der „Ilias“ geleſen, in Grimm's „Litterariſchen Berichten“. — Die „Ilias“ iſt mit nichts in der Welt zu vergleichen, ſie iſt ein einziges, wunderbares, uns in ſeiner Kraft und Reichhaltigkeit kaum faßliches Geſchichts- und Volkserzeugniß, gewiß das Werk oder vielmehr der Ertrag von Vielen, wie jedes große Schaffen der Menſchen, die Reformation, die Revolution ꝛc.

Keine politiſchen Neuigkeiten bei uns, die Zeitungen ſind voll von Herrlichkeit aus Schleſien, wo Zeit und Geld hinreichend verſchwendet werden!

Montag, den 12. Oktober 1846.

Der König iſt in Schleſien beim Herunterſteigen vom Zobten rücklings gefallen, doch ohne Schaden. Andre kleine Mißgeſchicke, Irrfahren, Zufrühkommen, Zuſpätkommen, Irrung in Perſonen. Das Publikum gleichgültig.

Endlich giebt auch der „Altonaer Merkur“ den Bundesbeſchluß wegen Holſtein. Die Bewegung dauert fort.

In Köln iſt Franz Raveaux mit großer Stimmenmehrheit zum Gemeindevorſteher gewählt worden.

Bei Beſetzung hoher Stellen ſieht man beſonders auf willenloſen Gehorſam, ſchweigſames Selbſtverläugnen, weiſt alle perſönliche Eigenart, allen kräftigen Karakter ab; nun ſollen aber ſolche gehorſame Werkzeuge in plötzlichen ſchwierigen Fällen doch ſo handeln und wirken, wie es nur ſelbſtſtändige, karakterfeſte Männer können, ſollen wirken nach eigner Meinung und Anſicht, — natürlich können ſie es nicht, und da hat man denn ſolche Dummheiten, wie ſie in Köln vorgekommen ſind!

Der Prinz von Preußen kommt heute aus Oeſterreich zurück. Der abſolut geſinnte Prinz ſpielt wider Willen die

Rolle eines konſtitutionellen, er macht lauter Oppoſition gegen den Willen des Königs und ſchwächt deſſen Anſehn durch böſen Tadel.

Des jetzigen Pariſer Arnim Frau iſt geſtorben. Seine pietiſtiſche Todesanzeige giebt viel Aergerniß bei allen ordentlichen Menſchen. Die milchgetaufte Betty Strick van Linſchoten, Tochter des damals bataviſchen Geſandten Bürgers Strick (tout court), endete als Frömmlerin, und Frömmelei prahlt in der Todesanzeige!

„Den Heimgang meiner theuren Frau Eliſabeth Strick van Linſchoten zeige ich Verwandten und Freunden ergebenſt an.

„Sie ſchied von uns heute Morgen gegen 4 Uhr, um einzugehen zu ihres Herrn Freude. Ihm ſei Lob und Dank in Ewigkeit.

Paris, 6. Oktober 1846.

A. H. von Arnim.“

Dienstag, den 13. Oktober 1846.

Mehrere Städte der Provinz Sachſen — Naumburg, Langenſalza — haben ſich dahin ausgeſprochen, zu den Provinzialſtänden keine Abgeordnete mehr ſchicken zu wollen, weil dieſe Stände doch nichts leiſten, nicht richtig zuſammengeſetzt und ein Hinderniß der Berufung von Reichsſtänden ſind. Dies Benehmen, nachdrücklicher und ſchärfer als hundert Petitionen, hat die Regierung ſehr in Schrecken geſetzt, und ſie fühlt die größte Verlegenheit, wie ſie dieſer neuen Art von Oppoſition begegnen ſoll. Indeß wird auch dieſe Regung ſtarken Volkswillens fürerſt abgeſchwächt werden und man wird ſtärkere abwarten.

Besuch vom Grafen von Königsmarck, der von der Inspektionsreise nach Oesterreich mit dem Prinzen zurückgekommen. Er gesteht, daß die österreichischen Truppen viel zu wünschen lassen, schwerfällig sind, ohne Geist und Spannung, dabei die Generale ganz stolz auf ihre Vortrefflichkeit, ja der Kommandirende in Böhmen, Fürst Alfred von Windischgrätz, spricht behaglich die Ueberzeugung aus, daß keine Truppe in der Welt sich mit der vergleichen könne, die er dem Prinzen vorgeführt!

Bei *. Mancherlei verhandelt. Ueber die hiesige Freimaurerei, die in Philisterthum versunken ist, christlich thut, auch die in England und Holland aufgenommenen Juden in den hiesigen Logen nicht zuläßt, worauf die englische Maurerei der hiesigen allen Zusammenhang kündigt. Der Prinz von Preußen hiebei betheiligt, ob für oder gegen die Juden, wird gestritten; jedenfalls ist er verdrießlich über den Zwist.

Mittwoch, den 14. Oktober 1846.

Der König soll fieberkrank sein, wird aber doch morgen seinen Geburtstag feierlich begehen. Seine Ankunft aus Schlesien war auf heute festgesetzt, auch wollte er gleich im Königstädter die Viardot-Garcia hören; das wird nun wohl unterblieben sein.

Donnerstag, den 15. Oktober 1846.

Die „Vossische Zeitung" fordert in ihrem Geburtstagsgedicht von Rellstab die Freiheit der Gedankenmittheilung. Poetisch wird das erlaubt, in klarer Prosa würde ein Begehren nach Preßfreiheit übel ankommen. — Wird

hat der König befohlen, daß sein Geburtstag mit hundert und einem Kanonenschuß gefeiert werden soll — hier eine auffallende Neuerung —; weil aber befürchtet wurde, daß im Lustgarten die neuen Fresken von der Lufterschütterung leiden könnten, wurde das Schießen vor dem Oranienburger Thor auf dem Schießplatze der Artillerie abgehalten, in der Stadt hörte man nichts davon. Alles machte sich ungeschickt. Auch bei den Gastmahlen des Kriegsministers von Boyen und des Gouverneurs von Müffling kam Ungeschicktes vor. In der Stadt war alles still; die neuen Laternen wurden nicht angezündet, man sagte, der König habe es nicht gewollt. In den Theatern zeigte das Publikum große Kälte, niemand sang das Lied „Heil dir im Siegerkranz" mit, niemand klatschte nach der Geburtstagsrede. Böse, sehr böse Stimmung!

Unruhen und Kampf in Genf.

Man hat hier gleich den Witz gemacht, nun werde es an der Börse besser werden, da der König den Berlinern so viel „vorschießen" lasse!

Montag, den 19. Oktober 1846.

Gestern kam der alte Graf Christian von Bothmer, erzählte von seinen letzten Reisen in Oesterreich, Holland 2c., von seinen Nachforschungen in Betreff des Mannes, der sich mit einem Helgolander Mädchen unter dem falschen Namen eines Grafen von Wrisberg — Freiherrn von Rheinsberg — durch den katholischen Priester in Hamburg hat trauen lassen, sie darauf mit einem Kinde hat sitzen und nichts mehr von sich hören lassen; sie hat noch sein Bildniß in Miniatur, ein Gesicht, welches sehr an den Fürsten Felix Lichnowsky denken läßt, auch soll die Uniform,

in der es gemahlt iſt, nach Einigen ſpaniſch und Karliſtiſch, nach Andern portugieſiſch und Miguelitiſch ſein. Bothmer ſagt, darin ſtimmten alle Ausſagen überein, daß der genannte Fürſt eines ſolchen Stückchens vollkommen fähig ſei.

Es ſcheint, Canitz iſt ſchon ſehr mürbe und wird auch mit dem Könige nicht gut fertig. Wegen der ſpaniſchen Heirath wird viel Unnützes geſchrieben, dagegen die ſchleswig-holſteiniſche Sache auf die leichte Achſel genommen. Nun macht wieder der unerwartete Sieg der Liberalen in Genf bei den Höfen großen Lärm; Unwillen, Schreck und Verwirrung herrſchen in Wien und Berlin, von Paris her wird man darin einen Anlaß ergreifen, ſich mit den drei Mächten des Oſtens gegen die Freiheit zu verbinden und dadurch deren Mißvergnügen über die ſpaniſche Heirath abzuſtumpfen.

In Magdeburg herrſcht die größte Verſtimmung, der König hat auf alles, was von dort kommt, die entſchiedenſte Ungnade geworfen; man ſpricht neuerdings von Uhlich's Abſetzung. Dagegen ſoll der Präſident von Gerlach hieher befördert werden, derſelbe, der die Frechheit gehabt, an des Herrn von L.'s Mittagstiſche, wo bürgerliche Beamte und Offiziere ſaßen, laut zu ſagen, daß ein Bürgerlicher keinen Begriff von Ehre haben könne!

„Das öffentliche Recht des Deutſchen Bundes. Von Guſtav von Struve“ (2 Bde., Mannheim 1846).

„Wanderungen aus meinem Gefängniſſe 1839. Von Dr. Sylveſter Jordan“ (Frankfurt a. M. 1847).

Dienstag, den 20. Oktober 1846.

Guſtav von Struve bricht über den Deutſchen Bund förmlich den Stab! Das Buch iſt furchtbar an Wa

und Schärfe, kein Bestreiten dieser aufgelegten Thatsachen ist möglich, die ganze Schande ist aufgedeckt!

Mittwoch, den 21. Oktober 1846.

Ein neuer gewaltiger Anlauf in Kirchen- und Glaubenssachen ist im Werk, das Königliche Ansehen soll mit ganzer Macht auftreten, aber wird gewiß nur Schaden dabei leiden! Unsre Fanatiker und Schälke, unzufrieden mit der General-Synode, die ihre Erwartungen so bitter getäuscht hat, wollen einen andern Weg einschlagen. Die Synode ist heimgeschickt worden, ohne ihre Arbeiten vollenden zu können, aber sie hat ein General-Konsistorium vorgeschlagen, und ein solches wollte man einrichten, um durch dieses dann alles Gehässige thun zu lassen, zu dem die Synode sich nicht hergeben wollte; allein man erkannte bald, daß man schwerlich auch nur zwölf Mitglieder für dasselbe finden könnte, deren man unbedingt sicher wäre; man sah voraus, daß die Gewählten, einmal in ihrer Stellung und in ihrem Auftrage, doch leicht wieder eine Mehrheit bilden würden, an der die Absichten scheiterten. Deßwegen ist nun die Absicht, aus freier Faust durch Königliche Bestimmung das festsetzen zu lassen, was man bisher noch immer unter dem Scheine kirchlicher Autorität wünschte hervorzurufen. Der Minister Eichhorn, der sich eine Weile mit der Mehrheit der General-Synode leidlich zufrieden bezeigt, läßt sich auf's neue als Werkzeug des finstern Eifers gebrauchen, arbeitet für den neuen Anschlag und setzt den letzten Rest seines geschmähten Namens dabei zu. Für mich hat er zwar solchen Rest nicht mehr!

Allerlei Nachrichten über Luise Aston, die vom Minister Bodelschwingh so dumm als brutal ausgewiesene Dichterin

und Freidenkerin, — ſie iſt nach Köpenick verbannt, aber täglich hier in Berlin.

Unſre Zeitungen bringen die Freiſprechung des Oberprokurators Leue zu Koblenz durch den hieſigen Reviſionshof, Sethe und Eichhorn (der Wirkliche Geheime Rath) haben die ſchönſte Unabhängigkeit und den trefflichſten Freiſinn gezeigt. — Die Miniſter und die Hofleute ſind ſtutzig und aufgebracht, der König ſehr mißvergnügt.

Der Miniſter von Canitz hat ſich ſchon dahin bequemt, die Geſchäfte mit größter Gleichgültigkeit zu betreiben, ſeinen Scherz und Witz bringt er noch bei ihnen an, das allein unterſcheidet ihn vom vormaligen Miniſter von Werther, ſonſt könnte dieſer als das Muſter gelten, dem er nachzufolgen ſtrebt. Er ſoll alle Luſt zum eignen Schaffen verloren haben. Ich glaub' es wohl!

Donnerstag, den 22. Oktober 1846.

Man ſagt, der Kriegsminiſter von Boyen habe beim Wiedereintritt in ſein Amt die beſtimmte Abſicht gehabt, und dieſe auch im engſten Vertrauen geäußert, nach und nach durch ſein Einwirken das preußiſche Heer auf einen ſolchen Fuß zu bringen, daß deſſen Ausbildung nicht nur eine kriegstüchtige, ſondern auch dem Geiſt und der Geſinnung nach eine ſolche würde, wie die heutige Welt zu ihrer Förderung ſie fordere; er habe das Heer zum Träger des neuen Lebens und der Zukunft Preußens machen wollen, zur Ausführungsmacht aller liberalen und konſtitutionellen Entwicklungen. Hierin aber ſei er durchaus gehindert worden, theils durch zufällige Schwierigkeiten, theils durch die beharrliche Gegenwirkung ſowohl des Prinzen von Preußen als auch des Königlichen Militairkabinets. So ſei

ihm denn bis jetzt nichts gelungen, und da er nun im Miniſterium ganz vereinzelt ſtehe, auch für alle konſtitutionelle Fragen, ſo denke er ernſtlich daran, ſeinen Abſchied zu nehmen, da er ſonſt fürchte, ſeinen beſten Erwerb, die gute Meinung, die an ſeinem Namen haftet, vor der Welt einzubüßen.

Freitag, den 23. Oktober 1846.

Der König hat an die Stadtverordneten von Naumburg, die keinen Abgeordneten mehr zum Landtage wählen wollten, eine unwillige drohende Kabinetsordre erlaſſen; die Stadt ſoll, wenn ſie ſich nicht fügt, ihr ſtändiſches Wahlrecht verlieren.

„Berlin. Von Ernſt Dronke“ (2 Bde., Frankfurt a. M. 1846). Das Buch iſt ſchon verboten, aber auch ſchon größtentheils verkauft. Der Ueberblick der fünfjährigen Regierung des Königs iſt eine furchtbar ſcharfe Kritik. Ueber Berlin ſelbſt iſt viel Geringes und auch Falſches. Ich komme auch übel fort, werde als „Leiſetreter“ bezeichnet. Thut nichts!

Dienstag, den 27. Oktober 1846.

Willkür und Ungerechtigkeit von der Polizei gegen Luiſe Aſton verübt! Durch den Miniſter und den König nicht abgeſtellt! Die Polizei hat ſich dabei wahre Nichtswürdigkeiten erlaubt. Die Vertheidigungsſchrift der Frau iſt in Brüſſel gedruckt.

Donnerstag, den 29. Oktober 1846.

Das Feuer der Revolution in Genf ſcheint diesmal auf dieſe Stadt beſchränkt zu bleiben, und vielleicht wird es auch dort durch Guizot's freiheitverrätheriſche Verbündung mit Metternich wieder ausgelöſcht. Allein nichts kann gegen den Wiederausbruch ſichern, und jeden Augenblick kann ſolches Feuer an jedem Orte ſich entzünden und reißende Verbreitung finden. Hätten die Flammen ſich nach Neuchatel, nach Freiburg, nach Baſel gewälzt, ſo hätten ſie auch nach Deutſchland überſpringen können; von Konſtanz bis Memel iſt überall Zündſtoff ausgelegt, Ein Augenblick — und es ſtehen einmal die Volksmaſſen überall gleichzeitig auf, es erhebt ſich ein Bauernkrieg wie in Galizien, was dann?! Und iſt Frankreich ſelber ſicher? Wird die Nation immer, wird ſie noch lange die ſtets ſchamloſeren Ränke und Unterdrückungen Louis Philippe's ertragen? Gewiß nicht! Nehmt euch in Acht!

Pückler ſendet mir das Buch „Der Einzige und ſein Eigenthum. Von Max Stirner" (Leipzig 1845). Es iſt verboten.

Der Sohn des Miniſters von Bodelſchwingh in Folge einer durch Herrn Jagor empfangenen Duellwunde geſtorben. Der Miniſter hat das Duell immer als eine ritterliche Nothwendigkeit vertheidigt!

Sonnabend, den 31. Oktober 1846.

Der König hat wieder eine ungeheure Menge von Orden in Schleſien ausgetheilt, ſchon die dritte Liſte.

Die Sachen in Naumburg haben begonnen, die Stadtverordneten ſind aufgelöſt und auf fünf Jahre von jeder Neuwahl ausgeſchloſſen.

Zwei erwünſchte Bücher, die ich mit Entzücken und Behagen leſe, den neuen Roman der Frau von Dudevant, „Lucrezia Floriani“, und — Lichtenberg's Briefe!

Verbürgte Erzählung. Der Kammergerichtsrath von Alvensleben nahm in die Protokolle der Verhöre von Tſchech ſorgfältig alles auf, was dieſer gegen den König und ſeine Regierung umſtändlich ausſagte, und wonach die Mordabſicht nicht bloß ein Privatunrecht, ſondern auch ein allgemeines zu rächen vorhatte. Der Präſident von Kleiſt verwies das dem Herrn von Alvensleben und fuhr ihn an: „Was haben Sie denn da gemacht? Bedenken Sie doch, daß der König dieſe Protokolle wird leſen wollen, Sie müſſen das weglaſſen!“ Alvensleben erwiederte: „Das verbietet mir meine Pflicht und mein Eid, Herr Präſident.“ — Kleiſt ſchwieg. So weit konnte falſcher Eifer ihn verblenden!

Man weiß jetzt beſtimmt, daß die Ausſtoßung Rupp's auf den entſchieden ausgeſprochenen Willen des Königs geſchehen, und daß man ſeine Aeußerung mit angſtvollem Eifer den Zweifelhaften zugeflüſtert, um ſie für die Ausſtoßung zu ſtimmen. Nun aber fallen alle lauten Mißbilligungen von Seiten der ungeheuern Mehrheit der engern Vereine auf den König zurück und er erfährt eine völlige Niederlage.

Sonntag, den 1. November 1846.

Beſuch von Herrn Hervey, der Herrn Aſſeſſor Alexander Schneer zu mir bringt, aus Breslau, denſelben, der über die Webernoth in Schleſien geſchrieben hat. Er ſagt mir, daß Herr Schlöffel ſeit ſeiner Freilaſſung ganz in ſich gekehrt iſt,

über der Schmach brütet, die er ſo unverdient gelitten und für die ihm nicht einmal eine Ehrenerklärung geworden, daß er ſein Geſchäft aufgegeben und ein Gut in Oberſchleſien gekauft hat, wohin er ſich zurückziehen will. Sein Angeber und Verläumder Stieber ſteht hier jetzt wegen anderer Schändlichkeiten vor Gericht. Herr Schneer ſagt mir auch, daß der Miniſter Eichhorn den Profeſſor Guhrauer in Breslau vor allen andern Profeſſoren ausgezeichnet, ihm aber dadurch in der Meinung nur geſchadet hat. „Das iſt ein Mann, wie wir ihn brauchen", hat er geſagt, „hätten wir nur viele Guhrauer!" Aber zum Glück iſt Guhrauer nicht ſo, wie Eichhorn ihn ſich denkt!

Donnerstag, den 5. November 1846.

Die hieſigen Zuſtände überdacht. Mit Reichsſtänden iſt nichts geholfen, dann geht der Tanz erſt los! Dem Könige wird dieſe Schöpfung nicht gelingen, es gelingt ihm nichts! Ein Schweizerblatt ſagt frech: „Der Karakter des Königs, ſeine Perſon und Regierung, alles iſt in Einem Wort ausgeſprochen: Impotenz!" — Während dergleichen auswärts gedruckt wird, iſt dagegen hier ein Kaufmann zur Unterſuchung gezogen, der in ſeinem Laden geſagt hatte, der König werde wohl wieder betrunken geweſen ſein, als er auf dem Zobten gefallen! Ein Briefträger, der grade gekommen war und es mit angehört, hat es angezeigt. Man glaubt, das Gericht werde auf Zuchthaus erkennen.

Der König hat auf der Hubertusjagd dieſer Tage wenig Erfolg gehabt; den Wildſchweinen werden im voraus die Hauer abgeſägt, beim Anlaufe von den Jagdbedienten

die Hinterfüße in die Höhe gehoben, und dennoch hat das Abfangen nicht gelingen wollen.

Sonnabend, den 7. November 1846.

Die Theater waren geſchloſſen wegen Beiſetzung der aus Rom gekommenen Leiche des Prinzen Heinrich. Man fand das eine ſehr überflüſſige Bezeigung.

Der Prediger von Sydow predigte am Sonntage ſehr freimüthig, er ſprach von der Erbärmlichkeit des Bemühens, die Religion mit der Staatsſcheere zurechtſchneiden zu wollen!

Theurung, Noth. Man fürchtet ſehr Volksaufläufe.

Sonntag, den 8. November 1846.

Der Kriegsminiſter von Boyen will beſtimmt ſeinen Abſchied nehmen. Man ſtreitet über die Grundſätze, die er in ſeiner Verwaltung befolgt hat. Eigentlich keine, denn er iſt immer gehindert worden. Eine Hauptſache war bei ihm, daß der, den er anſtellen oder befördern ſollte, Pulver gerochen hätte; er hielt nichts auf die gelehrten Friedensoffiziere.

Montag, den 9. November 1846.

Fräulein von K. ſagte mir geſtern etwas, das mich verſtutzte. Sie meinte, während der letzten Zeit habe ſie ſich viel mit mir beſchäftigt, wer und wie ich eigentlich ſei, was ich eigentlich wolle? Doch ſei ſie darüber nicht klar geworden, wohin ich ziele, was ich beabſichtige, meine Schriften gäben darüber nicht genügend Auskunft; ich

hätte ohne Zweifel geheime, doch ganz bestimmte Zwecke? Darauf hatte ich zuerst keine Antwort, dann mußt' ich lachen und erwiederte: Zwecke, wie sie solche wahrscheinlich dächte, hätte ich keine, am wenigsten persönliche, und wie ich mir nie als Hauptsache vorgesetzt, etwas Bestimmtes zu werden, so ginge es mir auch mit dem Allgemeinen, mir fiele die Anmaßung nicht ein, daß diese oder jene Gestalt werden solle; daß ich aber wünschte und strebte, in allem was geschieht, möchte das Gute und Schöne, das Menschliche vorzugsweise geschehen, darin liege gar nichts Bestimmtes, Auszeichnendes. Sie drang aber näher auf mich ein und verlangte zu wissen, was ich mir als politisches Ziel dächte? Ich erwiederte auf's neue: Nichts Bestimmtes, überall aber das Menschliche, die Bildung, die Freiheit; wo diese seien, da schlöß' ich mich gern an, unter Friedrich dem Großen wie unter Lafayette und Washington, ich liebte Königthum und Republik, Parlament und Ministervirtuosität, Volksversammlung und Machtgebot, immer nur käme es darauf an, welchen Inhalt diese Formen hätten, wiewohl die Formen der Freiheit auch schon als Formen mir höher ständen. Fräulein von K. gab sich endlich zufrieden, obschon ihre Unsicherheit nicht gehoben war. Mir gab diese seltsame Erörterung viel zu denken, ich sehe darin, wie ich den Leuten ungefähr vorkomme, sie wissen nicht, was sie aus mir machen sollen. Fräulein von K. hatte nur die Meinung ausgesprochen, die in höheren Kreisen neuerdings über mich zur Sprache gekommen war, es stimmt mit manchem, was ich von P., von K. und von Andern seit einiger Zeit vernommen. Blödsichtige, thörichte Meinungen! — In einer Zeit, wie die unsrige, wo alles durcheinander gährt und ineinander verschwimmt, soll jemand einer Gestaltung angehören oder

ſie wünſchen, für die kein Boden vorhanden iſt! Deutſch bin ich und preußiſch geſinnt; aber kann ich hier ein Royaliſt ſein, wie die Ultra's in Frankreich es waren, oder ein Girondiſt, ein Whig? Schon die Namen ſind fremd! Wir haben hier keine Partheien. Wenn wir den Ausdruck dennoch gebrauchen, ſo iſt es bitt- und leihweiſe mit großen Abzügen.

Mittwoch, den 11. November 1846.

Die „Grenzboten" bringen mein Wort über Viehoff's Goethebuch, mit meiner Namensunterſchrift; ein kleiner Widerſpruch gegen Kuranda's Ausweiſung, ich zeige wenigſtens, daß mich dieſe nichts ſchiert.

Herr Profeſſor Helwing brachte mir ſein Buch über die preußiſchen Anſprüche auf Schleswig und Holſtein, und verhandelte mündlich vieles mit mir über den Gegenſtand; der König hat ſich aus dem Buche durch Humboldt die wichtigſten Abſchnitte vorleſen laſſen, der Miniſter von Canitz lieſt es jetzt; die Sache bleibt immer merkwürdig und macht dem Profeſſor Helwing alle Ehre.

Unſer auswärtiges Miniſterium hat vom Könige ſchon vor längerer Zeit die Weiſung, bei allen Anſtellungen im Orient ſich erſt mit dem Kultusminiſterium in Einvernehmen zu ſetzen, da dieſes die kirchlichen Sachen dabei zu wahren habe!

Jagd, und immer Jagd! Und doch kein Jäger!

Freitag, den 13. November 1846.

Kabinetsordre, daß künftig bei und nach Tumulten nichts den Bekanntmachungen und Angaben der Behörden

Widersprechendes veröffentlicht werden soll. Eine unpraktische Verfügung, auf den einzelnen Kölner Fall zugeschnitten, für diesen zu spät, für andre nicht passend und in aller Weise zu umgehen.

Sonnabend, den 14. November 1846.

Die Kabinetsordre wegen der Bekanntmachungen bei und nach Tumulten erleidet harte Kritiken. Man sagt, auf gleiche Weise könne man die ganze Tagesgeschichte — und dann auch alle Geschichte überhaupt — auf amtliche Darstellung beschränken.

Bei uns werden Zwangwillkür und Freiheitsäußerung noch lange Zeit nebeneinander laufen!

Sonntag, den 15. November 1846.

Die Zeitungen fangen an, von einem häßlichen Vorfall zu reden, den der Prinz von Preußen auf dem Stettiner Bahnhof hier gehabt; er begleitete dahin den Großfürsten Konstantin, fand etwas nicht in der Ordnung, machte den Direktor herunter, griff ihn vor der Brust und stieß ihn gegen eine Wand, auch fuhr er einen Hamburger Kaufmann an, der den Hut nicht abgenommen hatte und im Saal umherging, aber lebhaft erwiederte, er sei fremd hier und kenne keinen Prinzen. Der Vorfall kam dem Könige zu Ohren und der sagte ironisch: „Das ist ja vortrefflich für einen Prinzen, der so populair sein will!“ Die Sache erregt die tiefsten Mißgefühle.

Die Börsengesetze, die vor zwei Jahren so großen Lärm machten und statt zu nutzen nur schadeten, sollen jetzt zurückgenommen werden. — Viel zu spät!

Die Reichsstände sind uns näher als je! Der König

ſucht nur noch Gebäude und Räume, die für ſolche Verſammlung angemeſſen wären. Er dachte an das Marmorpalais in Potsdam, an den Saal im Kadettenhauſe; auf dem Schloſſe hier möcht' er ſie nicht gerne haben. Der König zweifelt nicht, daß ſie im Gleiſe, das er vorſchreibt, bleiben werden. „An das Budget ſollen ſie nicht rühren!" ſagt der Miniſter von Canitz mit Entſchiedenheit. — Es werden viele Erfahrungen gemacht werden, die wir Andern längſt gemacht haben!

Verſtimmung vor dem Schlafengehen; Beſorgniſſe für das Allgemeine, keine ſchönen Tagesgefilde vor mir!

Mittwoch, den 18. November 1846.

Dieſer Gedanke hat mich heute viel beſchäftigt: Die Chriſten haben auf ihrem Ausgange aus der Lehre in die Welt das meiſte Gute verloren und vergeſſen, wohl auch als zu beſchwerlich abgeworfen, und laufen mit dem bloßen Namen weiter, der freilich leicht zu tragen iſt. Redliche wohlgeſinnte Leute haben die verlornen Päcke und Bündel aufgerafft und tragen ſie ihnen keuchend nach, aber jene wollen auf den Zuruf nicht hören und meinen, ſie hätten all das Ihre. Rouſſeau, Peſtalozzi, Fichte, Saint-Simon, jede neue Theorie, Sozialismus, Kommunismus, alles iſt nur bemüht, zurückgelaſſenes Chriſtenthum nachzubringen!

Freitag, den 20. November 1846.

Der Freiſtaat Krakau hat aufgehört, iſt öſterreichiſch geworden, durch Uebereinkunft der drei Schutzmächte. Welch ein Beiſpiel! Alſo nicht feſter ſtehen auch heute noch die Staaten? Und welches Bekenntniß eigner Schwäche in den Gründen! Furchtbar muß dieſe Thatſache in den Geiſtern

wirken! Man hätte nichts Wahnſinnigeres thun können. — Dazu giebt Canitz ſeinen Namen? Durch ſolcherlei will er in der Geſchichte leben? Pfui doch, pfui! — Gräßliche Politik!

Sonntag, den 22. November 1846.

Der König, ſehr eingenommen von der Herzogin von Sagan, ihrem fürſtlichen Hofhalt, Gepränge und Eleganz, hat ſich auf's neue zur Jagd bei ihr angeſagt. Sie hat ein Vermögen von hundertundzwanzig Millionen Franken und blendet alle Welt durch ihren Luxus. — Der ſpaniſche General los Valles war eine Zeitlang hier, und da er jetzt Weinhandel betreibt, ſo hat ihm der König große Beſtellungen gemacht; früher ſchon hat er ihm achthundert Stück Friedrichsd'or geſchenkt.

Ueber Krakau wird viel geſprochen. Man ſagt, Rußland habe die beiden andern Mächte gezwungen! Schlechte Entſchuldigung, oder heißt das nicht bekennen, man ſei zu ſchwach, den Ruſſen auch das ſchlechteſte Verlangen abzuſchlagen? — Die Geſchichte iſt ein neuer unheilbarer Riß in das Band zwiſchen Fürſten und Völkern. Es iſt auch politiſch dumm, dergleichen jetzt auszuüben. Die Regierungen ſind mit Blindheit geſchlagen, ſie arbeiten ämſig an ihrem Untergange; der letzte Reſt von Vertrauen wird erſtickt; die ſchamloſe Willkür zeigt ſich ohne Schleier. Unheilsſaat für die Zukunft, ſie wird ſchon aufgehen!

Der Geh. Rath von Voß hat nun wirklich den Abſchied genommen; der König will, daß er dreitauſend Thaler Beſoldung behalte, bei dreißigtauſend Thalern Einkünften, die er beſitzt. — Der Miniſter von Canitz iſt übler Laune und macht ihr durch Sarkasmen Luft, die aber bisweilen nur allein ihm ſchaden; die Rauhigkeiten des Königs erträgt er ſehr unwillig.

In den Sachen des Guſtav-Adolf-Vereins macht der Miniſter Eichhorn die niedrigſten, tückevollſten Ränke, ſo daß man ſich abwendet und das ganze Zeug zu allen Teufeln wünſcht!

Dienstag, den 24. November 1846.

— Auch von Krakau war die Rede und der Unwillen einſtimmig; dieſe „chriſtlichen Regierungen, dieſe frommen Miniſter, dieſe Leute, die immer Gerechtigkeit im Munde führen!“ Furchtbare Volkswitze ſind ſchon im Umlaufe, zum Beiſpiel Preußen bekomme als Schadloshaltung von Oeſterreich zwei Millionen Thaler, und mit dieſer Summe wolle man die Reichsſtände kaufen!

Heute früh kam Herr von R. Abſchied zu nehmen; ich gab ihm noch mein Glaubensbekenntniß über Krakau mit auf den Weg nach Oeſterreich, ſagte alles grade heraus, und auch über Metternich, der aus elender Furcht grade das Gegentheil von dem thue, was die Furcht ſchwächen könnte; nicht nur ſchändlich, auch dumm ſei das Verfahren. Der arme öſterreichiſche Gubernialrath, ſonſt freiſinnig genug, wußte nicht, wie er bekehrt war! — Ich ging aus, zuerſt zum Geh. Rath Johannes Schulze, dem ich mein Buch gab, und dann zum Fürſten von Wittgenſtein, der ebenfalls mein Buch empfing und mir ſehr klagte, wie ſehr er mit Scheereien geplagt ſei, wie durch Treuloſigkeit und Undank ihm ſein Alter verbittert werde; ich könne keinen Begriff davon haben, wie weit das gehe, es ſei entſetzlich! Ich antwortete ihm, ich wiſſe mehr, als er vermuthe, ich ſei nicht unkundig deſſen, was vorginge. Aber er blieb dabei, nein, ich könne das nicht wiſſen, mir nicht vorſtellen! Er ſchien Luſt zu haben, mir Beiſpiele mitzutheilen, aber es kamen Geſchäftsanmeldungen und ich empfahl mich.

Die „Allgemeine Zeitung“ bringt heute meine Anzeige von des Professor Jacob „Beiträgen zur französischen Geschichte“. Sie wird ihm bei Einigen nutzen, aber bei Andern desto mehr schaden. Ich habe an hohen Orten entschiedene Feinde, denen mein Namen ein Gräuel ist und die nur auf die Gelegenheit warten, mir etwas am Zeuge zu flicken. Der falsche, tückische Eichhorn steht an der Spitze. Dieser Mensch ist ganz untergegangen in serviler Sophistik, seine ganze Amtsführung ist Gleißnerei und Unwahrheit, er ist alles menschlichen Gefühls baar, erkennt keine Würde an, als die äußere der Stellung, kein Verdienst, als die Brauchbarkeit für seinen augenblicklichen Zweck. Aber nicht seine Verwaltung nur, auch die der andern Ministerien hanthiert mit Heuchelei und Lüge, die Wahrheit ist wie verschwunden.

Der alte Boyen will sich wirklich zu Ostern zurückziehen und hat sich — rührend genug — vom Könige ausgebeten, ihn zum Gouverneur der Invaliden zu machen!

Der König soll sich mit Verdruß über den Volksjubel in Rom geäußert und gemeint haben, das sei noch das erste Jahr, der Pabst werde schon sehen, wie es schon im zweiten anders sein werde; man kenne das, man habe es auch erfahren!

Mittwoch, den 25. November 1846.

Ueber Krakau schrieb ich: „Sie sind mit Blindheit geschlagen und werden erst wieder sehen, um das Unglück zu schauen, das sie angerichtet und in dem sie untergehen.“

Der Minister Uhden ließ den Generalprokurator Eichhorn kommen und machte ihm Vorwürfe wegen der Leue'schen Sache, dieser aber wies die Vorwürfe zurück und sagte, er sei ein so kundiger Rechtsgelehrter als Herr Uhden, habe mehr Erfahrung, thue seine Pflicht und werde sie

ferner thun. Sethe ſagte zu Uhden: „Ew. Exzellenz lagen noch in den Windeln, als ich ſchon Prozeſſe führte.“ — Der Landrath in Schleſien Graf von Reichenbach iſt in die Provinzialſtände gewählt, und die Regierung ſucht Mittel, die Wahl ungültig zu machen. Man haſcht die Angabe eines Schulzen auf, der Graf habe ihm, als ſie zuſammen auf dem Poſtwagen fuhren, ein verbotenes Buch von Heinzen zu leſen gegeben. Der Miniſter Uhden legt den Fall ohne Nennung der Perſonen dem Kammergerichte vor und fordert ein Gutachten, ob darauf nicht ein Kriminalverfahren zu begründen und eine ſchwere Strafe zu verhängen ſei? Das Kammergericht aber verweigert die Antwort, weil der Fall nachher bei ihm angebracht werden könnte und dann ſchon ein Vorausurtheil gefällt ſein würde, man müſſe die wirkliche Thatſache vor Augen haben. — Der Fürſt von Wittgenſtein hat ſich in den ſchimpflichſten Ausdrücken über Eichhorn und Savigny ausgeſprochen, in Betreff der gleißneriſchen Frömmigkeit.

Mit unſrem ganzen Aufenthalt auf der Erde ſieht es doch mißlich aus! Saint-Martin ſagt, ſie habe uns aus Gnaden aufgenommen, als wir fielen, er giebt uns alſo eine andre Heimath. Aber auch wenn wir von hier ſind, iſt unſres Bleibens hier nicht. Seltſamer Zuſtand, wir ſind ſichtbar ein Endpunkt und doch immerfort in der Mitte, und können nicht aus dieſer hinaus. — Sind wir einem künftigen Erdenzuſtande auch nur Urthiere eines alten? Wir müßten, ſelbſt bei dieſer ahndungsvollen Einſicht, doch nur fortfahren nach unſrer Natur zu leben und zu thun, und die iſt freilich ſchmutzig und grauſam! Geiſt und Herz ſind als Fremdlinge dieſer Natur eingeſetzt. Es iſt ein harter Stand für ſie!

Donnerstag, den 26. November 1846.

Sendung vom Fürſten von Wittgenſtein mit einem Briefe von ihm voll bittrer Klagen.

In der „Staatszeitung" ein amtlicher Artikel, der gleichſam freigiebt, über das Krakauer Ereigniß die verſchiedenartigſten Anſichten zu haben, nur das aus guter Quelle verſichert, daß Preußen bei der Sache weder Land noch Geld empfängt, wohl aber die dieſſeitigen legalen Intereſſen geltend macht. Seltſam weich und nachſichtig! Doch gleich zu Anfang ſteht die falſche Behauptung, die drei Mächte allein hätten Krakau zur Republik gemacht; der Kongreß hat es — wenn auch nicht angeregt — doch ausgeſprochen und beſtimmt, au nom de la très-Sainte et Indivisible Trinité! Doch die Einverleibung geſchieht auch wieder au nom de la très-Sainte et Indivisible Trinité! — Mit Canitz ſoll über die Sache gar nicht zu ſprechen ſein, er ſchneidet kurz ab.

Freitag, den 27. November 1846.

Ich kann mich nicht entſchließen, diesmal dem Fürſten von Metternich mein Buch zu ſchicken, er iſt mir zu ſehr zuwider ſeit der Krakauer Geſchichte. Nun beherrſcht ihn die Furcht ſo ganz, daß er der Gefahr in den Rachen läuft, ja den Frieden ſogar ſetzt er auf's Spiel; ſo lange er den erhalten half, hatte er doch noch ein Verdienſt, war er der Welt brauchbar, in mancher Beziehung heilſam, — aber nun iſt er ja nur verderblich! Und ich höre, ganz fanatiſch iſt er jetzt auch, von ſeiner Frau und dem Beichtvater abhängig, er, der frühere Weltmenſch, Freigeiſt, Spötter! Todesfurcht, Jenſeitsfurcht, immer nur Furcht und Furcht!

Abends entſchloß ich mich ſchwer zum Beſuch bei *. In dieſer Geſellſchaft kam das Wort Krakau nicht vor. — Dagegen wurden einzelne Fälle aus unſerm Regierungsweſen beſprochen, die den elendeſten Zuſtand bezeichnen, die kläglichſte Auflöſung, die Unterhöhlung durch Unwahrheit und Schein. — Als die Breslauer Deputirten hier beim Finanzminiſter von Düesberg ihre dringenden Anliegen wegen der Handelsverhältniſſe mit Krakau vorſtellten, ſagte der dummerweiſe: „Daran hat niemand gedacht.“ Er erfuhr jetzt erſt, daß dies ein Gegenſtand von Belang ſei! — Der Juſtizminiſter Uhden giebt Blößen über Blößen, er hat keine höhere juriſtiſche Bildung als die des Landrechts, und iſt dabei ganz der Mann des Hofes. —

Lichtenberg ſagt in ſeinen abgeriſſenen Sätzen, wo er überhaupt von der Unſterblichkeit der Seele nicht viel halten will, es ſei ein inſtinktmäßiger Vorgriff vor allem Raiſonnement, zu meinen: „Es wird nach unſerm Leben ſo ſein, wie es vor demſelben war.“ Ohne die Hauptſache berühren zu wollen, muß ich die Richtigkeit der letztern Anführung beſtreiten. Der Inſtinkt des Menſchen ſagt nicht jenes, ſondern erkennt an, daß unſer Leben ein Anfang ſei, der eine Fortſetzung fordre, daß das Ufer, wo wir landen, ein andres ſei als das, von dem wir ausgeſchifft. Jene Annahme, ſo leicht ſie ſich darbietet, iſt doch erſt eine Folge des Klügelns.

Sonntag, den 29. November 1846.

Geſtern Billet von Humboldt, der mir Herrn Galuski empfiehlt, einen in Frankreich geborenen Polen, der ſchon über A. W. von Schlegel geſchrieben hat und jetzt über Fr. Aug. Wolf ſchreiben will, für die „Revue des deux

mondes". Ich gebe ihm mündlich und ſchriftlich alle Auskunft, nenne ihm alle Hülfsmittel, aber zu meiner Freude kennt er die meiſten ſchon. Er ſcheint ſo gewiſſenhaft als eifrig, fein und artig, etwas leidend, mit heller dünner Stimme.

Der Kammergerichtsaſſeſſor Oppenheim iſt in Köln durch das Geſchwornengericht freigeſprochen worden. Die Verhandlung ſteht in der „Kölniſchen Zeitung" (vom 26. und 29. November); auch Laſſalle wird dabei genannt.

Das Aergerniß in der Hatzfeldt'ſchen Familie fängt nun erſt recht an; die Gräfin Sophie will alles drucken laſſen, was ihr Mann an ihr gethan. Der Fürſt hat ſeine Scheidung erlangt und will nun Frau von Buch heirathen.

Wittgenſtein's Verdrüſſe und Leiden kommen jetzt aus Verhandlungen mit dem Prinzen von Preußen, der den Anſichten und Gründen des Fürſten heftig widerſpricht. Seltſam, ſie ſtehen politiſch auf gleicher Seite und müßten zuſammenhalten, aber ſie thun es nicht.

Ein Klempnermeiſter, Stadtverordneter, hat hier eine Petition an den nächſten Landtag wegen Reichsſtänden angeregt. Die Zeitung ſpricht davon.

Montag, den 30. November 1846.

Telegraphiſche Nachricht, daß Guizot entlaſſen und Molé an ſeine Stelle berufen worden; wird noch bezweifelt.

In des Grafen Amadeus Henckel „Tagebüchern des Siebenjährigen Krieges" geleſen. Tiefer Einblick in die innern Verhältniſſe der Königlichen Familie, des Heeres! Ich hätte nie gedacht, daß die Abneigung, der Widerſpruch, der Tadel und die Verkleinerung, in denen man gegen den König wetteiferte, ſo weit gegangen wären, wie es hier geſchildert wird! Seine ärgſten Feinde waren ſeine Nächſten,

ſeine Brüder und deren Anhang. Niemand wollte ſeine Ueberlegenheit anerkennen, immer ſchob man ihm die kleinlichſten Antriebe unter, den ſtumpfſten Eigenſinn, die thörichtſte Eitelkeit, und erſt mit den Jahren überwog ſeine Größe, trat Bewunderung und Anerkennung an die Stelle dieſer Tadelſucht! Ein Wunder, daß man ihm doch gehorchte, aber das that man. Seine ärgſten Widerſacher waren der Prinz Auguſt Wilhelm und der Prinz Heinrich. Wie einſam ſtand der große Fürſt, wie verlaſſen und verrathen ſogar von ſeinen Nächſten! Friedrich wird mir durch dieſe Memoiren nur um ſo bewundernswürdiger, ſie wirken das Gegentheil der Abſicht, in der ſie geſchrieben worden.

„Geſammelte Schriften, von Ruge“ (4 Bde.).

In der „Ilias“ geleſen und in der „Aeneis“, in Lewes, in Lichtenberg.

Krakau wird ſehr beſprochen, unſre hieſigen Blätter ſagen darüber Dinge, die man für unmöglich halten möchte. Die Abgeordneten der Breslauer Kaufmannſchaft ſind wieder abgereiſt; auch der König hat ihnen geſagt, er habe gar nicht gewußt, daß Krakau für Schleſiens Handel ſo wichtig ſei, er wolle jedoch ſuchen von Oeſterreich günſtige Maßregeln zu erlangen.

Mittwoch, den 2. Dezember 1846.

Heute beim Fürſten von Wittgenſtein, der mir vertraulich von Hardenberg, Kircheiſen, Altenſtein und von ſich ſelber ſpricht; er ſagt, er habe „aus Mitleid“, aus übertriebener Gutmüthigkeit in ſein Miniſterium den Grafen von Stolberg aufgenommen, aber das habe der längſt vergeſſen; niemand werde doch denken, daß er einen Geſchäftsgehülfen an jenem gewonnen habe? Er gab mir eine Denkſchrift mit nach Hauſe.

Mit General von Rühle hatte ich ein großes Gespräch, das sich in dem Kreise der Kantischen Philosophie bewegte.

Krakau, immer wieder Krakau! Der Eindruck wird stärker und schwerer und droht es immer mehr zu werden. Die deutschen Zeitungen führen eine sehr freie Sprache, und besonders wiederholen sie das in Frankreich und England Gesagte. Metternich soll gesagt haben, die Einziehung Krakaus sei eine Expropriation für das Gemeinbeste, wie sie täglich für die Eisenbahnen vorkämen! Der Witz ist so schlecht wie die That. Der alte Fürst offenbart immer mehr seine Gebrechlichkeit. Ich will nun auch nichts mehr mit ihm zu thun haben.

Auch der Großherzogin von Weimar schick' ich diesmal mein Buch nicht, mich ekeln die Redensarten, die ich schreiben müßte, und die erwiedernden, die ich zu empfangen hätte. Wozu das alles? Ich verehre deßhalb die Fürstin nicht weniger, ich schätze gewiß ihren Werth! Aber — genug!

Donnerstag, den 3. Dezember 1846.

Um einzusehen, wie falsch die preußische Politik geführt wird, braucht man sich nur einen Augenblick das Gegentheil dessen, was eben geschehen ist, vorzustellen! Der König erkläre offen, er versage der Einziehung Krakau's seine Zustimmung, und wolle zwar nicht deßhalb Krieg anfangen, aber im Angesichte der Welt protestiren. Polen, Preußen, Deutsche, Franzosen und Engländer würden ihm beistimmen, jubelnd danken, sein Name wäre der herrlichste in Deutschland, in Europa, er hätte sogleich die stärksten Verbündeten; und was verlöre er? Die Lüge eines guten Vernehmens mit Rußland und Oesterreich, denn in der Wahrheit ist es seit einigen Jahren schon nicht mehr

vorhanden, nur ein bloßer Schein, uns zum Nachtheil. Aber wie weit ſind wir von ſolchem Entſchluſſe, ſolcher Geſinnung entfernt!

Man ſagt nun ohne Hehl, Canitz führe ſein Miniſterium wie alle Andern vor ihm, es ſei zwiſchen ihm und Werther kein Unterſchied. Er denke, heißt es, vor allem an Förderung ſeiner Familie, der ihm befreundeten Familien, ſeine Denkungsart habe ſich kleinlich in das engherzigſte Adelsintereſſe zuſammengezogen! Das iſt der gerühmte, der gehoffte Canitz! Das Amt hat ihn nicht gehoben, ſondern niedriger geſtellt. Und die andern Miniſter — ſchweigen wir!

Freitag, den 4. Dezember 1846.

Beſuch von *; über Litteratur und Staat geſprochen, unſre Zeit mit geſchichtlichem Auge betrachtet; ſie wird einſt beſſer ausſehen, als ſie zu erleben war; ſie hat ſchon zu viel Gutes, um ſchlecht heißen zu können, aber da jenes Gute nirgends für ſich abgeſondert beſteht, ſondern überall gemiſcht iſt mit dem Schlechten, ſo giebt es nur allgemeines Mißbehagen; ſonſt gab es wenigſtens Freiſtätten, wohin man ſich retten konnte, Geſelligkeit zum Beiſpiel, und auch das Gegentheil, Einſamkeit, man überließ den Staat und ſeine Anliegen denen, die ſich damit befaſſen wollten, es gab ein reichbedachtes Privatleben; das iſt jetzt nicht mehr erlaubt und kaum möglich, alles iſt politiſch oder hat doch ſolchen Beiſchmack, man muß ſich darauf einlaſſen, muß es mitmachen.

Abends bei Olfers. — Endlich kam auch Humboldt, mit dem ich ein langes Geſpräch hatte, ihm die Sache von Bettina von Arnim vortrug und guten Beſcheid erhielt;

er meinte jedoch, unmittelbar für Hoffmann von Fallersleben beim Könige etwas zu thun, sei ganz unmöglich, man mache sich von dem Zusammensein mit dem Könige die falscheste Vorstellung; übrigens sei der König erbittert. Von Bettinen sprach er mit größter Verehrung, klagte aber, sie bürde ihm zu vieles auf, und mehr als er tragen könne. Humboldt war überaus geistesrege.

Sonntag, den 6. Dezember 1846.

Die Reichsstände sollen wirklich so nahe sein, daß der alte General von dem Knesebeck darüber auf's äußerste beunruhigt ist, laut seine Unzufriedenheit ausspricht und den König beschuldigt, er richte die Monarchie zu Grunde. — Der Prinz von Preußen hofft in den Reichsständen selber gegen sie zu wirken und meint, der König werde sie wohl bald nach Hause schicken. — Ueber den Klempnermeister Berner wird weidlich gespottet. — Dronke, der sich nach Koblenz gewagt hatte, ist dort verhaftet worden.

Mittwoch, den 9. Dezember 1846.

Besuch des Herrn Professor Helwing, mit ihm das Ständewesen besprochen, die Mangelhaftigkeit des Grundsatzes, daß nur der Boden vertreten werden solle, die nutzlose Quängelei, daß, um wählbar zu sein, man schon zehn Jahre Besitzer gewesen sein müsse, die Lächerlichkeit in diesen Dingen, alles besonders und anders haben zu wollen, als Andre, und dergleichen mehr.

Der Staatswirthschafter List in Tirol gestorben; nach einer Andeutung der „Allgemeinen Zeitung" muß man Selbstmord vermuthen. Sie machen ein großes Wesen

von ihm, ich habe nie viel Sonderliches an ihm gefunden. Es ging ihm alles ſchlecht, das iſt wahr; beſſer hätte er es verdient.

Die Angriffe der franzöſiſchen und noch mehr der engliſchen Blätter, beſonders der „Times", auf die neueſte preußiſche Politik haben den Miniſter von Canitz doch hart getroffen, er vergißt Ironie und Witzeln, macht ein ſehr ernſtes Geſicht und verhehlt ſeine Beſorgniſſe nicht, daß die Sachen weiter gehen könnten; ja, er ſoll zweifelhaft geworden ſein, ob es jetzt nicht beſſer wäre, die Reichsſtände noch ferner hinauszuſchieben. Canitz erweiſt ſich wie ſeine Vorgänger den Verhältniſſen nicht gewachſen, und ſein Anſehen ſinkt ungemein. Alle Leute ſagen, daß Bülow in weit beſſerer Haltung daſtand.

Donnerstag, den 10. Dezember 1846.

Abends langer Beſuch vom Grafen von *. Wir kamen bald auf Erörterung unſerer Staatsſachen. Ich hörte die merkwürdige Aeußerung, ein Premierminiſter ſei uns nothwendig, als eine Art Vormund; der Mann, welcher wahrſcheinlich dieſe Stelle einſt bekommen werde, ſchieße jetzt Haſen, näher wurde nicht bezeichnet, wer gemeint ſei. Der vorige König, hieß es, habe einen Premierminiſter nicht nöthig gehabt, der habe ſeine Größe erſt gezeigt, als Hardenberg geſtorben war; wenn dieſer am Leben geblieben und Humboldt, Boyen, Beyme, Gneiſenau, Grolman nicht entfernt worden wären — welche alle den König in der Enge halten wollten —, würde der König ſich nie in der Größe haben zeigen können, die er nachher entwickelt. Dieſes Wort „Größe" muß hier ſehr auffallen, und iſt wohl in keiner Weiſe vom vorigen Könige gültig,

auch das Thatsächliche ist ganz falsch aufgefaßt, der König hat sich vom Staatskanzler nur bedingt und widerstrebend leiten lassen, hat ihn nach außen und innen stets gehemmt, und nach Hardenberg's Tode ging erst alles recht schwach, da begann die Mediokrität und die Kamarilla, die Angst und Verlegenheit bei jedem bedeutenden Ereigniß, die Ränke des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, die Einwirkung Witzleben's, die Staatsführung Lottum's, die Thätigkeit des Kronprinzen und seiner Leute. Ich sehe in der ganzen Vorstellungsweise nur die Ansicht, welche man sich im Kreise des Prinzen von Preußen nach persönlicher Angemessenheit zurechtgemacht hat. Der vorige König hatte sehr ehrenwerthe Eigenschaften, aber keine, die das Beiwort „groß" vertragen kann.

Dem Staatsrath liegt ein neues „Religionsedikt" vor, das gegen die Lichtfreunde, Deutschkatholiken 2c. gerichtet ist. Der König führt selber den Vorsitz und hat erklärt, er wolle die Meinungen hören, habe die seine jedoch schon festgestellt. Man glaubt, aus den beabsichtigten Anordnungen werde die Nothwendigkeit der bürgerlichen Ehe unvermeidlich hervorgehen, die doch grade dem Könige so sehr zuwider ist.

Die „Vossische Zeitung" brachte heute eine Vertheidigung des Dr. Falkson in Königsberg, der als Jude eine Christin geheirathet hat und nach England gereist war, sich trauen zu lassen.

Für die jetzige Zusammenkunft des Gustav-Adolf-Vereins hier, meint man, habe der Minister Eichhorn und seine Parthei alle Anstalten getroffen, daß das Ergebniß wider Rupp ausfalle. Der Sieg wird gering sein gegen die Niederlagen in ganz Deutschland.

Die Reichsstände sollen wieder verschoben sein. Vor

kurzem ſprach der König ſchon von einem Saale, der für ſie zu ermitteln ſei; nächſtens, meint man, wird die Drapperie beſtellt werden, Federn geſchnitten, Tinte bereitet, — und auch dann würden ſie noch nicht berufen werden, das rechte Zeichen ſei noch lange nicht da, — es werde ein Schreckenszeichen ſein!

Sonnabend, den 12. Dezember 1846.

Geſtern die „Voſſiſche Zeitung“ ausnehmend tapfer. An den Fürſten von Wittgenſtein geſchrieben, ihm eine Denkſchrift über die preußiſchen Staatsbehörden zurückgeſandt.

Hier iſt ein Verein junger Leute entdeckt worden, die ſozialiſtiſcher Umtriebe beſchuldigt werden. Viele Verhaftungen. Man nennt keine bekannte Namen.

Im Guſtav-Adolf-Verein — in der Singakademie — haben die Freunde Rupp's den vollſtändigſten Sieg erlangt, der Oberbürgermeiſter Krausnick iſt erbärmlich unterlegen, der Biſchof Neander vor der Abſtimmung weggegangen. Der Prediger von Sydow hat für Rupp geſprochen, am beſten der Reviſionsrath Jonas.

Man ſagt, der Prinz von Preußen habe ſeinen Adjutanten Königsmarck zu dem Bahnhofdirektor Haſſelbach geſandt und ihm Entſchuldigungen ſagen laſſen. Auch in der Freimaurerloge „Zu den drei Weltkugeln“ kam die Sache zur Sprache, die Brüder nahmen ſich des beleidigten Bruders an, vermittelten eine Verſöhnung und der Prinz gab dem Gekränkten in der Loge die Hand. Gut!

Der Fürſt Wilhelm Radziwill hat den General Grafen von Henckel leicht vermocht, eine harte Aeußerung über den Prinzen Louis Ferdinand zurückzunehmen. Das Buch

giebt auch ſonſt Anſtoß und Aergerniß. Als Williſen in Charlottenburg Abends beim Könige daraus vorlas, ſaß die Hofdame Fräulein von Marwitz dabei, wie über ihren Vater und Großvater harte Stellen geleſen wurden, und die Gräfin von Haak, geb. Tauentzien, mußte eben ſolche über ihren verſtorbenen Mann anhören. Geſchichte — nimmt kein Blatt vor's Maul!

Montag, den 14. Dezember 1846.

Schlöffel's Prozeß geleſen, im Auslande gedruckt. Die Erzählung der vielen Schändlichkeiten empört mich im Innerſten!

Dienstag, den 15. Dezember 1846.

Um acht Uhr zu dem General von dem Kneſebeck gefahren; ich fand ihn in vollem Staat, ſehr rüſtig und munter, Fräulein von Kalb war ſchon da, die Gräfin von Bohlen kam, Graf Julius von der Gröben und Andere. Ich ſprach einiges mit der Gräfin von Bohlen, flüchtige Worte mit Fräulein von Kalb und Frau von Treskow, ſonſt immer mit dem alten General, der mir mit lebhaftem Eifer vieles aus der Kriegsgeſchichte erzählte, von Rüchel, Prinz Louis Ferdinand, vom vorigen Könige, zum Theil Geheimes und Wichtiges, wegen deſſen er ſich mein Schweigen erbat. Der General, im achtzigſten Lebensjahre, hat ein ganz friſches Gedächtniß und ſpricht gemeſſen und ſicher, lieſt alles Neue, ſprach mit Wohlgefallen von den Schriften der Gräfin von Hahn, gab Auskunft über die Schrift von Radowitz und erklärte ſich entſchieden — merkwürdig und überraſchend von ihm — für Abſchaffung der Zenſur, für freie Preſſe und für feſtere Verſchmelzung der

deutſchen Völkerſchaften, ja er ſpottete über den Bundestag und meinte, derſelbe ſollte durch einen Bundesbeſchluß ſich darüber ausſprechen, ob das Tabackrauchen auf den Straßen Statt finden dürfe! Wir ſprachen auch viel über den Grafen von Henckel, ſeine Erinnerungen und den Nachlaß ſeines Vaters.

Um halb elf Uhr fuhr ich nach Hauſe.

In Fichte geleſen, im Ovidius.

Donnerstag, den 17. Dezember 1846.

Beſuch bei *. Erzählung vom Aufenthalt in Sagan, der König hat „gewiehert" vor Freuden; anderthalb Meilen Weges zur Heimkehr von der Jagd Abends mit bunten Ballons und bengaliſchem Feuer beleuchtet, Prunk des Jagdweſens, der Dienerſchaft, der Geräthe ꝛc. — Alles iſt entzückt ꝛc. Talleyrand'ſches Geld, ſchlechter erworben als Rothſchild'ſches, deutſches Beſtechungsgeld ꝛc.

Neue Anklagen gegen den Miniſter Eichhorn, aus ſeinem Miniſterium ſind dem Vertheidiger Rupp's verfälſchte Akten zugeſtellt worden. Keine Anſtellung findet Statt, ohne daß der Glauben unterſucht wird, das heißt, man muß ſich zu der frommen Parthei bekennen, und die Scheinheiligkeit genügt. Elender Zuſtand, der das ganze Regierungsweſen vergiftet und zerfrißt!

In der „Ilias" geleſen, in meinen Papieren gearbeitet.

Sonnabend, den 19. Dezember 1846.

Nachricht, daß der Landgraf Philipp von Heſſen-Homburg am 15. geſtorben, kurz vorher war er zum öſterrei-

chiſchen Feldmarſchall ernannt worden. Er war ein edler Menſch und mir ſehr lieb.

Sonntag, den 20. Dezember 1846.

Abends zu * gefahren. — Bei Tiſche zog Graf von Lottum mit tapfrem Eifer und freier Wahrheitsliebe gegen das gräuelhafte Verfahren, welches Schlöffel erlitten, los; er hatte die Schrift geleſen und war empört über die Schande der Regierung. Ich hörte ihm mit Wohlbehagen und Beifall zu. Als auf den Miniſter Eichhorn die Rede kam, ſtellte er dieſen in ſeiner Augendienerei luſtig dar, wie der fromme Mann mit ſeiner frommen Frau und dem frommen Gevatter Schelling im Theater gegenüber dem Könige deſſen Gefallen an der üppigen Tänzerin Cerritto ſich mitaneigne, durch das Opernglas entzückt hinſchaue, mit dem Könige zugleich in die weitausgeſtreckten Hände klatſche ꝛc. Auch in der Kirche hört Eichhorn, ſo wurde erzählt, kaum auf die Predigt, ſondern ſieht nur immer durch das Glas, wer alles gegenwärtig iſt und gehörig heuchelt. Die Geh. Räthin von S. wollte ſich ſeiner annehmen, wurde aber ſchnell beſchwichtigt und ihr geſagt, Eichhorn ſei nicht nur haſſenswerth, ſondern auch verächtlich; Lottum ſagte, er ſei der wahre Revolutionair jetzt wie ehmals, er verbreite überall im Lande Mißvergnügen und Haß.

Montag, den 21. Dezember 1846.

Unerwartet tritt Herr Georg Schirges bei mir ein, geſtern von Hamburg angekommen, ein wackrer, ſinniger

Mann. Er erzählt mir von Hamburg, wir beſprechen Litteratur und Menſchen.

Der Biſchof Neander hat es nun mit beiden Partheien verdorben; ſein Eifern gegen Rupp hat ihm bei den Frömmlern nichts genutzt und bei den Liberalen den Stab gebrochen. Er hat manchen harten Strauß gegen die Fanatiker früher gekämpft, aber mehr weil er ſeiner Stellung nach nichts anders konnte, ſo ſcheint es, als weil er recht wollte. Fehlt es ihm auch nicht an geiſtiger Stärke, die ihm oft ein gutes Anſehn gegeben, ſo ermangelt er doch eigentlicher Karakterfeſtigkeit. Andre haben ſchon früher den Pfaffen in ihm erkannt. In folgender Geſchichte zeigte er ſich als ſolcher.

Vor einer Reihe von Jahren wurde der Kandidat Otto von Gerlach von der theologiſchen Fakultät hier geprüft zur Erlangung der Lizenziatenwürde. Marheineke fand ihn allzu ſchwach in der philoſophiſchen Theologie, Strauß und Auguſt Neander fanden ihn genügend, mehr Fakultätsmitglieder waren nicht da, die Sache ging an das Miniſterium, welches entſchied, die Mehrheit ſei für den Kandidaten, alſo ſei er zuzulaſſen, mit der Bemerkung jedoch, daß, falls derſelbe künftig zu einer Profeſſur ſich melde, er beſſere Kenntniß in der philoſophiſchen Theologie nachzuweiſen habe. Gerlach und ſeine Freunde waren in Wuth, der Kronprinz war der erklärte Begünſtiger der Familie Gerlach, die Fakultät wurde aufgehetzt und erließ an das Miniſterium ein Schreiben, dergleichen könnten ſie ſich nicht gefallen laſſen, ſie kennten keine philoſophiſche Theologie, ſie müßten ſich gegen jede Einmiſchung fremder Lehren in die Theologie verwahren; das ganze Schreiben war frech und höhniſch, wie von Leuten, die höheren Schutzes ſicher ſind. Altenſtein forderte Bericht vom Geh. Rath Schulze

und vom Bischof Neander, jeder gab sein Votum, das von Neander aber war das nachdrücklichste, und Schulze verfaßte hierauf eine schlagende Antwort an die Fakultät, worin derselben ihre Ungebühr hart verwiesen und nebenher gesagt war, wenn sie nichts von philosophischer Theologie wüßten, so möchten sie den bei ihnen mitunterzeichneten Schleiermacher fragen, der in seiner Enzyklopädie diesem Theile der Theologie einen großen Abschnitt gewidmet habe, oder möchten sich von der Fakultät zu Heidelberg belehren lassen. Ueber diese Abfertigung geriethen die Pfaffen und ihre Helfer außer sich. Es hieß nun, Altenstein und die Hegelianer wollten die Theologie unterdrücken, sie müßten als Feinde des Christenthums aus jeder Wirksamkeit entfernt werden. Der Kronprinz schrieb in solchem Sinn an den König, der sehr erschrak und in Zorn gerieth. Altenstein war mittlerweile in's Bad gereist, Schulze auf einer Dienstreise, die Parthei wußte sich die Akten zu verschaffen, die durch viele unbefugte Hände gingen, bis sie zuletzt an den König kamen. Man erwartete Altenstein's und Schulze's Absetzung. Der König aber fand wider alles Erwarten das Votum Schulze's und die Altenstein'sche Verfügung sehr vernünftig, billigte das Geschehene und schrieb an den Kronprinzen seine Meinung. Als Schulze zurückkam, hörte er, welche Gefahr ihn bedroht hatte; er ließ sich die Akten geben und fand, daß die Gefahr noch größer gewesen, als er gedacht, denn Neander hatte mit Zustimmung des Geh. Raths * sein Votum aus den Akten entfernt und also Schulze's Votum allein stehen lassen, so wie das von seiner Hand geschriebene Antwortschreiben an die Fakultät. Als er ihnen wegen dieses schändlichen Verfahrens Vorwürfe machte, hatten sie nur die kahle Entschuldigung, es wäre zu Gunsten

Altenſtein's geſchehen, den ſie nur ſo rettbar geglaubt. Neander hatte ſich feigerweiſe zu retten geſucht, und ohne Noth, wie ſich nachher gezeigt. — Pfaff bleibt Pfaff!

Mittwoch, den 23. Dezember 1846.

Die Buden auf dem Theile des Weihnachtsmarktes, der nach dem Luſtgarten verwieſen worden, und beſonders die am meiſten abgelegenen nach dem Dom hin, wurden faſt gar nicht beſucht, und die armen Händler in Verzweiflung ſteckten ſchwarze Trauerfahnen auf; der Einfall half, und viele Leute kauften nun dort.

Unaufhörlich kommen Druckſchriften heraus, in denen willkürliches und gradezu ungeſetzliches Verfahren der Behörden nachgewieſen wird, namentlich des Miniſters des Innern und des Kultusminiſters, aber nie wird einer Sache dieſer Art von Staatswegen Folge gegeben; es bleibt ruhig bei dem Geſchehenen, man hört von keiner Unterſuchung, geſchweige denn von Beſtrafung der Geſetzwidrigkeiten. Empörend iſt Schlöffel's Prozeß, ſchändlich das Verfahren gegen Rupp (die Aktenverſtümmlung), elend die Verweiſung der Luiſe Aſton, lächerlich der Prozeß gegen Dr. Jacoby, nutzlos und kleinlich die Ausweiſung Kuranda's, — und der König läßt das alles ſo hingehen! Leider thut ihm das in der Meinung unerſetzlichen Schaden!

Freitag, den 25. Dezember 1846.
Erſter Weihnachtstag.

Die öffentlichen Zuſtände verbittern mir alles; täglich hör' ich Dinge, die mich ganz unſelig machen! Die ſchamloſeſte Willkür und Unvernunft übt ihre Amtsmacht. Preu-

ßen, ſcheint es, muß immer ſeinen Tſchoppe haben, jetzt iſt es der Geh. Rath und Direktor Mathis und ſein Helfer der Geh. Rath Sulzer, die machen in Polizeiſachen, was ſie wollen, der Miniſter leiht ihnen ſein Anſehn; wer an dieſer Polizeiſtelle im Miniſterium ſteht, iſt ein Paſcha, der ſo handeln darf, daß preußiſch nicht viel beſſer iſt als türkiſch.

Wie werden überhaupt die Völker behandelt! Mit welcher Gleißnerei, Verhöhnung, Gemeinheit! Nicht bloß in Rußland, Oeſterreich, ſondern auch in Frankreich! Und man meint, der Himmel werde ſolche Schlechtigkeit nicht ſtrafen? Man fürchtet die Beiſpiele der Geſchichte nicht, aber man kennt ſie auch nicht! — Wartet nur!

Dabei ſtehen unſre Reichsſtände dicht vor der Thüre. Sie braucht nur geöffnet zu werden und der König hat ſchon die Hand an der Klinke!

Sonntag, den 27. Dezember 1846.

Feodor Wehl iſt aus Magdeburg eingetroffen, nachdem er ſeine Strafe völlig ausgeſtanden; aber als man ihm ſeine Freiheit ankündigte, machte man ihm zugleich bekannt, daß ihm der Aufenthalt in Berlin verboten ſei; eine gehäſſige Bosheit von der Polizeibehörde! Er iſt nun während der Feiertage heimlich hier, und ſtets in Gefahr, verhaftet und fortgeſchafft zu werden.

Die neuſten Verhaftungen werden belacht, es ſoll nichts dahinter ſein! — Des Königs und der Königin Beſuch in der Ausſtellung des Handwerkervereins gereicht dieſem zum Vortheil und ſchützt ihn etwas gegen die eiferſüchtige Polizei. Einige feine Arbeiten haben großes Wohlgefallen erweckt, auch der Geſang der Handwerker.

Unzulänglichkeit der Zensur, an einem neuen schlagenden Beispiele! Die Breslauer Abgeordneten wegen des Krakauer Handels waren vom Prinzen von Preußen aufgefordert worden, die hier empfangenen Vertröstungen gleich durch die öffentlichen Blätter ihren Mitbürgern bekannt zu machen; Canitz aber hatte die Zensoren in Schlesien anweisen lassen, dies nicht zu gestatten, zufällig war der Zensor des „Handelsblattes" vergessen worden, und durch dies übersehene Loch floß nun alles dennoch aus! Man lacht darüber.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

G.E. STECHERT & Co.

838.7 Varnhagen von Ense, K.A.P. 172247 v.3
V319t Aus dem nachlass Varnhagen's von Ense.

NAME	DATE	NAME	DATE

SPRING 1982

Stanford University Libraries
3 6105 013 377 812